



Jüdisches Museum Berlin

Zwei Jahrtausende Deutsch-Jüdische Geschichte

Jahresbericht 2005/2006

INHALT

- 12 Grußwort des Vorsitzenden des Stiftungsrates
Bernd Neumann
- 13 Ein stabiles Fundament für neue Ziele
W. Michael Blumenthal
- 14 Das Museumsprogramm – Ein breites Spektrum
Cilly Kugelmann

DIE AUSSTELLUNGEN

- 16 Die Dauerausstellung – Stets Neues zu entdecken

Die Sonderausstellungen – Von ernst bis spielerisch
- 18 BAUEN! Jüdische Identität in der zeitgenössischen
Architektur
- 19 Techniker der „Endlösung“.
Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz
- 20 Weihnucca.
Geschichten von Weihnachten und Chanukka
- 22 PSYCHOanalyse.
Sigmund Freud zum 150. Geburtstag
- 24 Heimat und Exil.
Emigration der deutschen Juden nach 1933
- 26 Roman Vishniacs Berlin
- 27 jüdisch – jetzt

BESUCHERORIENTIERUNG

- 28 Der Besucherservice – Rundumbetreuung
für unsere Gäste
- 30 Die Besucherforschung – Zum Wohle des Besuchers
- 32 Die Besucherzahlen – Das Interesse wächst weiter

DIE SAMMLUNGEN

- 36 Die Kunstsammlung – Vom Eisenbahnkönig
bis zum „Spiegel der Nacht“
- 37 Judaica und Angewandte Kunst – „Weihnucca“
in Hülle und Fülle und andere Neuerwerbungen
- 38 Die Fotografische Sammlung – Geschichte im Bild
- 40 Das Sammlungsmanagement – Fingerspitzengefühl
für die Kunst
- 42 Die Archive – Wo Erinnerungen ihren Platz finden
- 43 Das Archiv des Leo Baeck Instituts New York –
Im steten Austausch für die Forschung
- 44 Die Kabinettausstellungen

MEDIEN

- 46 Multimedial für einen innovativen Lernort
- 47 Das Rafael Roth Learning Center –
Geschichte per Mausklick
- 48 Die Museumswebsite – Vielseitig informiert
- 49 Die Bibliothek – Wissen handfest und virtuell
- 50 Die Publikationen – Ansprechende Seiten

DAS PÄDAGOGISCHE PROGRAMM

- 52 Lernen und Vermitteln

DIE VERANSTALTUNGEN

- 58 Mehr als ein Museum
- 59 Begleitprogramme zu Sonderausstellungen
- 60 Der Kultursommer im Museumsgarten –
Entspannung mit Esprit
- 61 Konferenzen und Symposien – Wo Wissen(schaft)
sich versammelt
- 62 Lesungen – Renommierete Autoren zu Gast

MARKETING UND DEVELOPMENT

- 64 Marketing – Auf gute Partnerschaft
- 66 Development – Mit Freunden mehr erreichen

DIE PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

- 70 Eine gute Figur in den Medien

DIE INTERNEN DIENSTLEISTER

- 73 Die Verwaltung – Auf uns kann man bauen
- 74 Der Technische Service – Wir bauen an der Zukunft

DIE PARTNER

- 76 Restaurant Liebermanns – Kulinarische Genüsse
des Orients
- 77 CEDON Museumsshop – Museum zum Mitnehmen

ANHANG

- 80 Zeittafel 2005/2006
- 86 Der Stiftungsrat
- 88 Die Gesellschaft der Freunde und Förderer der
Stiftung Jüdisches Museum Berlin e.V.
- 92 Die Presse über uns
- 143 Veröffentlichungen und Vorträge der Mitarbeiter
- 144 Abbildungsnachweis



Spiegel der Zeit: Blick in die Ausstellung „Heimat und Exil“




Happy
Birthday,
JMB!

Happy
Birthday,
JMB!

Happy
Birthday,
JMB!

Happy
Birthday,
JMB!



Happy
Birthday,
JMB!

Happy
Birthday
JMB!

Happy
Birthday,
JMB!



Durch die Linse von Roman Vishniac:
Eine Kellerkneipe in Berlin-Charlottenburg, aufgenommen um 1930



eresienstadt Lodz

BERLIN JERUSALEM AMSTERDAM MANCHESTER SAO PAULO ANKARA ZÜRICH



KAPSTADT

RICH





Maßarbeit in luftiger Höhe: Der neue Glashof entsteht.

Eine Reise wert: Besuch in der Dauerausstellung





GRUSSWORT

Das Jüdische Museum Berlin ist eines der bedeutendsten Ausstellungshäuser unseres Landes. Das hängt zum einen mit der Thematik zusammen, der zweitausendjährigen Geschichte der Juden in Deutschland, die durch den Holocaust so schrecklich gezeichnet ist, zum anderen mit der weltweit einzigartigen Architektur des Museums, die für den Bruch, die Verbindungen und Verwerfungen dieser Geschichte eine so eindringliche, symbolhafte Form gefunden hat. Das Jüdische Museum ist zu einem Wahrzeichen der Hauptstadt geworden und hat in den ersten fünf Jahren seines Bestehens bereits dreieinhalb Millionen Besucher angezogen.

Dass Juden schon im vierten Jahrhundert am Rhein siedelten, dass sie später entscheidend an der Entstehung einer modernen Gesellschaft in Deutschland mitgewirkt haben, dass sie in Kunst und Wissenschaft Bedeutendes leisteten, daran erinnert das Museum ebenso wie an die Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Mitbürger in der Zeit des Nationalsozialismus. Damit ist das Jüdische Museum Berlin – gemeinsam mit dem im Jahr 2005 eröffneten Denkmal für die ermordeten Juden Europas und der Topographie des Terrors, für die derzeit ein Neubau errichtet wird – auch Ausdruck der Verantwortung Deutschlands, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen und aus ihr zu lernen.

Auch viele junge Leute besuchen das Jüdische Museum Berlin, was für ein historisches Museum keine Selbstverständlichkeit ist. Jede zweite Führung wird für eine Schulklasse gebucht. Das zeigt, wie groß die Neugierde darauf ist, mehr über Geschichte und Gegenwart des deutschen Judentums zu erfahren, und es freut mich, weil wir gerade die heranwachsende Generation für Mitmenschlichkeit und Toleranz sensibilisieren wollen. Im Jüdischen Museum können wir lernen, wie wichtig ein respektvolles Zusammenleben verschiedener ethnischer, kultureller und religiöser Gruppen ist. So vermittelt das Museum in seiner täglichen Arbeit jene Werte, die für eine moderne Gesellschaft in der heutigen globalisierten Welt unerlässlich sind.

Mein großer Respekt gilt Professor W. Michael Blumenthal, dem Direktor des Museums, der es mit seiner Vision, seinem politischen Geschick und kraftvollen Einsatz zu dem gemacht hat, was es heute ist. Als Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Jüdisches Museum Berlin danke ich ihm und seinem kompetenten und engagierten Team sowie den Mitgliedern des Stiftungsrates, die das Museum stets unterstützend begleiten.

Bernd Neumann, MdB
Staatsminister bei der Bundeskanzlerin
Der Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



EIN STABILES FUNDAMENT FÜR NEUE ZIELE



Rund 300.000 deutsche Juden wurden durch die Nationalsozialisten vertrieben und mussten in fremde Länder und eine ungewisse Zukunft fliehen. Mit der Ausstellung „Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933“ haben wir zusammen mit dem Haus der Geschichte eine erste Gesamtschau der erzwungenen Auswanderung deutscher Juden in weltweit über hundert Länder präsentiert. Die Planung für diese bedeutsame Ausstellung reichte bis in die Zeit vor der Museumseröffnung zurück. Und so war ihre Eröffnung im September 2006 ein bewegender Moment in der noch jungen Historie des Jüdischen Museums Berlin.

Die vergangenen beiden Jahre enthielten weitere erfreuliche Entwicklungen. Unsere Besucherzahlen sind erneut gestiegen, so dass wir sowohl 2005 als auch 2006 Besucherrekorde erzielt haben. Über 3,7 Millionen Menschen aus dem In- und Ausland haben das Museum seit seiner Eröffnung 2001 besichtigt – dass ihr Interesse nach wie vor wächst, ist ein großer Erfolg und eine Bestätigung unserer Arbeit.

Bei der kontinuierlichen Weiterentwicklung der Dauerausstellung haben wir mit der Überarbeitung des Kapitels „Deutsche und Juden zugleich“ und der Neueinrichtung des Raums zur Gegenwart wichtige Etappenziele erreicht. Und für die jungen Besucher haben wir eine Kinderinsel geschaffen, auf der sie viel lernen und entdecken können.

Vier von zehn unserer Besucher sind noch keine dreißig Jahre alt – für ein historisches Museum ist unser Publikum ungewöhnlich jung. Zu unserer Freude hat der Anteil der Kinder, Jugendlichen und Twens sogar weiter zugenommen. Auch bei meinen Begegnungen mit Jugendlichen im Museum und bei Schulbesuchen treffe ich immer wieder auf eine große Wissbegierde und Neugierde auf jüdisches Leben.

Also einfach weiter so? Keineswegs! Wir haben auch für die nächsten Jahre ehrgeizige Ziele. So wollen wir noch enger mit Schulen zusammenarbeiten, damit jeder Jugendliche in Deutschland unser Museum besucht. Auch wollen wir das Museum als Ort der Wissenschaft, an dem geforscht und gelehrt wird, ausbauen. Denn wir sind mehr als ein Museum: Wir sind eines der weltweit größten Zentren jüdischer Kultur und Geschichte – und die Wissenschaft hat dabei eine wichtige Rolle zu spielen. Und schließlich werden wir im Herbst 2007 den von Daniel Libeskind entworfenen Glashof eröffnen und erhalten damit zusätzlichen Veranstaltungsraum, der die Ausweitung unserer pädagogischen, kulturellen und wissenschaftlichen Aktivitäten erlaubt. Und Berlin wird um eine Attraktion reicher.

Die Finanzierung des Glashofes wird durch das großzügige Engagement von Sponsoren, Spendern und dem Bund gewährleistet, denen ich ausdrücklich für ihre Unterstützung danken möchte. Wie überhaupt die Erfolge des Museums nur durch die tatkräftige Unterstützung von vielen Seiten erreicht werden konnten. Hervorzuheben ist vor allem die konstruktive Zusammenarbeit mit unserem Stiftungsrat, wofür ich allen Mitgliedern danke, insbesondere Kulturstaatsminister Bernd Neumann als neuem Vorsitzenden. Einige Stiftungsratsmitglieder sind 2006 ausgeschieden – für die vertrauensvolle Zusammenarbeit in den Gründungsjahren des Museums gilt ihnen mein besonderer Dank. Auch gegenüber der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e.V., die das Museum mit steter Generosität und Rat begleitet, möchte ich meinen Dank zum Ausdruck bringen.

Prof. Dr. W. Michael Blumenthal
Direktor

DAS MUSEUMSPROGRAMM - EIN BREITES SPEKTRUM

Mit 2005 und 2006 liegen zwei erfolgreiche und besucherstarke Jahre hinter uns. Neben sieben Sonder- und zwei Kabinettausstellungen führte das Museum über 130 Veranstaltungen für rund 45.000 Besucher durch. Wir befinden uns also in einer Konsolidierungsphase auf hohem Niveau – dieses zu halten ist unser Ziel für die kommenden Jahre.

Von Anfang an haben wir die Dauerausstellung als „work in progress“ betrachtet. Diesem Gedanken entspricht der Umstand, dass wir intensiv mit Leihgaben arbeiten, die ausgetauscht und zurückgegeben werden. Und die fortschreitende historische Forschung bereichert uns mit neuen und interessanten Details, die wir, soweit möglich, in die Ausstellung einbinden. Ein dritter Aspekt sind die Ergebnisse unserer Besucherforschung, auf die wir bei der Umgestaltung zurückgreifen. Diese Überlegungen haben 2005 und 2006 zu einer Umarbeitung von maßgeblichen Teilen der Dauerausstellung geführt – ein Prozess, der fortgesetzt wird. Besonders hervorzuheben ist das Ende des historischen Rundgangs: In dem Raum „So einfach war das“ erzählen Juden aus Deutschland, der Schweiz und Österreich, wie es war, dort nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und aufgewachsen zu sein.

Unser Wechselausstellungsprogramm beschreibt ein breites Spektrum von Themen und Ausstellungsformen. Es umfasst historische Themen, stellt kulturhistorische Zusammenhänge her, vergleicht religiöse Standpunkte und experimentiert mit neuen Darstellungsformen. In den vergangenen beiden Jahren haben wir eine Architektur Ausstellung gezeigt, die Geschichte einer Firma darlegt, die in die nationalsozialistische Massenvernichtungsmaschinerie verwickelt war, eine vergleichende Schau zu Chanukka und Weihnachten präsentiert, den Erfinder der Psychoanalyse gewürdigt und eine Ausstellung zum Thema Flucht und Exil eröffnet. Zwei kleinere Ausstellungen umfassten den Sammlungsankauf mit Fotografien von Roman Vishniac und Fotoarbeiten von Studenten an den Hochschulen in Bielefeld und Konstanz. Mit dem zuletzt genannten Projekt setzten wir unsere Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen jüdischen Lebens in der Bundesrepublik fort.

Im Berliner Kulturleben ist das Museum als Veranstaltungsort längst eine feste Größe. Der „Lange Montag“ mit vielen Lesungen und Öffnungszeiten bis 22 Uhr und der Kultursommer haben sich bewährt. Der winterliche Verkaufsbazar, der 2005 als „Weihnukka-Markt“ begleitend zur Sonderausstellung stattgefunden hat, erfuhr 2006 als Chanukka-Markt eine besucherstarke Neuauflage.

Die Fußballweltmeisterschaft 2006 ist auch nicht spurlos am Jüdischen Museum vorbeigegangen. Eine Kabinettausstellung war der „Jüdischen Sportbewegung“ im Kaiserreich und der Weimarer Republik gewidmet, eine Open-Air-Installation würdigte jüdische Fußballgrößen, und auch bei zahlreichen Veranstaltungen des Kultursommers 2006 drehte sich alles ums runde Leder.

Die letzten zwei Jahre sind nicht vollständig beschrieben und gewürdigt, ohne den viel zu frühen Tod unseres neuseeländischen Kollegen Nigel Cox zu erwähnen. Nach fünf Jahren am Jüdischen Museum ist er im April 2005 nach Hause zurückgekehrt, wo bald eine Krebserkrankung diagnostiziert wurde. Er starb im Juli 2006. In seinem 2006 erschienenen Roman „Responsibility“ verarbeitete er seine Zeit in Berlin.

Cilly Kugelmann
Programmdirektorin





Mazel tov! Ein Stück der Geburtstagstorte in der Ausstellung „PSYCHOanalyse“ zeigt die Hochzeit von Sigmund und Martha Freud.

DIE AUSSTELLUNGEN

DIE DAUERAUSSTELLUNG - STETS NEUES ZU ENTDECKEN

Die meisten unserer Besucher kommen, um etwas über die deutsch-jüdische Geschichte zu erfahren. Neunzehn von zwanzig Museumsbesuchern besichtigen unsere Dauerausstellung zu zwei Jahrtausenden deutsch-jüdischer Geschichte. Damit wir ihnen immer wieder Interessantes bieten, wird die Ausstellung laufend überarbeitet: Wir bringen die Technik auf den neuesten Stand, zeigen Neuerwerbungen und vermitteln komplizierte Themen auf noch anschaulichere Weise. Ganze Ausstellungsbereiche werden verändert und auch „neu verpackt“. An der bewährten Mischung von Kunst- und Alltagsgegenständen, Filmen, Hörstationen und interaktiven Angeboten halten wir dabei fest.

Moderne und Urbanität, 1890 - 1933



Ein neues Ausstellungskapitel: „Deutsche und Juden zugleich“

Auf ihrem Rundgang treffen die Besucher seit April 2005 auf das neue Ausstellungskapitel „Deutsche und Juden zugleich“. Es stellt Formen des jüdischen Selbstverständnisses vor, die im 19. Jahrhundert entstanden – vor dem Hintergrund der Emanzipation und des Antisemitismus. Erst 1871, nach jahrzehntelangen Debatten über die „Judenfrage“, wurden die Juden in Deutschland gleichberechtigte Staatsbürger. An einem Hörtsch stellen wir Argumente von Gegnern und Fürsprechern der Emanzipation einander gegenüber.

Während noch über gleiche Rechte gestritten wurde, eigneten sich Juden die Kultur und Lebensweise ihrer Umgebung an. Die Mehrheit der deutschen Juden fühlte sich dem Judentum und der deutschen Nation und Kultur zugleich zugehörig. Eine Minderheit bemühte sich um vollständige Assimilation und ließ sich taufen, während Anhänger der zionistischen Bewegung die jüdische Siedlung in Palästina unterstützten. Eine gläserne Wand widmet sich diesen modernen deutsch-jüdischen Identitäten. Heinrich Heine bildet das Ende des Kapitels, denn seine Biografie spiegelt die deutsch-jüdische Problematik der Zeit. Auf einem als Felsen drapierten Sofa nehmen die Besucher bequem Platz und hören Heines Gedicht „Loreley“ – es machte ihn als deutschen Dichter weltberühmt.

Eine Besucherin nimmt „Deutsche und Juden zugleich“ in Augenschein.



Die Kinderinsel: Geschichte zum Ertasten

Auch ganz jungen Besuchern bieten wir seit Mai 2006 Neues: die „Kinderinsel“. In Fühlboxen ertasten die Kinder Formen und Materialien und erfahren, was Boxhandschuhe und Topfschrubber in einem Jüdischen Museum zu suchen haben. Herzstück der Kinderinsel ist ein bunter Museumsschrank voller Dinge und Geschichten. Dort erzählen wir vom „Hosenkönig“ Levi Strauss und seiner Erfindung, der Jeans, die ihn reich und berühmt machte. Und von einem heiligen Buch, das man nicht blättert, sondern rollt: die Tora. Das Beste am Museumsschrank: Hier können die Kinder selbst ihr Talent als Ausstellungsmacher unter Beweis stellen. In Workshops wählen sie ihre persönlichen Lieblingsstücke aus und arrangieren sie in „ihrer“ Vitrine.

„So einfach war das“

Im Januar 2006 hat die Dauerausstellung einen neuen Abschluss bekommen: Wie in dem Ausstellungsraum „So einfach war das“ zu sehen ist, war es keineswegs einfach, nach 1945 als Kind von jüdischen Überlebenden, Flüchtlingen und Migranten in Deutschland, Österreich und der Schweiz aufzuwachsen. Bekannte und unbekannt, gläubige und weniger gläubige Juden haben für die Ausstellung eine Fotografie ausgewählt, die sie an ein Schlüsselerebnis aus ihrer Kindheit oder Jugend erinnert. Widersprüchliche Momente werden geschildert: Gefühle von Fremdheit und Zugehörigkeit, kleine Fluchten aus dem Alltag, Träume und Hoffnungen. Die Kurzgeschichten reichen von 1947 bis in die frühen 1990er Jahre und sind in der Ausstellung, von den Befragten selbst gesprochen, zu hören.



Eldorado für junge Museumsfans: die Kinderinsel



Grün ist die Gegenwart: „So einfach war das“



Besucher begutachten Mario Bottas Entwürfe.
(unten) Blick auf das Kabinett zur Architektur Zvi Heckers

BAUEN!
JÜDISCHE IDENTITÄT IN DER ZEITGENÖSSISCHEN
ARCHITEKTUR
4. MÄRZ BIS 29. MAI 2005

Am Beispiel von siebzehn ausgewählten Bauwerken erhielten die täglich fast 400 Ausstellungsbesucher einen Überblick über internationale Architekturprojekte für jüdische Einrichtungen am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Darunter befanden sich weltweit Aufsehen erregende Entwürfe und Bauten von Architekten wie Frank O. Gehry, Moshe Safdie, Mario Botta, Zvi Hecker und Daniel Libeskind.

Im Fokus standen Museen, Synagogen, Gemeindezentren und Schulen in Europa, Israel und den USA. Erstmals wurde auch Libeskind's Entwurf für die Überdachung des Innenhofs des Jüdischen Museums Berlin präsentiert. Modelle, Skizzen und Fotografien in farbig gestalteten Kabinetten offenbarten die Spuren jüdischer Identität in der zeitgenössischen Architektur. Eine Zeitleiste mit den bedeutendsten historischen Bauten zeigte, von welchen historischen Vorbildern und aus welchen Quellen sich Architekten heute inspirieren lassen.

Die ausgestellten Bauten und Entwürfe sind Ausdruck einer im Wandel begriffenen jüdischen Identität. Die Selbstverständlichkeit, mit der Auftraggeber und Architekten in den vergangenen Jahren mit innovativen Bauprojekten an die Öffentlichkeit traten, zeugt von einem wiedererstarbten jüdischen Selbstbewusstsein: Projekte wie das Jüdische Zentrum der Architekten Wandel, Hofer und Lorch in München sind nicht zu übersehende Bauwerke an prominenten Orten in der Stadt.

Die Ausstellung wurde vom Jüdischen Historischen Museum in Amsterdam organisiert und von Angeli Sachs und Edward van Voolen kuratiert. Sie war noch in Wien, München, Warschau und Osnabrück zu sehen.





Urnen-Installation in der Ausstellung „Techniker der ‚Endlösung‘“
(unten) Konstrukteure der Vernichtung

TECHNIKER DER „ENDLÖSUNG“ TOPF & SÖHNE - DIE OFENBAUER VON AUSCHWITZ 19. JUNI BIS 18. SEPTEMBER 2005

Mit der Firma Topf & Söhne wurde ein ganz normaler mittelständischer deutscher Betrieb vorgestellt, der Mitte der 1930er Jahre Marktführer für Mälzereien, zivile Krematorien und Spezialofenbau wurde – und sich dann als Geschäftspartner der SS etablierte. Zunächst für Buchenwald, dann auch für weitere Konzentrationslager, entwickelte das Unternehmen seit 1939 spezielle Leichenverbrennungsöfen, die auf die Erfordernisse der SS zugeschnitten waren. Für die Krematorien in Auschwitz entwarfen die Ingenieure von Topf & Söhne das Be- und Entlüftungssystem der Gaskammern und bemühten sich darum, der SS auch bei der Konstruktion der Todesfabriken mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Darin sollten die Ermordung der Menschen, die Ausbeutung ihrer Leichname und die Beseitigung der Spuren wie am Fließband ablaufen. Im KZ Auschwitz-Birkenau vollzog die SS 1942 den Wandel vom Kriegsgefangenenlager zu einer Stätte der systematisch vollzogenen Massenvernichtung – mit Unterstützung der Erfurter Firma.

Die Ausstellung wurde von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora in Kooperation mit dem Jüdischen Museum Berlin und dem Museum Auschwitz konzipiert und mit Mitteln der Kulturstiftung des Bundes gefördert. Gestaltet vom Architekten und Bühnenbildner Hans Dieter Schaal, präsentierte sie ihre Exponate nüchtern und lakonisch: Hinterlassenschaften der Firma, Überreste der Öfen von Auschwitz, Aussagen der Konstrukteure und Monteure, Berichte von Häftlingen, Dokumente der SS und Fotos – und ließ gerade dadurch das Entsetzliche hervortreten.



WEIHNUKKA
GESCHICHTEN VON WEIHNACHTEN
UND CHANUKKA
28. OKTOBER 2005 BIS
29. JANUAR 2006

Passend zur Jahreszeit richtete die Ausstellung „Weihnukka“ einen eingehenden Blick auf das jüdische Chanukka-Fest und das christliche Weihnachten und forderte unsere Besucher auf, über ihre eigenen Feiertagsbräuche nachzudenken.

In sechs Kapiteln untersuchte die Ausstellung den Ursprung dieser Feste und die Bedeutung und Entwicklung der unterschiedlichen Traditionen und Bräuche durch die Jahrhunderte. Ein Raum war einem interaktiven „Kalender“ mit 24 Türen gewidmet, die jeweils eine Frage zu einem der Feste beantworteten. An anderer Stelle wurde anhand von Objekten und Geschichten gezeigt, welche Bedeutung den Feiertagen in unterschiedlichen Zeiten zukam, wie sie neu interpretiert oder gar für politische Ziele umgedeutet wurden. Im letzten Raum ging es um den Titel der Ausstellung: die historische Feier beider Feste unter einem Dach und dem in den USA als „Dezember-Dilemma“ bekannten Problem vieler Familien, die entscheiden müssen, welches Fest sie wie feiern.

Die Ausstellungsgestaltung nach einer Idee von Fred Berndt beeindruckte durch dramatische Licht- und Farbgebungen, die die ernsthafte und doch auch spielerische Herangehensweise der Ausstellung unterstrichen. Architektonische Elemente, wie Vitrinen in Form von Weihnachtsbäumen oder ein dreieckförmiges Kino, dienten der Präsentation von Objekten und Medien.

Unter den bedeutenden Leihobjekten befand sich eine vielfältige Auswahl an Chanukka-Leuchtern, die vom 17. Jahrhundert bis heute datierten, wie dem prächtigen, 191 Zentimeter großen Standleuchter aus Messing aus dem Altonaer Museum in Hamburg, sowie Leuchter, die – im Gegensatz zu ihren Eigentümern – den Zweiten Weltkrieg überstanden, geliehen von der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. Wir hatten außerdem die seltene Gelegenheit, das aus dem 14. Jahrhundert stammende Hammelburger Machsor-Manuskript aus der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt zu zeigen, mit einer Illumination, die das Anzünden der Tempel-Menora darstellt. Und unter den frühen Darstellungen der Weihnachtsgeschichte war eine aus dem 16. Jahrhundert stammende hölzerne Christkind-Figur aus Mecheln sowie eine außergewöhnliche Darstellung der Beschneidung Jesu, die vom Musée National du Moyen-Age in Paris ausgeliehen wurde. Außerdem wurde eine reichhaltige Auswahl deutschen Weihnachtsschmucks vom 19. Jahrhundert an präsentiert, die jeweils auch die Zeit reflektierte, der sie entstammte, wie der „Feldgraue Soldat“ von 1914–1918 aus der Sammlung von Ursula Kloiber.

Die Ausstellung stieß auf ein großes Interesse und Medienecho. So erschienen 180 deutsche und internationale Medienbeiträge, davon 11 im Fernsehen. Erstaunliche 40% der Berichte waren ausdrücklich positiv und die Webseite der Ausstellung wurde von der Bremer Agentur „Art und Weise“, die neue Internetseiten bewertet, mit „sehr gut“ ausgezeichnet.

Wir waren hoch erfreut, fast 44.000 Besucher in der Ausstellung begrüßen zu können, und eine Publikumsbefragung ergab, dass 93% der Besucher diese Ausstellung als entweder „gut“ oder „sehr gut“ einschätzten. Die Antworten auf die Frage, was sie denn in dieser Ausstellung gelernt hätten, reichten von „die Ähnlichkeit unterschiedlicher Religionen“ bis zu: „Dass Luther schuld an unserem Weihnachtstrubel ist!“



Art Spiegelman, „The Night before Hanukkah“, Zeichnung für die Titelseite der Zeitschrift „The New Yorker“ vom 8. Dezember 2000.

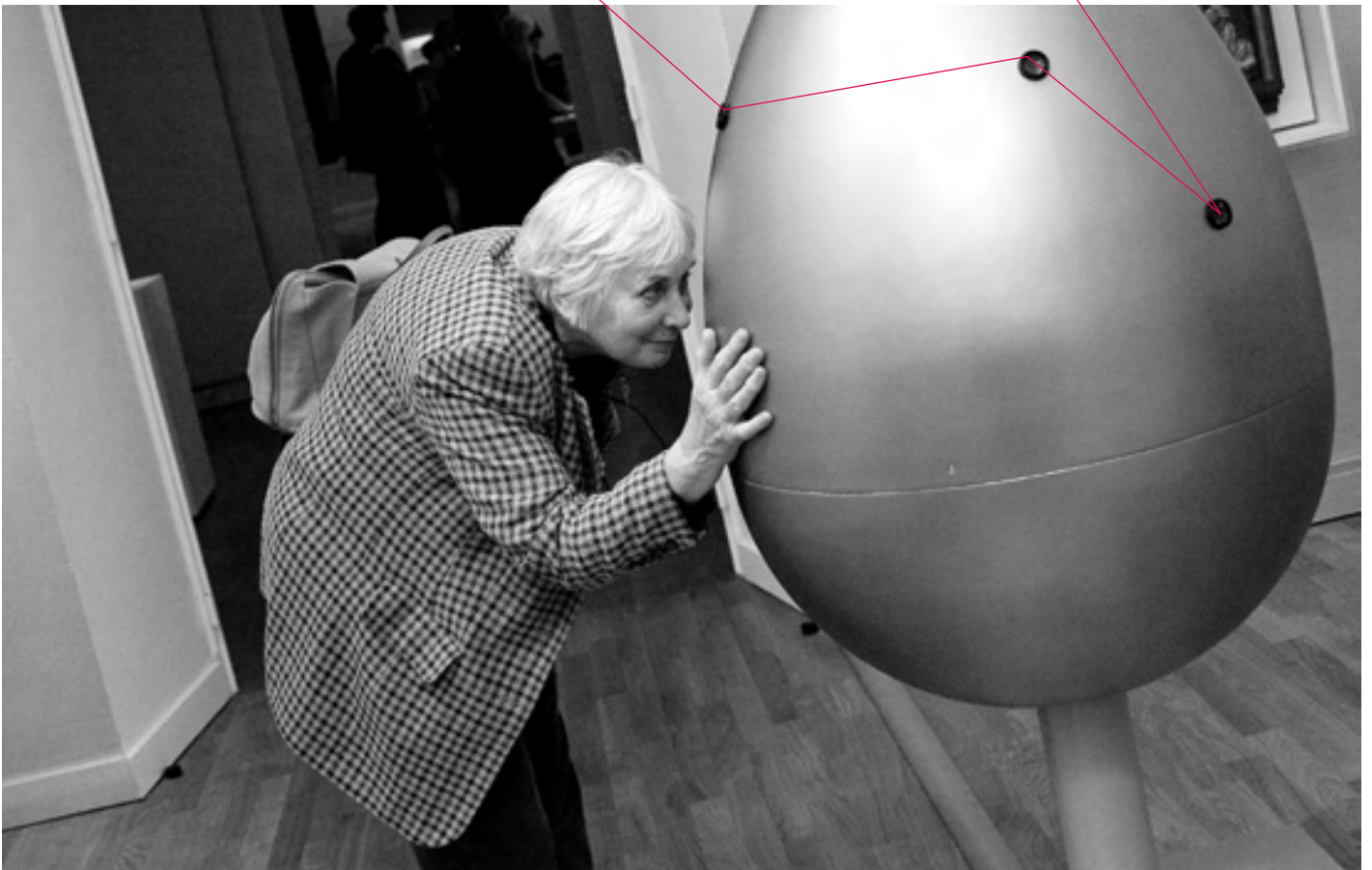




Von Kitsch bis Kommerz: Chanukka-Produkte aus den USA



Ein Fest für den Spieltrieb



Einblick in die Ursprünge

PSYCHOANALYSE
SIGMUND FREUD ZUM
150. GEBURTSTAG
6. APRIL BIS 22. SEPTEMBER 2006

Am 6. Mai 2006 jährte sich der Geburtstag von Sigmund Freud zum 150. Mal. Als Gelehrter und Forscher hätte Freud eine Würdigung in einem naturwissenschaftlichen Institut vermutlich vorgezogen – zumal seine Beziehung zum Judentum kompliziert und ambivalent war. Religiöse Rituale lagen dem Rationalisten fern, und sein Judentum war für ihn eher Schicksalsbekenntnis. Das Jüdische Museum Berlin wollte es sich nicht nehmen lassen, den Erfinder der Psychoanalyse in seinem Jubiläumsjahr zu ehren – und spendierte eine riesige Geburtstagstorte

Postkarte zur
Ausstellung



Ein begehbare Labyrinth führt durch die Grundbegriffe von Freuds Lehre.

mit vier Metern Durchmesser. Sie war der überraschende Einstieg in eine Ausstellung, die sich in drei Teile gliederte: die Lebensgeschichte Sigmund Freuds, die Grundbegriffe seiner Lehre und die Frage nach Praxis und Bedeutung der Psychoanalyse heute.

Auf der Torte stellten 24 aus Zuckerguss modellierte Szenen den Lebensweg des als Sigmund Schlomo Freud geborenen Wissenschaftlers dar. Ein Hörspiel erläuterte wichtige Lebensstationen, zu denen die antisemitischen Anfeindungen gehören, mit denen sich Sigmund Freud zeit seines Lebens auseinandersetzen musste. Stets fürchtete er, dass die Psychoanalyse als „jüdische“ Wissenschaft denunziert würde. Die Zitate des Hörspiels bewiesen aber auch seine Fähigkeit zu Sarkasmus und Selbstironie, mit der er sich zu wehren und die Zeitläufte zu kommentieren wusste.

Anschließend wurde der Besucher im begehbaren Labyrinth mit den zentralen Begriffen der Freud'schen Lehre konfrontiert. Assoziativ, dem Ge-

sprächsverlauf der psychoanalytischen Therapie folgend, hatte das Team von Hürlimann + Lepp Ausstellungen den zweiten Teil der Ausstellung konzipiert. Die Fallgeschichten der sechs bekanntesten Patienten Sigmund Freuds spiegelten beispielhaft die Systematik der psychischen Krankheiten wider. Die Ausstellung verknüpfte spielerisch die theoretischen Begriffe mit Gegenständen, die in den Assoziationen von Anna O., Dora oder dem Wolfsmann eine Rolle spielten. Welche Bedeutung so alltägliche Dinge wie ein Blumenstrauß oder Zigarrengeruch für die individuelle Krankengeschichte gewinnen, enthüllte sich den Besuchern an interaktiven Objektkästen. Ihre Bedienung rief jeweils eine akustische oder visuelle Überraschung hervor, die der Erfahrung des Psychoanalytikers beim Entschlüsseln der Assoziationen glich.

Dem klassischen Setting der Psychoanalyse widmete sich der dritte Teil der Ausstellung: der Patient auf der Couch und der Analytiker im Sessel, ungesehen, hinter ihm. Das in Filmen gerne aufgegriffene Motiv konnten

sich die Besucher auf einer großen Zickzackcouch liegend in Dutzenden von Ausschnitten ansehen. Den realen Raum der Psychoanalyse vermaßen rund 140 Fotografien, die Berliner Analytiker in ihren Praxen aufgenommen hatten. Den Platz des Analytikers versinnbildlichte am Ende der Ausstellung die außergewöhnliche Raumsituation des Void im Libeskind-Bau.

Wegen des großen Erfolgs wurde die ursprünglich bis zum 27. August angelegte Ausstellung bis zum 22. September 2006 verlängert. 75.000 Besucher kamen zur „PSYCHOanalyse“, also durchschnittlich 440 täglich. Auch die Medienberichterstattung war mit über 300 Berichten ausgesprochen erfreulich. So entwickelte sich die Jubiläumsschau zu einer der erfolgreichsten Ausstellungen in der Geschichte des Museums.



Alles dreht sich um den Jubilar - großer Andrang um die Geburtstagstorte (rechts) Wo die Seele beleuchtet wird



HEIMAT UND EXIL
EMIGRATION DER DEUTSCHEN
JUDEN NACH 1933
29. SEPTEMBER 2006 BIS
9. APRIL 2007

„Man sollte viel Zeit mitbringen für die rund 1500 Exponate..., die nicht nur über prominente Emigranten berichten, sondern gerade über den Normalbürger, der von einem Tag zum nächsten in seiner Heimat zum Freiwillig wurde.“

BERLINER MORGENPOST,
29. September 2006

„Heimat und Exil“ war die bisher größte Ausstellung des Jüdischen Museums. Erstmals zeigte sie in einer Gesamtschau den erzwungenen Exodus der deutschen Juden in nahezu hundert Länder und ihren Neuanfang in der noch fremden Welt. Die Idee ging auf Museumsdirektor W. Michael Blumenthal zurück, der – über sechzig Jahre nach der eigenen Flucht über Schanghai in die USA – anregte, die schwierigen Erfahrungen der etwa 280.000 jüdischen Emigranten in einer Ausstellung aufzuarbeiten.

Erste Recherchen starteten 2003. Im Jahr darauf wurde die Ausstellung als Gemeinschaftsprojekt mit dem Haus der Geschichte in Bonn fortgesetzt. Die Kooperation erstreckte sich auf alle Bereiche: Konzeption, Recherchen, Gestaltung, Medieneinsatz und Finanzierung. Alle Arbeitsvorgänge wurden zwischen Bonn und Berlin abgestimmt. Für beide Museen war dies eine neue und gewinnbringende Erfahrung.

Leihgeber Kurt W. Roberg aus New Jersey besuchte die Ausstellung am Eröffnungstag.

„Heimat und Exil“ versammelte etwa 1500 Objekte aus Archiven, Museen und Privatsammlungen in Europa und Übersee sowie der eigenen Sammlung. Im Mittelpunkt der Ausstellung standen die wenig erforschten Jahre des Neubeginns in den Emigrationsländern, von denen die USA, Palästina, Großbritannien und Südamerika beispielhaft vorgestellt wurden, ebenso die beiden exotischen Fluchtziele Schanghai und die Dominikanische Republik. Eine biografische Perspektive mit gut dokumentierten Lebensgeschichten bot einem breiten Publikum einen unmittelbaren Zugang. Der Architekt und Bühnenbildner Hans Dieter Schaal setzte die Ausstellung mit feiner Lichtregie in Szene. Eine besondere Attraktion war die interaktive Weltkarte, an der Besucher Informationen über fast hundert Zielländer in Text und Bild per Laserstrahl abrufen konnten. Dieser außergewöhnliche Infoterminal wurde für „Heimat und Exil“ entwickelt und wird künftig in die Dauerausstellung integriert.

Ein großer Fundus und Kontakte zu zahlreichen Emigranten und ihren Nachfahren entstanden, die auch bei künftigen Forschungsprojekten hilfreich sein werden. Zudem erhielt das Museum mehrere wertvolle Schenkungen. Zur Eröffnung mit dem Festredner Avi Primor, dem ehemaligen israelischen Botschafter in Deutschland, reisten einige der Emigranten an, die begehrte Interviewpartner der Presse waren. Die Medienresonanz war mit über 170 Berichten in den ersten drei Monaten sehr umfangreich.

In Berlin haben mehr als 60.000 Menschen „Heimat und Exil“ gesehen. Nach Ablauf der Ausstellung im Jüdischen Museum geht sie auf die Reise: Von Mai bis Oktober 2007 ist sie im Haus der Geschichte in Bonn und von Dezember 2007 bis Mitte April 2008 im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig zu sehen.





(oben) Hoher Besuch: Museumsdirektor W. Michael Blumenthal führt Bundeskanzlerin Angela Merkel durch „Heimat und Exil“.
(Mitte) „Raum der Reflektion“
(unten) Blick in den Raum „Flucht“

ROMAN VISHNIACS BERLIN

4. NOVEMBER 2005 BIS 5. FEBRUAR 2006

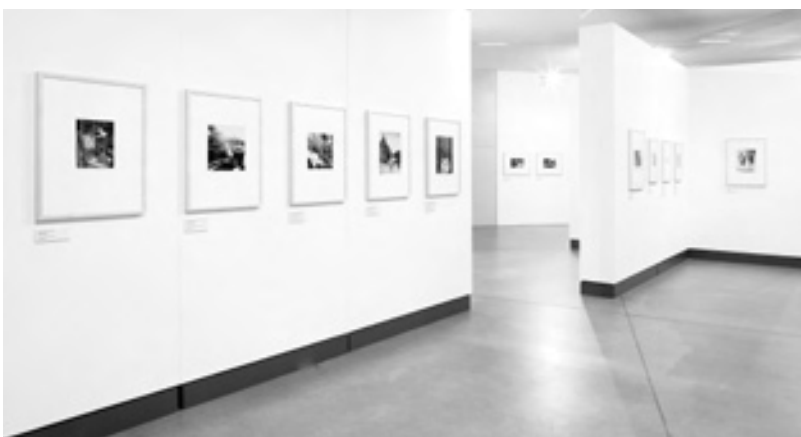
Der Biologe und Fotograf Roman Vishniac ist vor allem durch seine Bilder vom Leben der jüdischen Gemeinden in Osteuropa am Vorabend des Zweiten Weltkriegs berühmt geworden. Bis zu seinem Tod im Jahr 1990 unentdeckt blieben jedoch seine Fotografien aus dem Berlin der 20er und 30er Jahre. Dank des jahrelangen Engagements von James Howard Fraser und Mara Vishniac Kohn, der Tochter des Fotografen, konnten sie in der Ausstellung des Jüdischen Museums erstmals gezeigt werden.

Der 1897 in Russland geborene und aufgewachsene Roman Vishniac verbrachte zwischen 1920 und 1939 fast zwanzig Jahre in der deutschen Hauptstadt, wo er sich vornehmlich der Mikrofotografie widmete und von wo aus er in den Jahren 1935 bis 1938 seine ausgedehnten Reisen nach Osteuropa unternahm. Die neunzig präsentierten Berlinfotografien umfassten Bilder der Familie und von Freunden, alltägliche Straßenszenen und Berliner Typen, das Umland der Hauptstadt sowie Impressionen vom jüdischen Leben in der zweiten Hälfte der 30er Jahre. In ihrer Mehrzahl stammen die Fotografien aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus und offenbaren Roman Vishniacs wohlwollenden Blick auf die Stadt und ihre Bewohner. Die späteren Aufnahmen zeugen dagegen von einer zunehmenden Distanziertheit und stellen die politischen Realitäten der Zeit auf sehr subtile Weise dar.

In der Eric F. Ross Gallery bot die Ausstellung einen umfassenden Einblick in die ersten Schaffensjahre eines der großen Fotografen des 20. Jahrhunderts und fand große und sehr positive Resonanz bei Publikum und Presse. Im Frühjahr 2007 sind die Berlin-Fotografien von Roman Vishniac im Goethe Institut New York und in der Sixth and I Historic Synagogue in Washington, D.C. zu sehen.



(oben) Schlossbrücke, Unter den Linden, um 1934.
Im Vordergrund abmarschierende Soldaten nach ihrer Ablösung vor der Neuen Wache.
(unten) Mara Vishniac vor Wahlplakaten, Berlin Ende 1933



(oben) Die Stifterin Mara Vishniac Kohn zeigt auf ein Foto, das ihr Vater Ende 1933 von ihr gemacht hat.
(links) Die Ausstellung in der Eric F. Ross Gallery

JÜDISCH - JETZT

FOTOGRAFIEN UND INTERVIEWS

30. NOVEMBER 2006 BIS 25. FEBRUAR 2007

Gegenwärtiges Leben der Juden in Deutschland – das war der Fokus der Wechsausstellung „jüdisch – jetzt“. Zwei Projekte von Studierenden beschäftigten sich intensiv damit und präsentierten ihre Eindrücke in Fotografien, einer Installation und Interviews.

Das Projekt „jüdisches“ der Fachhochschule Bielefeld zeigte verschiedene Aspekte jüdischen Lebens wie Synagogen, Festtage und Lebensweisen. Dabei wurden Schwierigkeiten bei der Annäherung zwischen Juden und Nichtjuden genauso thematisiert wie der Wunsch nach „Normalität“. Das Projekt „Jüdische Jugend heute in Deutschland“ der Hochschule Konstanz porträtierte jüdische Jugendliche fotografisch und befragte sie über ihre Herkunft, ihre Beziehung zum Judentum und ihr Verhältnis zu Deutschland.

Die Arbeiten beider Projekte sind von einer großen Offenheit und Neugierde, aber auch Feingefühl geprägt. Fragen wie „Was ist Judentum?“ oder „Wer ist jüdisch?“ wurden auf unterschiedlichste Weise beantwortet. Somit entstand ein facettenreiches Bild, das Stereotypen eindrucksvoll entgegenwirkt. Ohne geschichtsvergessen zu sein, konzentrierte sich der Blick auf die Gegenwart und das alltägliche Leben. Der von Besuchern als „frisch“ bezeichnete inhaltliche Zugang spiegelte sich in einem leicht zugänglichen Design wider: Bunte, fast poppige Fotografien wurden in einer unklassischen Hängung an die Wände gebracht, Interviewtexte auf mobilen Stelen präsentiert und Porträtfotografien als Wandcollage in Szene gesetzt.

Schon bei der Eröffnung mit DJ zeigte sich, dass die Ausstellung ein auffallend junges Publikum ansprach – was sich erfreulicherweise während der Laufzeit bestätigte.



(oben) Aus der Reihe „Nissuin, eine jüdische Hochzeit“ von Stephan Sasek, Berlin 2005

(unten) Zeljko Dragic vor „seinem“ Porträt



Porträtgalerie
„Jüdische Jugend
heute in
Deutschland“

BESUCHERORIENTIERUNG

DER BESUCHERSERVICE - RUNDUMBETREUUNG FÜR UNSERE GÄSTE

„Nicht das, was Sie erwarten“ – was dieses Motto der erfolgreichen Werbekampagne des Jüdischen Museums konkret bedeutet, erleben die Besucher im Kontakt mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Besucherservices. Seit der Museumseröffnung gehört die intensive Besucherbetreuung zu den herausragenden Merkmalen unseres Hauses: Der Besucher wird zum Gast, der von „Hosts“ (Gastgebern) begrüßt wird, die immer wieder den Gesprächskontakt zum Gast herstellen, ihn mit den Serviceeinrichtungen des Museums vertraut machen, Hinweise zur Architektur sowie zur Konzeption und den Inhalten der Ausstellungen geben.



Besucherinnen auf Entdeckungstour

Nach wie vor darf das Host-Konzept des Museums als einzigartig in der Berliner Museumslandschaft bezeichnet werden. Grund genug für ein rbb-Fernsehteam, das Jüdische Museum im Sommer 2006 unter anderen aus der Perspektive von zwei jungen Hosts darzustellen, die als „Vermittler“ – so der Titel der TV-Dokumentation – nicht nur der Geschichte der Juden in Deutschland, sondern auch des Museums auftreten.

Inzwischen besteht das von fünf Senior Hosts angeleitete Team aus über 180 Hosts, von denen sich die meisten noch im Studium oder in der Ausbildung befinden. Judaisten gehören ebenso dazu wie Juristen, Sozialwissenschaftler oder Arabisten – ein „buntes“, polyglottes Team mit vielen Interessenschwerpunkten ist Teil unseres Konzepts. Um die Qualität unserer Besucherbetreuung stets auf hohem Niveau zu halten, werden immer wieder Schulungen angesetzt, die meistens in Zusammenarbeit mit der Bildungsabteilung und den Führungsreferenten durchgeführt werden. Erstmals seit der Eröffnung des Hauses wurden im Sommer 2006 zudem externe Schulungen für etwa 60 Hosts angeboten, in denen es um neue Formen bei der Vermittlung von Kunstobjekten ging. 2007 wird schwerpunktmäßig der Umgang mit Antisemitismus behandelt.

Das Hostkonzept des Jüdischen Museums macht bereits selbst Schule: Mehrmals wurden Mitarbeiter der Besucherbetreuung in den Jahren 2005/06 zur Fortbildung des Servicepersonals der Deutschen Lufthansa AG im Rahmen ihrer Initiative „Service Excellence“ nach Frankfurt am Main und Wiesbaden eingeladen.

Auch andere Museen und Gedenkstätten haben uns 2006 um Schulungen ihrer Servicekräfte gebeten. Insbesondere die Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Sachsenhausen verdient Erwähnung, da die dortigen Mitarbeiter nicht nur eine Schulung im JMB erlebten, sondern sich mit einer Einladung an das gesamte Host-Team nach Sachsenhausen revanchierten. Weitere Schulungen wurden mit den Kollegen des Kleist-Hauses in Frankfurt (Oder) und des Filmmuseums am Potsdamer Platz durchgeführt.



Das Museum als Wegweiser



„Die Vermittler“ im Einsatz



Er fließt und fließt: der Besucherstrom

DIE BESUCHERFORSCHUNG - ZUM WOHL DER BESUCHER

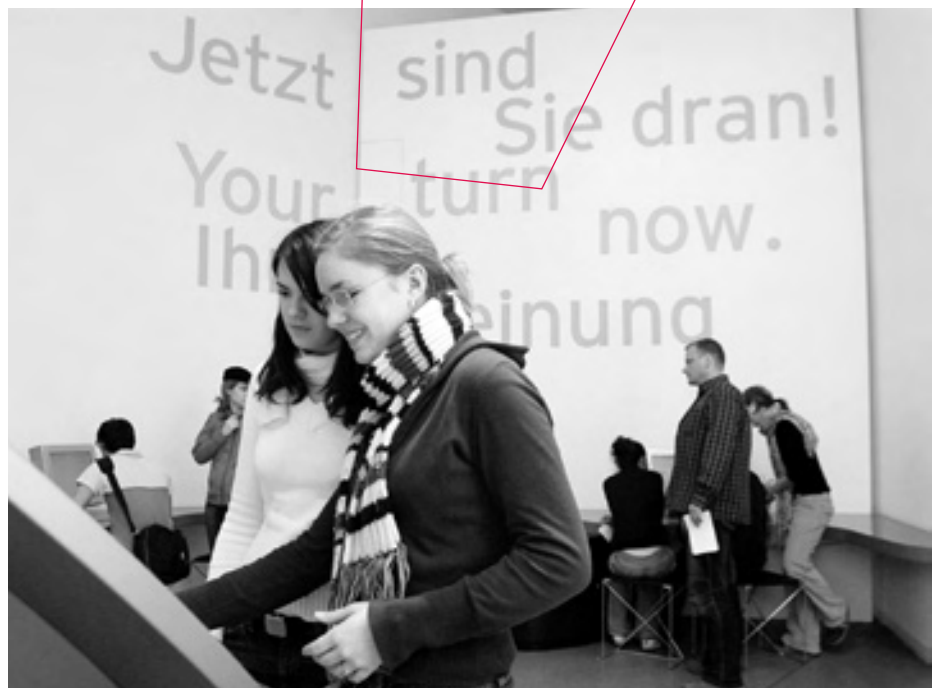
Was passiert eigentlich mit den Gästebüchern im Jüdischen Museum? Wer liest sie? Wie werden die Informationen interpretiert? Wie verlässlich und repräsentativ ist das Stimmungsbild eines Gästebuchs? Wenn in fünf Einträgen steht: „Es gibt hier zu wenige Sitzgelegenheiten!“, sollte das schon Anlass genug sein, mehr Sitzmöglichkeiten zu schaffen? Und was heißt mehr: zwei Couchgarnituren oder drei Hocker? Und wo brauchen die Besucher mehr Sitzgelegenheiten? In der Ausstellung oder im Foyer? Werden die vorhandenen Sofas und Hocker eigentlich genutzt?

Bald merkt man, dass Besucherkommentare lauter neue Fragen aufwerfen, die ein Gästebuch leider nicht beantwortet. Eigentlich müsste man bei den Besuchern noch mal genauer nachfragen – genau das macht beim Jüdischen Museum Berlin die Besucherforschung. Regelmäßig werden im Foyer Besucher zu ihrem Besuchererlebnis befragt: Was war hinsichtlich der Ausstellung (Inhalt und Präsentation) sowie des Serviceangebotes (Freundlichkeit des Personals, Angebote für Kinder, Anzahl der Sitzgelegenheiten, Orientierung und Wegeführung) gut und was war weniger gut oder wurde vermisst? Darüber hinaus erfährt das Museum bei den Befragungen viel über seine Besucher: Wie sie auf das Museum aufmerksam wurden, was die Motivation und der Auslöser für den Besuch war, woher sie kommen, wie alt sie sind, was ihr Bildungsstand ist, wie lange ihr Museumsbesuch gedauert hat, welche Ausstellungsbereiche sie in dieser Zeit besucht haben und was sie „mitnehmen“.

Neben diesen Befragungen zur Besucherzufriedenheit und -struktur – dem wohl bekanntesten Instrument der Besucherforschung – führt das Jüdische Museum Berlin noch weitere Besucherstudien durch. Diese können zu verschiedenen Zeitpunkten eines Ausstellungsprojektes unternommen werden: im Vorfeld, bevor die detaillierte Konzeptplanung beginnt, projektbegleitend, wenn Texte geschrieben und das Ausstellungsdesign entworfen werden, und schließlich nach Fertigstellung der Ausstellung. Die für das Ausstellungsteam und die Leitung relevanten Ergebnisse werden anhand verschiedener Methoden erhoben – mittels Interviews, der Prüfung von Installationen mit Testnutzern und durch Beobachtungen des Besucherverhaltens in den Ausstellungen.

Längst hat sich das Jüdische Museum Berlin als eines der besucherfreundlichsten Museen Deutschlands etabliert. Die Besucherforschung wird weiterhin ihren Beitrag dazu leisten, dass sich unsere Besucher auch künftig in unserem Haus willkommen fühlen.

Übrigens: Für unsere Besucher stehen insgesamt 84 mobile Hocker und 99 feste Sitzgelegenheiten in der Dauerausstellung zur Verfügung.



Besucherinnen sagen uns die Meinung.

This is the best museum
that I saw (I visited the museums
in Paris, Wien and Istanbul, Berlin).
Because it was not boring. The visitors
did not just walk and look, also they
were interactive. We learned our
names in Hebrews,

It is good that it closes later than
others (20:00).

Thanks for the organization
and administration

Hilal from Istanbul and
Süd Deutschland

7. July 2006

(My last day in Berlin)

9.1.06 Tim Oates - Australien

- the museum was very interesting and it will be
very important for my future. It is much better
than the Brandenburger Tor!



Ein tolles Erlebnis, ein unentbehrliches
Zentrum, das in Berlin paßt!
Danke - ein Wien: E He Heuma

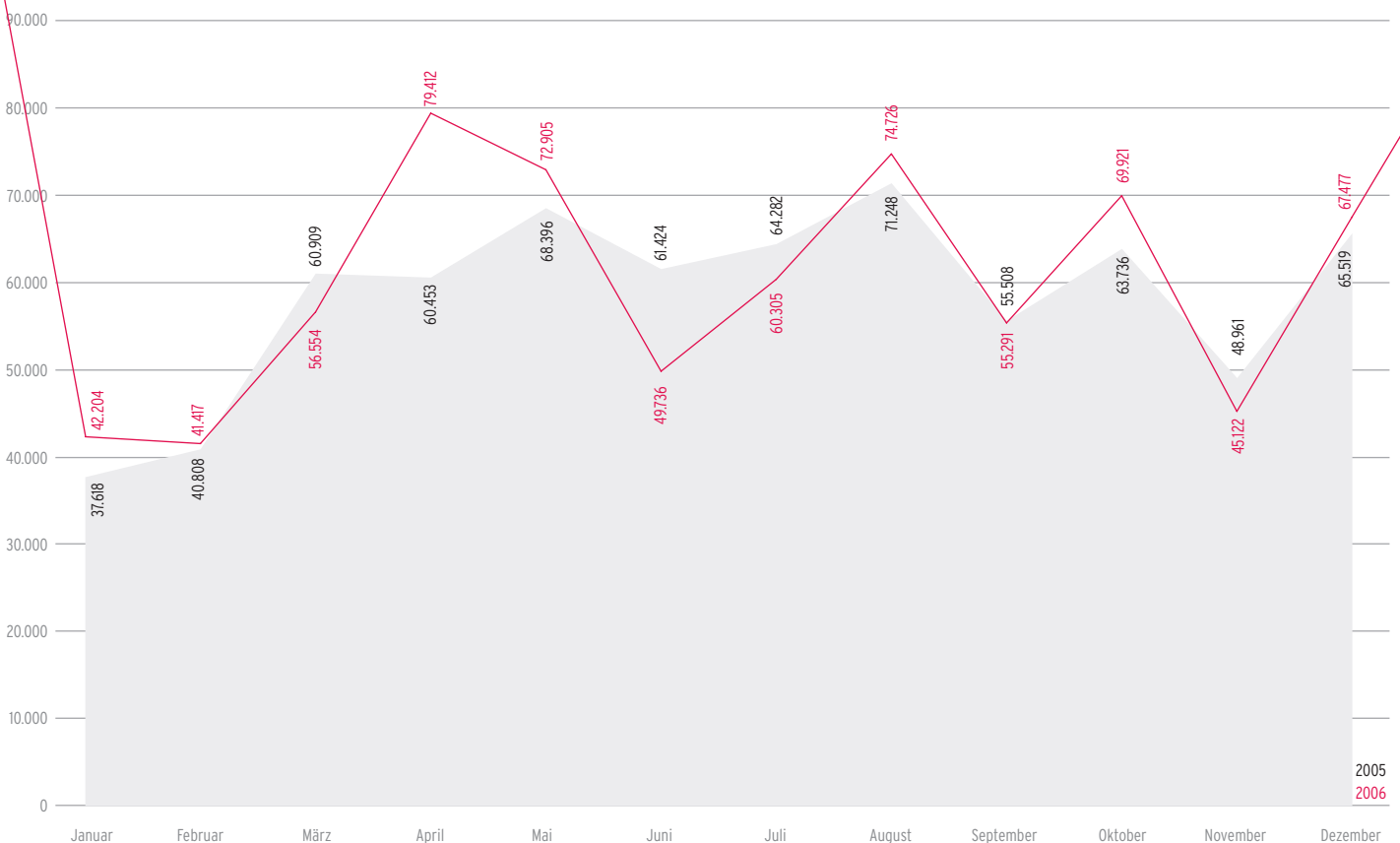
DIE BESUCHERZAHLEN - DAS INTERESSE WÄCHST WEITER

Seit der Eröffnung am 9. September 2001 haben insgesamt 3.713.540 Menschen das Jüdische Museum Berlin besucht. Mit durchschnittlich 707.000 Besuchern in den Jahren 2005/06 zählt das Museum zu den bestbesuchten Museen Deutschlands.

2006 verzeichnete das Museum einen deutlichen Anstieg von 16.208 Besuchern mehr als im Vorjahr. Besonders in den Monaten April und Oktober zählte das Museum deutlich mehr Besucher. Für Besucher aus ganz Deutschland und dem Ausland ist das Jüdische Museum schon lange eine Berliner Sehenswürdigkeit, die „man gesehen haben muss“.

2001	278.737	Besucher
2002	658.798	Besucher
2003	658.878	Besucher
2004	703.195	Besucher
2005	698.862	Besucher
2006	715.070	Besucher
Gesamt	3.713.540	Besucher

GESAMTBESUCHERAUFKOMMEN 2005 UND 2006



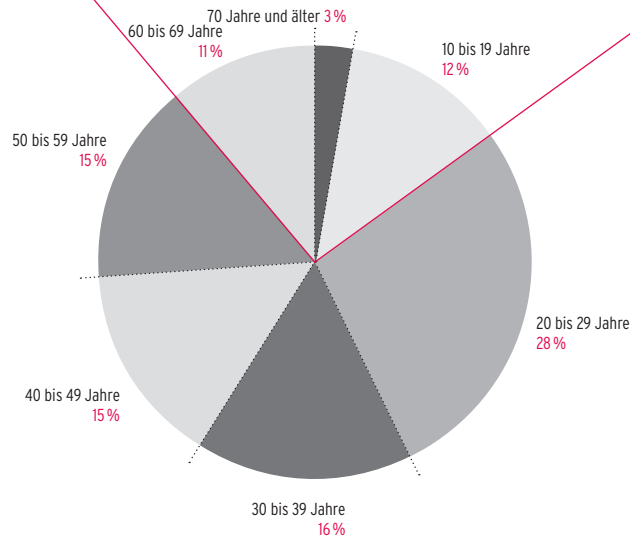
Gruppenbesucher

Der Anteil der angemeldeten Gruppen am Besucheraufkommen lag 2006, wie schon in den Jahren zuvor, bei 14%. Insgesamt wurden 6.953 Gruppen bei ihrem Museumsbesuch von einem Referenten geführt (im Vorjahr: 6.933). 103.538 Personen nahmen 2006 an einer Führung teil, im Vorjahr waren es 104.452.

Mit fast 65% stellen die Schulen den größten Anteil aller begleiteten Gruppen. Allein im Mai 2006 wurden 600 Führungen von Schulklassen gebucht. Mit ein Grund für die zahlreichen Besuche von Schulklassen ist sicherlich die Attraktivität von Berlin-Studienfahrten. 58% der Schulklassen, die das Museum besuchen, kommen aus dem Bundesgebiet außerhalb Berlins.

Die Besucherstruktur

Zwischen Januar 2005 und Dezember 2006 wurden insgesamt 1.937 Besucher am Ende ihres Museumsrundgangs befragt. Davon waren 56 % weiblich und 44 % männlich. Das Alter der befragten Personen reichte von 10 bis 85 Jahren. Die Gruppe der 20- bis 29-Jährigen war mit 28 % auch 2005/06 am stärksten vertreten.



ALTERSSTRUKTUR DER JMB-BESUCHER 2005 UND 2006

Woher kommen die Besucher?

2006 kamen 9 % der Besucher aus Berlin. Fast jeder zweite Berliner besuchte das Jüdische Museum bereits zum wiederholten Mal. Aus Brandenburg kamen 2 % und aus den übrigen Bundesländern Deutschlands 32 % der Besucher.

Mehr als jeder zweite Besucher (57 %) reiste aus dem Ausland an. Insgesamt konnten wir Menschen aus 40 verschiedenen Ländern begrüßen. Eine große Zahl der internationalen Besucher kamen aus den USA (9 %), Großbritannien (8 %), den Niederlanden (6 %), Dänemark (3 %), Australien (3 %), der Schweiz (2 %), Belgien (2 %) und Israel (2 %). Insgesamt stieg der Anteil der ausländischen Gäste 2006 um 9 %, nachdem er 2005 noch bei 48 % gelegen hatte.

Wie viele kommen wiederholt ins Jüdische Museum Berlin?

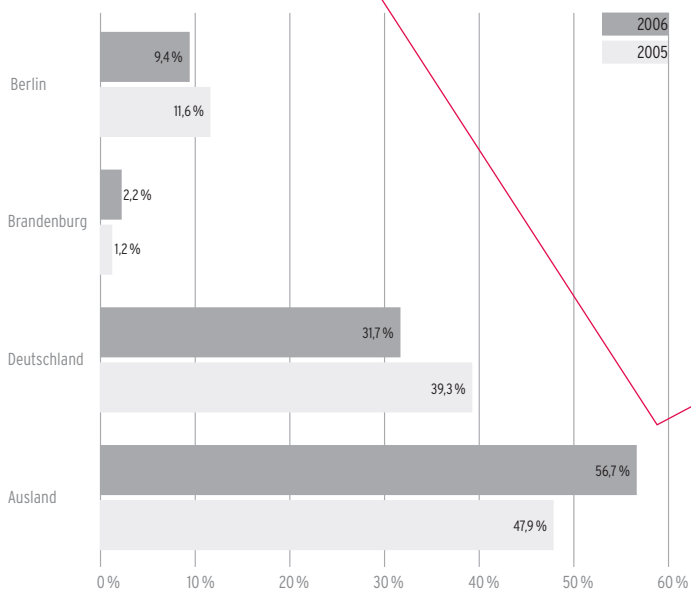
Die meisten Befragten (86 %) besuchten das Jüdische Museum Berlin zum ersten Mal. Jeder siebte (14 %) war jedoch bereits zum wiederholten Mal zu Gast.

Wie werden unsere Besucher auf das Museum aufmerksam?

Auf die Frage „Wie sind Sie auf das Jüdische Museum Berlin aufmerksam geworden?“, verwies fast jeder dritte Besucher (32 %) auf die Empfehlung von Freunden, Bekannten und Familienangehörigen. Für fast jeden vierten (23 %) waren diese Empfehlungen schließlich auch Anlass, das Museum zu besuchen.

Presseartikel in Zeitungen und Magazinen waren für fast jeden fünften Besucher (19 %) eine wichtige Informationsquelle. Auch durch einen Reiseführer wurden 19 % auf das Museum aufmerksam. 6 % der Besucher gaben an, das Museum „einfach zu kennen“: „Es gehört zur Allgemeinbildung“ und „man weiß einfach davon“ (Mehrfachnennungen waren möglich).

HERKUNFT DER JMB-BESUCHER 2005 UND 2006



Wofür interessieren sich die Besucher?

Fast jeder dritte Besucher (30%) hatte bereits viel über das Jüdische Museum Berlin gehört und wollte sich nun selbst ein Bild machen. Etwas über deutsch-jüdische Geschichte zu erfahren, war für 48% der Befragten ein wichtiger Grund. 22% kamen, um Einblicke in die jüdische Religion und Traditionen zu erhalten.

Eine große Attraktion ist immer noch die Architektur des Libeskind-Baus – ihretwegen kamen 36% der Besucher (Mehrfachnennungen waren möglich).

Wie lange bleiben unsere Gäste?

Die Mehrheit der Besucher (72%) hielt sich zwei Stunden und länger im Museum auf. Die durchschnittliche Verweildauer liegt bei zwei Stunden und 16 Minuten. Mehr als jeder vierte Besucher (27%) blieb drei Stunden und länger.

Wie hat das Museum gefallen?

Den meisten Besuchern hat das Jüdische Museum Berlin insgesamt „sehr gut“ (59%) bzw. „gut“ (35%) gefallen. 5% beurteilten das Museum als „teils gut / teils nicht so gut“. Nur 1% hat es „weniger gut“ bzw. „gar nicht“ (0,2%) gefallen.

Die Dauerausstellung fanden die Besucher „sehr informativ“, „sehr interessant“, „umfassend“ und „detailliert“ – sie bietet einen „großen Überblick über die deutsch-jüdische Geschichte“. Viele Besucher schätzen die „Fülle an Material“, die „vielen Bilder, Filme und anderen Angebote“, welche das „Museum sehr abwechslungsreich“ machen.

Sehr positiv bewerteten die Besucher den biografischen Ansatz der Ausstellungskonzeption, welcher „anhand von Einzelpersonen“ und „kleinen, persönlichen Geschichten die Geschichte greifbar und plastisch“ macht und eine „Vielfalt der Einsichten und Eindrücke in jüdisches Leben“ bietet.

Jedem vierten Besucher gefiel besonders, dass „man viel ausprobieren und viel anfassen konnte“: „Viele interaktive Stationen“ machten den Museumsbesuch „anschaulich und nicht langweilig“, „vielgestaltig und ungeheuer interessant“.

Für viele Besucher ist es aber auch „sehr viel auf einmal“: „Ein einmaliger Besuch reicht nicht!“, „Man kann nicht alles an einem Tag schaffen!“

Die Architektur des Gebäudes wird von vielen als „außergewöhnlich“, „beeindruckend“, „einzigartig“ und „faszinierend“ beschrieben. Für manche der Befragten war die „Architektur eine neue Erfahrung“, denn sie „vermittelt Emotionen“.

Für viele Besucher ist die Architektur aber auch eine Herausforderung: Teilweise „wusste man nicht so richtig, wohin“, die „Wegführung ist schwierig“, „Rundgänge sind schwer – sie sollten offensichtlicher gemacht werden“. Die roten Markierungspunkte auf dem Boden sind zwar „hilfreich“, aber auch „manchmal ein bisschen undeutlich“.

Eltern und Großeltern lobten die „pädagogisch und unterhaltsam aufgebauten“ Angebote der Ausstellung, wo „Kinder etwas ausprobieren können“. Einige der Besucher fanden jedoch das Angebot „für kleinere Kinder zu wenig“ und würden sich speziell „für Kinder unter zwölf Jahren noch mehr“ wünschen.

WAS HABEN SIE VON IHREM BESUCH IM JÜDISCHEN MUSEUM MITGENOMMEN?

„Fand die Ausstellung total interessant.“

„Gut gemacht – sehr einfallsreich und interessant! Mehr Sitzmöglichkeiten würden das Ganze angenehmer machen! Vielen Dank.“

„Der große Facettenreichtum und die kreative Aufbereitung heben dieses Museum aus der dichtbesiedelten Museumslandschaft in Deutschland heraus. Gratulation! Und Danke! Besonders gut hat mir der Abschnitt über den Frankfurter Prozess gefallen.“

„Ich liebe Deutschland nicht! Aber das Jüdische Museum ist eine Ausnahme! Museen sind normalerweise langweilig.“

„Die Bilder, Briefe und Gegenstände sind überwältigend. Die Architektur und der Holocaust-Turm und der Garten des Exils sind beeindruckend.“

„Schön, endlich mal viel über das Judentum zu lernen, ohne gleich mit den Worten ‚Hitler‘ und ‚Zweiter Weltkrieg‘ anzufangen. Eine absolut wichtige Institution. Danke.“

„Auch bei unserem zweiten Besuch in Berlin haben wir das Jüdische Museum angesteuert und entdeckten erneut viele interessante Ausstellungsobjekte. Wir haben viel gesehen, was wir beim letzten Besuch nicht bemerkt haben. Besonders die interaktiven Programme an den PCs geben viele neue Einblicke in das jüdische Leben.“

„Nicht allein informativ und beeindruckend. Ich bin dankbar für die Aha-Effekte.“

„Ein unvergessliches, augen- und herzöffnendes, packendes Erlebnis. Danke!“

„Ich war das vierte Mal mit einer Schulklasse da. Die meisten Führungen sind sehr interessant, vor allem sind alle hier im Museum äußerst hilfsbereit, kompetent und ausgesprochen freundlich.“

„Ein ganz tolles Museum! Unübertrefflich! ... nur'n bisschen viel.“

„Sehr kreativ und liebevoll gestaltet, die interaktiven Elemente sind gut gemacht, und es ist zu jedem Bericht etwas Interessantes dabei. Sehr, sehr begeistert.“

„Das Museum ist echt klasse, ich habe viel Neues erfahren und erlebt, wovon ich davor noch nicht so viel Ahnung hatte. Es hat mir sehr gefallen und ich bin auch sehr froh, dass es solche Museen gibt.“

„Eine Ausstellung, in der man die Geschichte spürt.“

„Echt ein tolles Museum! Regt zum Nachdenken an!“

„Ich gehe eigentlich ungern in Museen, aber dieses Museum hat mir sehr gut gefallen. Alles, was ich sah, wurde sehr spannend gemacht. Ich wollte gar nicht mehr weggehen.“

„Ich fand es sehr interessant und aufschlussreich. Ich habe viel gelernt und werde den Besuch weiterempfehlen.“

DIE SAMMLUNGEN

DIE KUNSTSAMMLUNG - VOM EISENBAHNKÖNIG BIS ZUM „SPIEGEL DER NACHT“

In den vergangenen beiden Jahren gelang es, die Kunstsammlung um rund hundert Arbeiten zu erweitern, die wichtige Zeugnisse der deutsch-jüdischen Kulturgeschichte sind. Die Preisentwicklung auf dem Kunstmarkt und die beschränkten Ankaufmittel lassen allerdings nur wenige Ankäufe von Werken prominenter Künstler zu. Umso wichtiger sind gezielte Recherchen und persönliche Kontakte im Zusammenhang mit Ausstellungsprojekten.

Die im Februar 2005 beendete Ausstellung „STIL-L-HALTEN. Familienbilder im jüdischen Bürgertum“ erwies sich in dieser Hinsicht als besonders ertragreich: Der bedeutendste daraus hervorgegangene Ankauf aus Familienbesitz ist das Gruppenporträt der Familie Plesch von Max Slevogt (1928). Ihm folgte Carl Steffecks Darstellung des „Eisenbahnkönigs“ Bethel Henry Strousberg zu Pferde. Andere Kunstwerke der Ausstellung wurden als Dauerleihgaben gewonnen: die Porträts von Rudolf und Emilie Mosse vom Bezirksamt Wilmersdorf, die Porträts von Moritz und Therese Manheimer aus Familienbesitz sowie das Porträt der Mutter des Hausherrn Moritz Manheimer, das als „Bild im Bild“ auf dem Familienbild Manheimer zu sehen ist und uns von der Alten Nationalgalerie zur Verfügung gestellt wird.

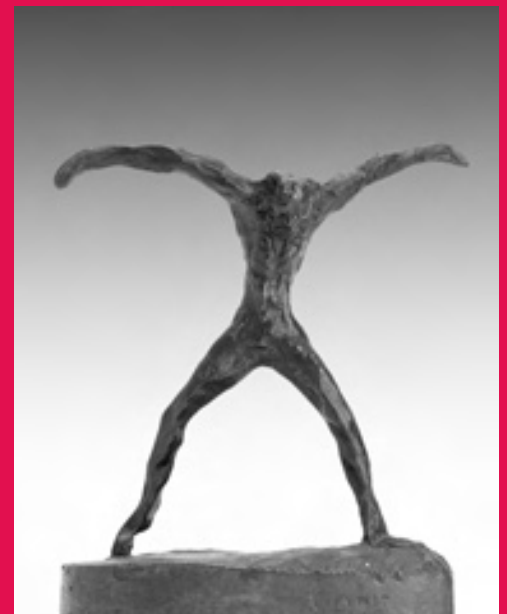
Mit dem Breslauer Maler und Architekten Heinrich Tischler und dem Bildhauer Kurt Kroner sind zwei Einzelgänger der Klassischen Moderne in der Sammlung vertreten. Das vor 1925 entstandene Gemälde „Die Gasse“ ergänzt nun die von Tischler bereits vorhandenen Arbeiten. Die Tochter von Kurt Kroner schenkte uns zwei seiner Kleinplastiken und eine Grafik sowie umfangreiches dokumentarisches Material.

Ebenfalls als Schenkung aus Familienbesitz erhielten wir für unsere Sammlungen der bildenden und der angewandten Kunst ein umfangreiches Konvolut von Keramik und Zeichnungen von Margarete Heymann-Loebenstein.

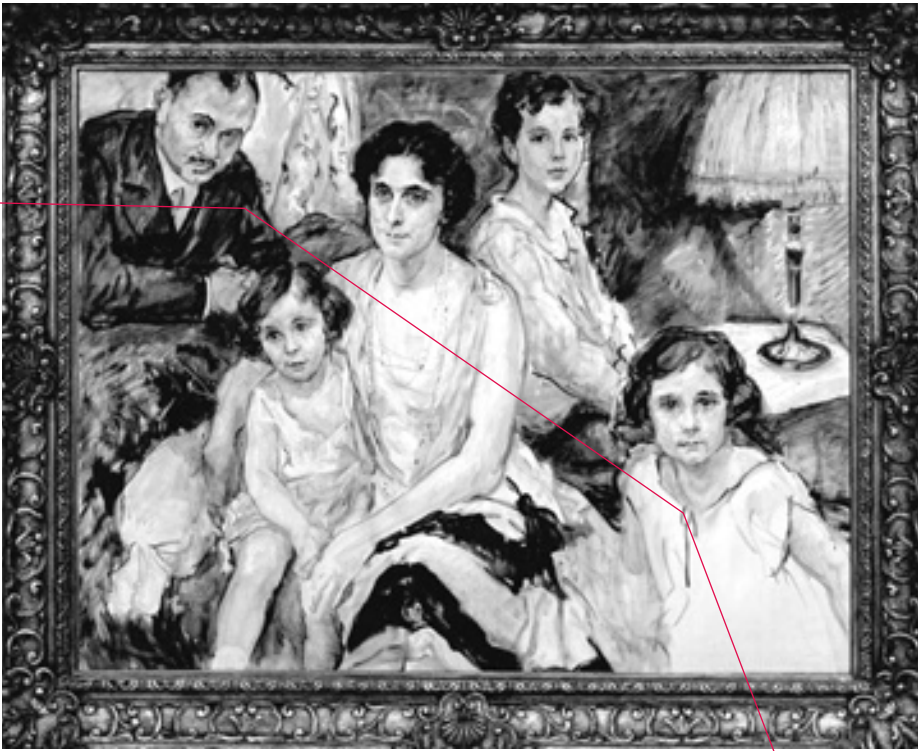
Die bedeutendste Erwerbung auf dem Gebiet der zeitgenössischen Kunst war die Installation „Spiegel der Nacht“ von Rebecca Horn, die 1998 für die Synagoge in Stomeln konzipiert wurde. Dank der großzügigen Spende eines Privatsammlers kann das Jüdische Museum nun eine zentrale Arbeit aus dem Werk dieser wichtigen Künstlerin zeigen.

Bei der wissenschaftlichen Bearbeitung der Sammlung wurde die Revision des Bestandes an Skulpturen abgeschlossen. Die Recherchen ergaben zu vielen Stücken wertvolle neue Informationen. Leider hielt die Identifizierung von Karl Molls weiblicher Büste von 1935 der genaueren Prüfung aber nicht stand – es handelte sich nicht um die Physikerin Lise Meitner.

Beim Grafik-Bestand wurde 2006 mit der Überprüfung der Inventare begonnen, die Ende 2007 abgeschlossen sein wird. Alle Objekte können dann mit einer Abbildung und gesicherten Basisdaten in der Datenbank abgerufen werden.



Kurt Kroner, Schwebender, Berlin 1919, Bronze



Max Slevogt, Familienbild Plesch, Berlin 1928,
Öl auf Leinwand

JUDAICA UND ANGEWANDTE KUNST - „WEIHNUKKA“ IN HÜLLE UND FÜLLE UND ANDERE NEUANSCHAFFUNGEN

Die Ausstellung „Weihnukka“ hat die Ankäufe für die Judaica-Sammlung 2005 wesentlich bestimmt. Über hundert Einzelstücke wurden dafür erworben und ergeben eine reichhaltige und einzigartige Sammlung.

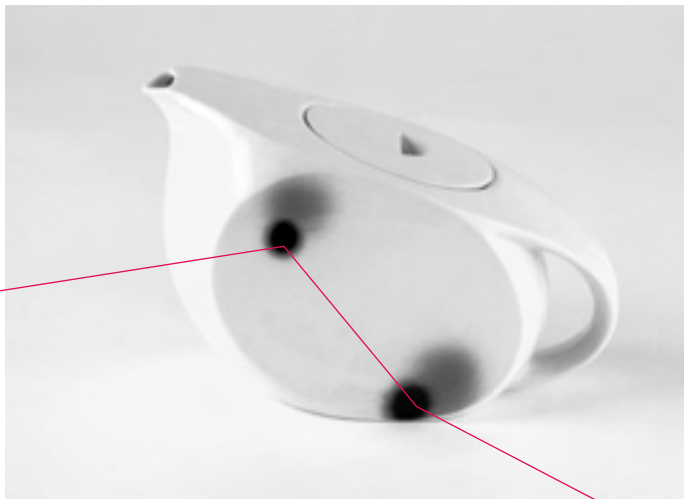
Das Museum versucht nach Möglichkeit Stücke zu erwerben, die unmittelbar in die Dauer- oder Wechselausstellungen integriert werden können. Eine neue Präsentation von Zeremonialobjekten in der Dauerausstellung wird durch eine kürzlich angekaufte Schale ergänzt, die für die rituelle Waschung der Hände in der Synagoge verwendet wurde. Aus der Widmung erfahren wir, dass sie 1896 der Gemeinde der Israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt am Main gestiftet wurde. Ein Tora-Zeiger aus Berlin um 1770 wird ebenfalls ausgestellt – der älteste Tora-Zeiger unserer Sammlung.

Bedeutende Judaica-Ankäufe aus dem Jahr 2006 kommen auch an anderen Stellen der Dauerausstellung zur Geltung, so zum Beispiel ein Hawdala-Teller der Hamburger Künstlerin Edith Marcus, die 1888 geboren und 1941 nach Riga deportiert wurde. Der 1936 von ihr gefertigte Teller ist unter anderem mit einem siebenarmigen Leuchter von der Fassade des Israelitischen Tempels in der Hamburger Oberstraße dekoriert.



(oben) Edith Marcus, Hawdala-Teller, Altona 1936
(unten) Tora-Zeiger, Berlin um 1770, Silber





Teekanne aus der Produktion der Haël-Werkstätten, Marwitz um 1929

Erfreulicherweise war die Sammlung zudem die Begünstigte verschiedener Schenkungen. Herausragend ist hier im Bereich Angewandter Kunst eine große Anzahl von Keramiken, die von Margarete Heymann-Loebenstein (1899–1990) geschaffen und nun von ihrer Tochter Frances Marks gestiftet wurden. 1923 hatte Margarete Heymann-Loebenstein die Keramik-Werkstatt „Haël“ im Norden Berlins gegründet, die 1934 unter Marktwert verkauft und von Hedwig Bollhagen übernommen wurde. Margarete Heymann-Loebenstein gelang es 1936 nach England auszuwandern. Eine Auswahl ihrer Arbeiten wird ab 2007 im Segment „Moderne und Urbanität“ der Dauerausstellung gezeigt.



DIE FOTOGRAFISCHE SAMMLUNG - GESCHICHTE IM BILD

Die Fotografische Sammlung umfasst Fotografien aus Familiensammlungen, Kunstfotografien, Dokumentationsaufnahmen zu verschiedenen Themenbereichen und große Sammlungen von einzelnen namhaften Fotografen wie zum Beispiel Herbert Sonnenfeld und Roman Vishniac. Darüber hinaus werden fotografische Reproduktionen aus allen Sammlungsbereichen sowie Architektur- und Veranstaltungsfotografien archiviert. Eines der Ziele ist es, die fotografische Dokumentation der Nachkriegs- und Zeitgeschichte der Juden in Deutschland und Europa als Sammlungsschwerpunkt auszubauen.

Die bemerkenswertesten Neuerwerbungen der Jahre 2005/06 sind:

Ilse Bing: Selbstporträt mit Kamera und Spiegel, 1931;
A. Nathan: 58 Fotografien der Einweihung der Synagoge in Köln, Roonstraße, 1959;

Lotte Jacobi: Porträtfotografien von Walter Mehring, Theodor Wolff, Käthe Kollwitz, George Grosz, Ernst Busch, Albert Einstein, Anna Seghers, Alfred Kerr und weiteren;

Yva: Amor Shin, 1925–1930.

„Amor Shin“ ist ein frühes Werk der Fotografin Yva (Else Ernestine Neuländer), die seit 1925 ein sehr erfolgreiches Fotoatelier in Berlin betrieb und unter anderem als Lehrmeisterin Helmut Newtons bekannt ist. Yva wuchs in einer assimilierten jüdischen Familie auf. 1938 musste sie ihr Atelier schließen. Sie wurde Röntgenassistentin im Jüdischen Krankenhaus, bevor sie 1942 zusammen mit ihrem Mann verhaftet, deportiert und ermordet wurde. „Amor Shin“ ist die einzige bisher bekannte Arbeit Yvas mit Bezug zum Judentum. Die Bildkomposition spielt auf die Form des hebräischen Schriftzeichens Shin an, das in der jüdischen Mystik vielfältige Bedeutungen hat.

Die Sammlung der Familie Simon, bestehend aus Dokumenten, Büchern, Objekten und Fotografien, wurde dem Museum 1997 gestiftet. Die rund 500 Fotografien aus den Jahren 1887 bis 1990 konnten 2006 inventarisiert werden. Sie geben sehr eindrücklich Einblick in das Leben der Familie, die 1939 nach Chile ins Exil ging und 1963 wieder nach Deutschland zurückkehrte.

Familie Simon im Gebirge, Mittelberg, Österreich, 20. Juli 1932



Yva, Amor Shin, Berlin 1925-1930

DAS SAMMLUNGSMANAGEMENT - FINGERSPITZENGEFÜHL FÜR DIE KUNST

Die Leihanfragen namhafter Museen aus dem In- und Ausland haben in den vergangenen beiden Jahren weiter zugenommen, was die wachsende Bedeutung der Sammlungen des Jüdischen Museums Berlin unterstreicht. So wurden Leihgaben aus unseren Sammlungen unter anderem in folgenden Institutionen gezeigt: Skirball Cultural Center (Los Angeles), The Jewish Museum (New York), US Holocaust Memorial Museum (Washington, D.C.), Historisches Museum (Bern), Muzeum W Gliwicach (Gliwicach), Cité de la Musique – Musée de la Musique (Paris), Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte (Potsdam), Felix-Nussbaum-Haus (Osnabrück), Landesmuseum für Technik und Arbeit (Mannheim), Kölner Stadtmuseum, Jüdisches Museum (Frankfurt am Main), Deutsches Hygiene Museum (Dresden), Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Bonn) sowie in zahlreichen Berliner Museen wie der Alten Nationalgalerie oder dem Deutschen Historischen Museum.

Umgekehrt haben uns 2005/06 nahezu 350 renommierte Museen und private Leihgeber über 2.300 Leihgaben für Ausstellungen überlassen und uns damit eindrucksvoll ihr Vertrauen ausgesprochen. Auch die über 600 zusätzlichen Dauerleihgaben an das Jüdische Museum Berlin belegen dies imposant.

Der Verantwortung für diese Sammlungsstücke und Leihgaben begegnen wir mit einer fachgerechten konservatorischen Betreuung, die den höchsten internationalen Museumsstandards entspricht. Bei der Handhabung, der Unterbringung in klimatisierten Kunstdepots, der Präsentation in den Ausstellungen, dem Monitoring sowie der Verpackung und den Kunsttransporten arbeiten Registrars und Restauratoren Hand in Hand. An oberster Stelle stehen dabei Schadensvermeidung und präventive Konservierung. Dazu zählen alle Maßnahmen zur Verbesserung der Umgebungsbedingungen (Klima, Licht und Schadstoffe) sowie die Verhinderung von Diebstahl oder Vandalismus. Externe Gutachter und Berater unterstützen uns bei der Risikoeinschätzung und der Erarbeitung von Präventivmaßnahmen.

Wenn notwendig, werden kleinere oder auch umfangreiche Restaurierungen durchgeführt. Zwei Gemälde etwa konnten der Öffentlichkeit erst durch aufwändige Restaurierungen zugänglich gemacht werden. Das Gemälde „Jüdische Pfadfinder“ (1932) von Erwin Singer befand sich viele Jahre ohne Keilrahmen in unserem Museumsdepot und wies zahlreiche Deformationen und Verluste in der Malschicht auf. Nach der Restaurierung erhielt es seinen Platz in der Dauerausstellung. Das „Porträt Dr. Georg Bondi“ (1910) von Joseph Oppenheimer lag ebenfalls über mehrere Jahre im Museumsdepot. Wegen starker Verwerfungen der Gemäloberfläche und zahlreicher Fehlstellen in der Malschicht war eine Ausstellungspräsentation undenkbar. Doch nach der gelungenen Restaurierung können wir unseren Besuchern auch dieses Werk zeigen.

Erwin Singer, Jüdische Pfadfinder, Berlin 1932, Öl auf Leinwand





(oben) Joseph Oppenheimer, Porträt Dr. Georg Bondi, 1910,
Öl auf Leinwand (unrestaurierte Fassung)
(links und unten) restaurierte Fassung





Viele der neuerworbenen Dokumente, Fotografien und Objekte wurden bereits in der Dauer- und in Wechselausstellungen des Museums gezeigt. Weitere Bestände gingen als Leihgaben an andere Häuser und sind etwa in der neuen Dauerausstellung des Hauses der Wannseekonferenz oder in einer Ausstellung zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses in Berlin zu sehen. Darüber hinaus wird die Archivaliensammlung intensiv von zahlreichen Forschern im Lesesaal und beim archivpädagogischen Programm des Museums genutzt.

DIE ARCHIVE - WO ERINNERUNGEN IHREN PLATZ FINDEN

Dank zahlreicher Schenkungen in den Jahren 2005/06 ist das Archiv weiterhin eindrucksvoll gewachsen. Die Vielfalt der gestifteten Materialien ist dabei imponierend. Darunter befinden sich das Originaltestament des Hofjuweliers und Vorstehers der Berliner Jüdischen Gemeinde, Veitel Heine Ephraim, aus dem Jahre 1774, Dokumente und Fotografien aus dem 19. Jahrhundert zur Tuchfabrikantenfamilie Gumpert aus Parchim, zwei Schächtmesser aus der kleinen hessischen Landgemeinde Werra, die Ausbildungs- und Berufsunterlagen des Rabbiners Fritz Pinkuss, der bis 1936 in Heidelberg amtiert hat, historische Filmaufnahmen vom bekannten Berliner Leinengeschäft F. V. Grünfeld sowie Gerätschaften von einer Hühnerfarm in New Jersey, die von deutsch-jüdischen Emigranten gegründet wurde – um nur einige wenige zu nennen. Einer der aktuellsten Neuzugänge ist eine Kippa, die anlässlich des Papstbesuchs in Köln im Februar 2006 angefertigt wurde. Zu den größten und herausragendsten Stiftungen zählen die Berlin-Fotografien des berühmten Fotografen Roman Vishniac, der Nachlass des Archäologen Otto Rubensohn, der von 1901 bis 1907 im Auftrag der Königlichen Museen in Berlin Ausgrabungen in Ägypten leitete, und der Nachlass von Lilly Wust, der ihre Liebesbeziehung zu der Jüdin Felice Schragenheim während des Zweiten Weltkrieges dokumentiert, die durch das Buch und den Spielfilm „Aimée und Jaguar“ große Bekanntheit erlangte.

Dank der fortlaufenden Förderung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ konnten in den letzten beiden Jahren weiterhin Workshops mit Stiftern des Museums durchgeführt werden. Mehr als 30 Begegnungen von Zeitzeugen aus Deutschland, den USA, Großbritannien, Israel, Schweden, Kanada und Brasilien mit Schülern der 9. bis 13. Klassen aus mehreren Bundesländern fanden statt. Auch mit Berufsschülern, Referendaren, Studierenden von Universitäten und Fachhochschulen sowie Polizisten und Militärfarrern wurden Workshops abgehalten. Die große Resonanz von Seiten aller Beteiligten sowie die fortgesetzt starke Nachfrage unterstreichen die Bedeutung dieser Begegnungen, die auch in den kommenden Jahren einen festen Bestandteil der Archivarbeit bilden sollen.

Das archivpädagogische Programm des Hauses stand auch im Zentrum der Archivpädagogenkonferenz 2005, die im Museum unter Beteiligung von Pädagogen und Archivaren aus dem ganzen Bundesgebiet stattfand.



(oben) Lilly Wust und Felice Schragenheim an der Havel am 21. August 1944 - drei Stunden später wurde Felice verhaftet.
(links) Kippa zum Besuch von Papst Benedikt XVI. in Köln am 19. August 2005
(rechts) Archiv-Workshop mit dem Zeitzeugen Tom Angress



DAS ARCHIV DES LEO BAECK INSTITUTS NEW YORK - IM STETEN AUSTAUSCH FÜR DIE FORSCHUNG

Eine erfreuliche Zunahme der Mikrofilmbestände verzeichnete die Dependance des Archivs des Leo Baeck Instituts New York am Museum in den beiden letzten Jahren. Damit einher ging eine Zunahme der Nutzer – vor allem Forscher, die die ganze Bandbreite der Bestände verwenden. Mit mehr als 2.500 Filmrollen ist nunmehr etwa ein Drittel der Originalmaterialien des New Yorker Archivs in Berlin zugänglich.

Dank zweier beträchtlicher Förderungen wird die Verfilmung von weiteren Beständen in New York zügig vorangebracht. Der Fonds „Erinnerung und Zukunft“ finanziert seit Ende 2005 ein dreijähriges Projekt, bei dem die Nachlässe deutscher Rabbiner auf Mikrofilm aufgenommen werden, ebenso wie Materialien zum jüdischen Leben in Österreich und Böhmen/Mähren sowie Sammlungen, die Lebenswege von Frauen widerspiegeln. Ende 2006 wurde ein weiterer Förderantrag von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt. Diese Mittel werden vor allem für die Verfilmung von Sammlungen zur Familien-, Gemeinde- und Firmengeschichte, Politik, Wissenschaft und Kunst eingesetzt.

Die Dependance hat auch 2005/06 wissenschaftliche Symposien und Konferenzen am Jüdischen Museum Berlin abgehalten. Gemeinsam mit dem Hamburger Institut für die Geschichte deutscher Juden wurde im Februar 2005 die Festschrift „Jüdische Welten. Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart“ für die Historikerin Monika Richarz präsentiert. Eine dreitägige Konferenz zur jüdisch-literarischen Kultur im nationalsozialistischen Deutschland fand in Zusammenarbeit mit der Freien Universität Berlin im Oktober 2006 im Museum statt. Im gleichen Monat markierte das Symposium „Betrachtungen zur Geschichte deutscher Rabbiner“ den Abschluss des ersten, vom Fonds „Erinnerung und Zukunft“ geförderten Verfilmungsschwerpunktes.



Recherche in der Bilddatenbank des Leo Baeck Archivs



Archivleiter Aubrey Pomerance (links) im Gespräch mit seinem New Yorker Leo Baeck Archiv-Kollegen Frank Mecklenburg



(oben) Kabinettausstellung „Auf der verfluchten deutschen Erde...“

(links oben) Willy Katz bei der Beschneidung eines Neugeborenen, Berlin um 1945

(links unten) Deutsch-jüdische Polizisten im DP-Lager Düppel-Center, Berlin 1946/47

DIE KABINETTAUSSTELLUNGEN

Zwei Kabinettausstellungen im Learning Center des Museums wurden 2005/06 von Mitarbeitern des Archivs konzipiert und realisiert. Die Ausstellung „... auf der verfluchten deutschen Erde. Jüdische Überlebende nach der Befreiung“ beschäftigte sich von Juli 2005 bis Januar 2006 mit der unmittelbaren Nachkriegszeit, als man über eine Viertelmillion Juden auf dem Gebiet des besiegten Deutschen Reiches zählte. Dargestellt wurden die Bemühungen des amerikanischen Militärrabbiners Abraham Klausner um die jüdischen „Displaced Persons“ in Bayern, die ersten Pessach-Feiern nach dem Krieg, die als Ausdruck der Befreiung vom nationalsozialistischen Terror gefeiert wurden, sowie der Neubeginn jüdischen Lebens in Berlin.

„Schneller, höher, weiter...“ gab von Juni bis November 2006 Einblicke in die Entwicklung der Jüdischen Sportbewegung in Deutschland von 1898 bis 1938, von der Gründung des ersten Jüdischen Turnvereins Bar Kochba in Berlin bis zur Auflösung aller jüdischen Sportvereine nach den Pogromen im November 1938. Aufgebaut um die Biografien von vier jüdischen Sportlern und damals populäre Sportarten wie Turnen, Leichtathletik und Boxen, konzentrierte sich die Schau auf die Blütezeit in den 1920er Jahren und die Rolle des Sports während der NS-Verfolgung. Material zur zionistischen Ausrichtung und den ersten Makkabi-Weltspielen verdeutlichte aber auch die internationale Bedeutung der deutsch-jüdischen Sportbewegung.

Beide Ausstellungen präsentierten größtenteils Dokumente, Fotografien und Objekte aus der eigenen Sammlung, darunter viele neugestiftete Exponate, die erst durch die Recherchen für die Ausstellungen ins Museum kamen.



(oben) Zieleinlauf 100 m-Lauf der Männer beim Sportfest des Bar Kochba-Hakoah auf dem Sportplatz Grunewald, Berlin 1936
(unten) Herbert Sonnenfeld, Hochsprungwettbewerb des Bar Kochba-Hakoah auf dem Sportplatz Grunewald. Das Bild wurde veröffentlicht in „Der Makkabi“, 29. Mai 1936.



Der Stifter und frühere Boxer Manfred Joachim vor „seiner“ Vitrine im Learning Center

MEDIEN

MULTIMEDIAL FÜR EINEN INNOVATIVEN LERNORT

Die Medienabteilung erbringt eine Reihe von Leistungen: Sie organisiert die museumseigene Dokumentation und die Objektinformationen sowie den Adressbestand mithilfe modernster Datenbanken. Ebenso übernimmt sie die Copyrightklärung. Für das Rafael Roth Learning Center werden Inhalte recherchiert und multimedial produziert. Die Museumswebsite wird ständig gepflegt und weiterentwickelt. Die Bibliothek sowie die Publikationen sind der Medienabteilung ebenfalls zugeordnet.

Der im Museum entwickelte Thesaurus zur deutsch-jüdischen Geschichte konnte 2006, gefördert von der Andrew W. Mellon-Foundation, umfassend überarbeitet werden. Er wurde in eine Benutzeroberfläche integriert, die es auch externen Nutzern ermöglicht, auf einfache Weise in den Sammlungsbeständen des Hauses zu recherchieren. Nach einer Evaluationsphase wird dieser Thesaurus gleichfalls anderen Einrichtungen zur Verfügung stehen.

Auch das drittmittelgeförderte Projekt EMIKA, das zusammen mit der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin bis Mitte 2008 mobile Museumsinformationssysteme entwickeln wird, wird von der Medienabteilung betreut.

Vier dieser Bereiche möchten wir näher vorstellen.



Learning Center-Geschichte zu Heinrich Heine

DAS RAFAEL ROTH LEARNING CENTER - GESCHICHTE PER MAUSKLICK

An 17 Computerstationen bietet das Rafael Roth Learning Center multimedial aufbereitete Informationen zur deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur. Es wurde mittels einer großzügigen Spende des Unternehmers Rafael Roth eingerichtet. Die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung förderte maßgeblich die Produktion der ersten drei Jahre.

Die drei Inhaltsebenen – Geschichten, Lexikon und Katalog – wachsen stetig an, unter Berücksichtigung der Besucherwünsche. Dadurch angeregt wurden 2005/06 zum Beispiel die Suchfunktion und das Lexikon überarbeitet und noch besucherfreundlicher gestaltet.

Der Fundus an Geschichten wurde in den beiden vergangenen Jahren um drei auf nunmehr 18 Geschichten erweitert. Neu hinzugekommen sind folgende multimediale Geschichten:

Heinrich Heine

Die 2005 fertiggestellte Geschichte widmet sich dem Dichter und Schriftsteller Heinrich Heine (1797–1856). Anhand von über 300 Bildern, Dokumenten, Zitaten, Animationen und Vertonungen entsteht ein lebendiges Porträt dieses feinsinnigen Denkers und scharfzüngigen Beobachters seiner Zeit.

Im Learning Center wird sein Leben und Werk beleuchtet ebenso wie seine Auseinandersetzung mit dem Judentum, sein Verhältnis zu Ludwig Börne und den ehrenden wie ächtenden Umgang mit dem Exilanten nach dessen Tod.

Ostjuden in Deutschland

Zwischen 1880 und 1924 kamen Juden aus Osteuropa nach Deutschland, um Armut und Verfolgung zu entfliehen. Mit über 250 Bildern, Dokumenten, animierten Karten und Musikbeispielen veranschaulicht diese Geschichte seit April 2006 das wechselvolle Schicksal der jüdischen Migranten aus Russland, Polen und Galizien, die sich trotz aller Schwierigkeiten ein neues Leben in Deutschland aufbauten. Neben exemplarischen Biografien gibt das Learning Center Einblicke in die von Ostjuden bewohnten Viertel in Berlin, Frankfurt am Main und Essen.



„Hauptdarsteller“ Sansanvi und Startseite „Sansanvis Park“

„Sansanvis Park“: Jüdische Kultur für Kinder

Für Kinder ab sechs Jahren wird im Learning Center seit Mai 2005 das interaktive Computerspiel „Sansanvis Park“ angeboten. Sansanvi, eine Figur aus der jüdischen Mystik, führt die jungen Museumsbesucher durch seinen virtuellen Park. Anknüpfend an die moderne Lebenswelt der Kinder erklärt das Spiel Facetten des heutigen jüdischen Lebens. Dabei werden auch die Unterschiede zu und die Gemeinsamkeiten mit dem Christentum und Islam thematisiert.

2006 gewann „Sansanvis Park“ den renommierten Deutschen Bildungssoftware-Preis „digita“ in der Kategorie „Privates Lernen“ für Kinder unter 10 Jahren. Der „digita“ wird jährlich von der Stiftung Lesen, der Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“ und dem Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft (IBI) an der TU Berlin verliehen.



Multimedial in die Vergangenheit

Denkanstöße für die Weiterentwicklung

Über 40% der Museumsbesucher nutzen das Angebot des Rafael Roth Learning Centers. Um in diesem Bereich als Museum weiterhin führend zu sein und unsere multimedialen Angebote für die Besucher weiter auszubauen, haben wir 2005 Experten zu einer Begutachtung des Learning Centers eingeladen. Dazu wurden etwa 50 internationale Fachleute zu den potentiellen Entwicklungen im Medien-, Bildungs- und Museumsbereich befragt, Gutachten über verschiedene Aspekte der Anwendungen eingeholt sowie eine Besucherbefragung durchgeführt. Die Ergebnisse diskutierten Experten aus den unterschiedlichsten Bereichen in einem zweitägigen Workshop im Museum.

Dem Jüdischen Museum wurde bescheinigt, dass es mit dem Rafael Roth Learning Center einen wertvollen und innovativen Beitrag zum Lernort Museum leistet. Gleichzeitig gab die Diskussion wertvolle Anstöße für die zukünftige Weiterentwicklung.

DIE MUSEUMSWEBSITE - VIELSEITIG INFORMIERT

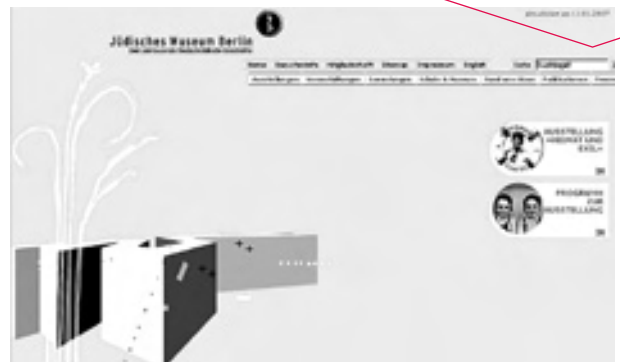
In einem warmen Lindgrün und mit einer an den Libeskind-Bau angelehnten Grafik in Hellblau werden die Nutzer auf der Website des Jüdischen Museums Berlin (www.jmberlin.de) begrüßt. Der Internetauftritt wird im Schnitt von rund 40.000 Besuchern monatlich aufgerufen, also fast 1.300 Nutzern pro Tag. Die Zahl der insgesamt aufgerufenen Seiten beträgt rund 140.000 pro Monat, wie die regelmäßige Auswertung der Zugriffe zeigt.

Die Nutzer finden eine Vielzahl von Informationen und Angeboten vor. Zielgruppengenaug informiert die Website über die Ausstellungen des Hauses, die Veranstaltungen, die Sammlungen, die Publikationen und „Rund ums Haus“. Um speziell dem Bildungsauftrag des Museums nachzukommen, bietet die Website seit Ende 2006 den Themenbereich „Schule & Museum“ an, mit Angeboten

für Kinder, Jugendliche und Lehrer. Für die Presse sowie die Freunde und Förderer des Museums gibt es schon seit mehreren Jahren eigene Bereiche. Seit 2005 werden auch die Neuerwerbungen der Sammlungen regelmäßig unter einem eigenen Navigationspunkt vorgestellt.

Die Inhalte der Website werden täglich aktualisiert und stets weiterentwickelt, entsprechend den technischen und thematischen Anforderungen des Hauses. Zudem ist der Internetauftritt komplett zweisprachig, in Deutsch und Englisch. Wichtige Kurzinformationen werden auch auf Französisch, Italienisch und Spanisch angeboten.

Neben der Homepage des Museums wurden für die letzten drei großen Sonderausstellungen auch eigenständige Sonderwebsites produziert. Davon haben die Websites zu den Ausstellungen „Weihnukka“ und „Heimat und Exil“ den Relaunch Award gewonnen, über den monatlich in einem Internet-Forum abgestimmt wird.



(rechts) Mikروفilm-Arbeitsplätze im Lesesaal
(unten) Seitenweise Wissenswertes



DIE BIBLIOTHEK - WISSEN HANDFEST UND VIRTUELL

Das Interesse an unserer wissenschaftlichen Spezialbibliothek ist seit 2004 stetig gewachsen, denn seitdem sind die Bestände über das Bibliotheksportal des Kooperativen Bibliotheksverbunds Berlin-Brandenburg (KOBV), den virtuellen „Fachkatalog Judaica“ und die Museumswebseite online zu recherchieren.

Von den rund 45.000 Bestandseinheiten sind – bis auf einen geringfügigen Teil – alle Druckerzeugnisse, CDs, CD-ROMs, DVDs und MCs in unserem Online-Katalog verzeichnet. Unterstützt wird die formale und sachliche Erschließung der Bestände durch die Integration des JMB-Thesaurus in die Bibliotheksdatenbank. Zudem reichern wir unsere Katalogisate mit Kurzreferaten und Inhaltsangaben an – soweit es das Urheberrecht gestattet –, was den Recherchierenden die Auswahl erleichtert.

Seit im letzten Jahr eine Medienstation eingerichtet wurde, machen wir zudem digitale Mitschnitte von thematisch relevanten Fernseh- und Radiosendungen und haus-eigenen Veranstaltungen für den internen Gebrauch.

Zu den Entwicklungen der vergangenen beiden Jahre zählt traurigerweise auch der Verlust eines Kollegen. Im Frühjahr 2005 ist Frank Salemann nach einer schweren Krankheit viel zu früh gestorben. Er war seit 1986 Museumsmitarbeiter. In Erinnerung bleiben uns sein Humor, seine Liebenswürdigkeit und auch seine Liebe zu Fotografie, Musik und Kunst.

Blick nach vorn

Unsere Bibliothek wird immer virtueller. Einige unserer Raritäten unter den Druckschriften werden in den kommenden Jahren digitalisiert. Neben der uneingeschränkten Nutzbarkeit seltener und wertvoller Buchbestände dient die Digitalisierung auch der Bestandserhaltung und -sicherung.

Um ein genaueres Bild der Bedürfnisse und Serviceerwartungen der Lesesaalnutzer zu erhalten, befragen wir sie seit Juni 2006. Die Auswertung der Befragungen wird es erlauben, unser Serviceangebot künftig noch besser auf die Wünsche unserer Nutzer abzustimmen.

DIE PUBLIKATIONEN - ANSPRECHENDE SEITEN

Die Bücher des Jüdischen Museums Berlin sind besondere Bücher – sie begleiten unsere Ausstellungen, doch sie stehen auch für sich und bereiten Geschichten und Material auf, die über die Ausstellungen hinausgehen. Für jedes Buchprojekt suchen wir den richtigen Verlag – mit dem Nicolai Verlag, dem Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag und dem Jovis Verlag haben wir in den vergangenen beiden Jahren vertrauensvolle und professionelle Partner gefunden.

Eines ist allen unseren Büchern gemeinsam: Sie sind individuell und liebevoll gestaltet, mit der Hilfe von Designern wie Groothuis, Lohfert, Consorten in Hamburg oder Atelier Frank, Eggers und Diaper sowie Sansserif in Berlin.

2005/06 umfasste das Programm unsere „Bestseller“ **Weihnukka** und **PSYCHOanalyse** – in denen kulturgeschichtliche Phänomene verständlich und vergnüglich aufbereitet werden – und das besondere Porträt des Fotografen **Roman Vishniac** mit den einfühlsamen Erinnerungen von Mara Vishniac Kohn an ihren Vater und ihre Kindheit in Berlin. Unser Freundeskreis übergab einen Sonderband als Geburtstagsgeschenk an Direktor **W. Michael Blumenthal** – überzeugter Kosmopolit mit Lebenserfahrung auf drei Kontinenten. Das bislang größte Publikationsprojekt des Museums war der Katalog **Heimat und Exil** – für die Begleitung dieser Ausstellung haben wir nicht nur Essays internationaler Wissenschaftler zu Themen des Exils in der ganzen Welt gesammelt, sondern auch in einer aufwändigen Rechercharbeit die annähernd hundert Emigrationsziele in Länderporträts dargestellt.



Programmdirektorin Cilly Kugelmann präsentiert das Begleitbuch zu „Heimat und Exil“.



Weihnukka. Geschichten von Weihnachten und Chanukka

Herausgegeben von Cilly Kugelmann
Gebunden, 132 Seiten, durchgehend vierfarbig mit über 80 Abbildungen
Oktober 2005
Nicolai Verlag, Berlin

„Das Buch zur Ausstellung sei empfohlen ... Spannende und gut recherchierte Artikel illustrieren nicht nur die Ausstellungsstücke, sondern geben Einblick in die „dritte Kultur“, die aus Weihnachten und Chanukka entstanden ist.“

KONFERENZ LANDESCRISTLICHER ARBEITSKREISE

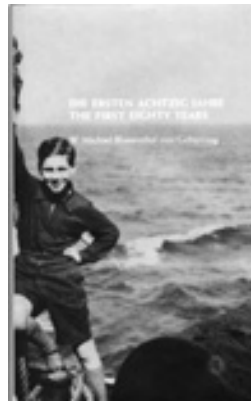


Roman Vishniacs Berlin

Herausgegeben von James H. Fraser, Mara Vishniac Kohn und Aubrey Pomerance im Auftrag des Jüdischen Museums Berlin
Gebunden, 120 Seiten mit über 90 Abb. im Duotone
Deutsche und englische Ausgabe
November 2005
Nicolai Verlag, Berlin

„Ein sorgsam ausgestatteter Fotoband.“
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

„Ein Katalog, der die Lektüre lobnt... Wir werden damit anfangen müssen, diese Fotos genau anzusehen. Roman Vishniac wollte registrieren und festhalten. Wir sollten versuchen, es ihm nachzutun.“
PERLENTAUCHER



Die ersten achtzig Jahre / The first eighty years.

W. Michael Blumenthal zum Geburtstag
Herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e.V.,
Gebunden, 224 Seiten im Duotone, mit über 70 Abbildungen
Januar 2006
Jovis Verlag, Berlin

„Das Buch heißt liebevoll augenzwinkernd ‚Die ersten achtzig Jahre‘ ... Es ist ein schönes Buch, voller Geschichten, Anekdoten, Erinnerungen ... versammelt Verwandte, Mitstreiter und Wegbereiter.“

DER TAGESSPIEGEL

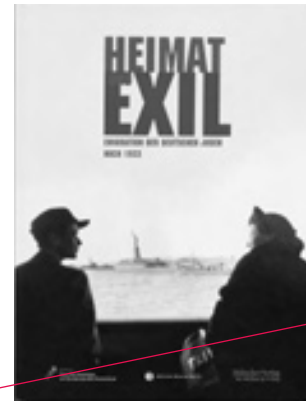


PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag

Herausgegeben von Cilly Kugelmann, Nicola Lepp und Daniel Tyradellis
Gebunden, 168 Seiten, durchgehend vierfarbig mit Transparentseiten und über 100 Abbildungen
April 2006
Nicolai Verlag, Berlin

„Charmant... das inspirierende, aufwendig gestaltete Katalogbuch mit zahlreichen Abbildungen.“

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG



Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933

Herausgegeben vom Jüdischen Museum Berlin und der Stiftung Haus der Geschichte, Bonn
Gebunden, 252 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Bildseiten
September 2006
Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

„Beiden, dem Buch und der Ausstellung, kann man nur wünschen, dass die Menschen sich nicht ... dieser Gesamtschau des erzwungenen Exodus der deutschen Juden in über einhundert Länder entziehen, sondern sich ihr stellen; dass sie für einen langen Moment aufwachen ... – um vor Zeugnissen der gestohlenen Leben Tausender unserer Landsleute zu verharren. Und nachdenken.“

FRITZ J. RADDATZ, WELT AM SONNTAG



DAS PÄDAGOGISCHE PROGRAMM

LERNEN UND VERMITTELN

Gut geführt durch die deutsch-jüdische Geschichte wussten sich die rund 100.000 Besucher, die jedes Jahr von einem der fast fünfzig kompetenten Museumspädagogen durch die Dauer- und Sonderausstellungen geleitet wurden. Besonders erfreulich war das ungebrochene Interesse seitens der Schulen: Mit fast 65% stellten sie 2005/06 den größten Anteil aller begleiteten Gruppen. Am häufigsten erkunden Zehntklässler das Museum: 2005 besuchten uns fast 4% aller Zehntklässler aus Deutschland. Aus Berlin war sogar jeder vierte Zehntklässler hier und aus Brandenburg jeder neunte.

Angesichts der großen Nachfrage haben wir unser Angebot an Führungen, Workshops und Projekttagen erweitert. Inzwischen gibt es achtzehn verschiedene Führungsthemen für Besucher im Alter von 5 bis 99 Jahren. Diese beinhalten eher klassische, historische Themen, wie den „Aufbruch in die Moderne – vom Kaiserreich in die Weimarer Republik“, aber auch handlungsorientierte Führungen für junge Besucher zur hebräischen Sprache und der Architektur des Hauses. Besonders hervorzuheben sind die neu konzipierten Führungen „Ist das im Islam nicht auch so?“ oder „Judentum – Christentum – Islam“, die kulturhistorisch vergleichend angelegt sind. Dabei ist es für uns selbstverständlich, dass wir diese Führungen auch in türkischer Sprache anbieten und damit die Rolle des Museums als Ort der Kommunikation und Begegnung unterstreichen.

Mit etwa 7.000 Führungen im Jahr sind die Führungsreferenten des Jüdischen Museums vor immer neue Aufgaben gestellt. Neben Ausdauer und guten Nerven ist Einfühlungsvermögen vonnöten, um die verschiedenen Besuchergruppen aktiv in die Führung mit einzubeziehen und auf die unterschiedlichsten Erwartungen einzugehen. So sind die vielen italienischen Besucher meistens an der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und ihrer architektonischen Widerspiegelung im Bauwerk Daniel Libeskind interessiert. Dänische Besuchergruppen, die zahlenmäßig einen Spitzenplatz unter den ausländischen Besuchern einnehmen, vertiefen sich bevorzugt in die Geschichte des Kaiserreiches, der Weimarer Republik und die Folgen der Entrechtung während des nationalsozialistischen Regimes.



VOM DREIDEL UND DEM KLEINEN HANS - PÄDAGOGISCHE BEGLEITPROGRAMME ZU DEN SONDERAUSSTELLUNGEN

Zu den Sonderausstellungen konzipiert die Bildungsabteilung pädagogische Begleitprogramme für Kinder, Schüler und Erwachsene. Bei der Ausstellung „BAUEN! Jüdische Identität in zeitgenössischer Architektur“ gingen die Museumsreferenten der Frage nach, ob und inwiefern Architektur jüdischer Identität Form verleihen kann. Modelle, Skizzen und Fotografien wurden gemeinsam mit den Besuchern interpretiert und als Ausdruck eines „jüdischen Selbstverständnisses“ hinterfragt.

Regen Anklang fand das Begleitprogramm zur Ausstellung „Weihnukka. Geschichten von Weihnachten und Chanukka“, das für alle Altersgruppen Anknüpfungspunkte zur eigenen Lebenswelt bot. Schulgruppen nutzten die Vorweihnachts- und Vorchanukkazeit für eine Unterrichtsergänzung: Kaum hatten die jungen Besucher die verschiedenen Dreidel und Variationen des achtarmigen Chanukka-Leuchters in der Ausstellung entdeckt, konnten sie im Anschluss selbst einen der traditionellen Spielzeuge oder einen Leuchter fertigen und ausprobieren. Spielend lernt es sich eben doch am leichtesten. Ein Puppenspiel, das auf der Chanukka-Erzählung „Judith und das Wunder der Lichter“ basierte, sowie verschiedene Lesungen rundeten das bunte Familienprogramm ab.

Im Frühjahr 2006 standen wir vor der Herausforderung, das komplexe Thema der Psychoanalyse anhand der Ausstellung „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“ didaktisch ansprechend aufzubereiten. Was ist die Psychoanalyse und was ist sie nicht? Neben einführenden Ausstellungsgesprächen für Oberschulen und Erwachsene fand in mehrstündigen Workshops eine intensive Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds statt. Anhand der Fallgeschichten vom Rattenmann, Dora, dem Kleinen Hans und Anna O. wurden zentrale Begriffe der Psychoanalyse herausgehoben, die durch die Zuordnung von Ausstellungsstücken und Installationen erläutert wurden. Trotz oder gerade wegen der komplexen Materie und der anschaulichen didaktischen Aufbereitung wurden Lehrende abseits der gängigen Fächer Geschichte und Religion angesprochen, besonders aus den Bereichen Psychologie oder des Pflegewesens. In über zweihundert Führungen vertieften mehr als 1.500 Schüler und Auszubildende ihre Kenntnisse über die Geburtsstunde und Lebensnähe der Psychoanalyse.

Einen Schwerpunkt und zugleich Höhepunkt der pädagogischen Arbeit stellte die Ausstellung „Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933“ ab Herbst 2006 dar. In Schülerführungen erschlossen sich die Jugendlichen unterschiedliche Lebenswege von Stiftern in verschiedenen Exilländern. Die Schüler wählten einige Objekte aus, fotografierten sie und verfassten kurze Texte dazu. Warum sie sich gerade für dieses Objekt entschieden hatten, begründeten sie gegenüber den anderen Schülern. Bei dem Theaterworkshop „Vertrieben ins Exil“ wurden die oft ausgeweglosen Situationen dramaturgisch in Szene gesetzt.



Stauende Könige beim Chanukka-Schattenspiel „Judith und das Wunder der Lichter“

Flucht, Exil und die Frage nach Heimat sind keineswegs Phänomene der Vergangenheit. Wie sieht der globale Kontext von Fluchtbewegungen heute aus? Wann fühlen sich Migranten in unserer Gesellschaft angekommen und betrachten sie Deutschland als Heimat? In Kooperation mit der gemeinnützigen Hertie-Stiftung veranstaltete das Jüdische Museum Berlin einen dreitägigen Workshop, bei dem sich Jugendliche im Gespräch mit Journalisten, Asyl-Experten und Künstlern intensiv mit aktuellen Fragen zu den Themen Migration, Integration und Identität auseinandersetzten. Die Ergebnisse ihrer Arbeit debattierten sie mit Museumsdirektor W. Michael Blumenthal, Christoph Bergner, Staatssekretär im Bundesinnenministerium, und Maria Böhmer, der Bundesbeauftragten für Migration, Integration und Flüchtlinge. Einen sehr persönlichen Zugang boten darüber hinaus intensive Archiv-Workshops mit Stiftern und Leihgebern. Zeitzeugen und deren Nachkommen waren den Schülern stets wertvolle und einzigartige Gesprächspartner.



Wir geben ihren Träumen ein Zuhause: Kinderführung „Das ver-rückte Haus“



(oben) Dichtes Gedränge um „Die Pessach Haggada“
(unten) Geschichte lebendig erzählt: Guide in der Ausstellung



Berliner Schüler bei der Abschlussdiskussion des Wettbewerbs „Jugend debattiert: Heimat und Exil“



Volle Konzentration: Maskenbasteln bei der Kinderführung „Happy Purim!“



Schulbankdrücken gestern und heute

WIE AUS FLORIAN MORDECHAI WURDE - FERIEN UND FEIERTAGE IM MUSEUM

Spiel, Spaß und Spannung – auch darum geht es, wenn jüdische Traditionen in einem abwechslungsreichen Angebot aus Workshops, Führungen und Projekttagen in den Ferien und an jüdischen Feiertagen vermittelt werden.

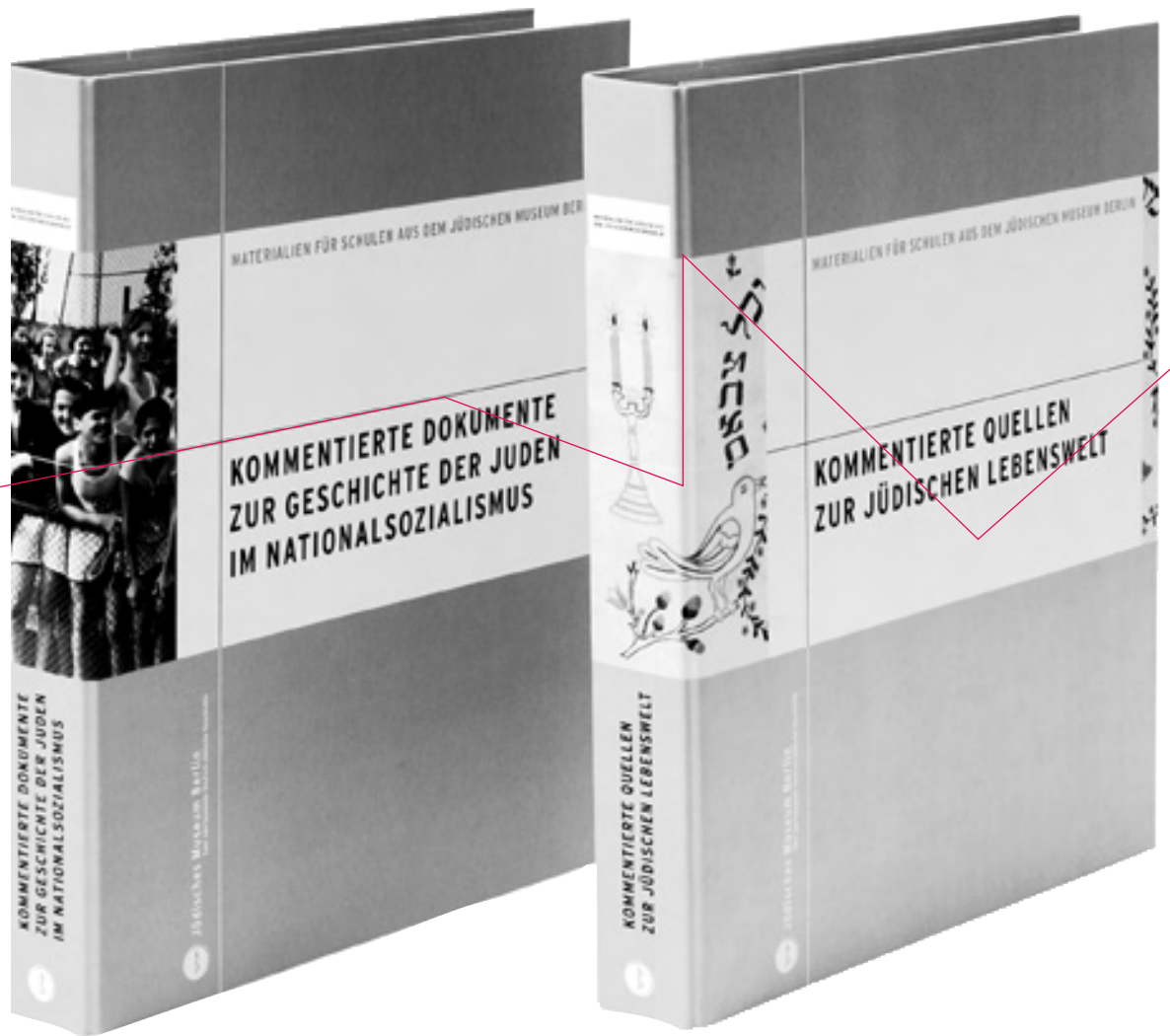
Eines der lautesten und buntesten Feste des jüdischen Kalenders ist das Purimfest. 2005 vertonten Kinder und Jugendliche die Estergeschichte zu Hörspielen, bei denen Florian zu Mordechai, Kevin zu Achaschverosch und Mareike zu Königin Ester wurde. Andere – die Geräuschemacher – ließen die Turbulenzen und Bedrohungen für Ester und ihr Volk am persischen Hof hörbar werden. Im folgenden Jahr schufen bunte Stoffbahnen und dicke Kissen eine orientalische Atmosphäre und damit das passende Ambiente, um den Protagonisten der Estererzählung zu folgen.

„Am Anfang war das Wort“ lautete das Motto des Ferienprogramms 2005, das sich den biblischen Geschichten widmete. Jüngere Kinder setzten den Turmbau zu Babel in Szene oder erprobten ihre Kreativität, indem sie Druckgrafiken zu König David anfertigten. Ältere Kinder übertrugen in Stein geschlagene Gebote ins Hier und Jetzt oder produzierten ein Feature zu Moses Mendelssohn. Als „Zeitreise“ orientierte sich das Ferienprogramm 2006 stark an der Dauerausstellung. Bei „Heureka, ich hab’s“ konnten die Teilnehmer ihren Einfallsreichtum unter Beweis stellen. Die Urkunde stellte das Deutsche Patentamt aus.

Dass ein Museumsobjekt einiges über Geschichte und Gegenwart aussagen und auch unterschiedliche Interpretationen zulassen kann – dafür möchte die Kinderinsel junge Besucher im Grundschulalter sensibilisieren. In Workshops oder während der „Happy Chanukka“-Führungen im Winter 2006 wurden die Vitrinen auf der Insel geöffnet, und die Kinder konnten sortieren, bestaunen und befühlen, was sonst hinter dickem Glas zu sehen ist. Als zusätzliches Angebot für Familien gibt es seitdem eine Rallye durch die Dauerausstellung, bei der zwölf Fragen beantwortet werden müssen. Bis das Ziel an der Kinderinsel erreicht ist, sind Spürnase und Forschergeist gefordert.



(oben) Das eigene Gebot: Sommerferienworkshop „Schreiben wie zu Moses Zeiten“
(unten) Backe, Backe, Mazze: Kinderprogramm zu Pessach



SCHULE & MUSEUM - IM DIALOG MIT LEHRERN UND SCHÜLERN

Die enge Zusammenarbeit mit Lehrenden und Schulen ist uns ein besonderes Anliegen und entspricht dem Selbstverständnis des Hauses als nationale und internationale Bildungseinrichtung. Zu unserer zunehmenden Vernetzung mit Schulen tragen Lehrerfortbildungen und die Bereitstellung von Unterrichtsmaterial bei. „Kommentierte Quellen zur jüdischen Lebenswelt“ lautet der Titel des 2006 erschienenen zweiten Bandes der Reihe „Materialien für Schulen“. Die aufwändig gestaltete und reich bebilderte Arbeitsmappe enthält Zeugnisse vergangenen und gegenwärtigen jüdischen Lebens. Sie dient Lehrern aller Schultypen als Arbeitshilfe bei der Vermittlung jüdischer Kultur und religiöser Traditionen.

In fünf Kapiteln konzentriert sich der mehr als hundert Seiten starke Band auf die Themenschwerpunkte „Lehre und Gelehrsamkeit“, „Von Kopf bis Fuß“, „Der jüdische Lebenszyklus“, „Schabbat“ und „Jüdisch essen“. Abbildungen, Dokumente, zeitgenössische Fotos und eigens für die Publikation angefertigte Interviews mit Jugendlichen ermöglichen individuelle Einblicke in die Alltagswelt. Das Jüdische Museum Berlin will damit an den Erfolg des ersten Bandes zur Geschichte der Juden im Nationalsozialismus anknüpfen. Dieser wurde von der Stiftung Buchkunst als eines der „schönsten deutschen Bücher 2005“ prämiert und für den Red Dot Award nominiert.

Fortbildungen für Lehrer zeigen die Möglichkeiten des Museums als „Lernort“ auf und regen zum nachhaltigen Erfahrungsaustausch zwischen Schule und Museum an. War Glückel von Hameln, eine Händlerin der Frühen Neuzeit, eine moderne Frau? Und was bedeutet koscher? Auf unserer Homepage präsentieren wir weitere Materialien für Schüler und Lehrer zum Herunterladen.

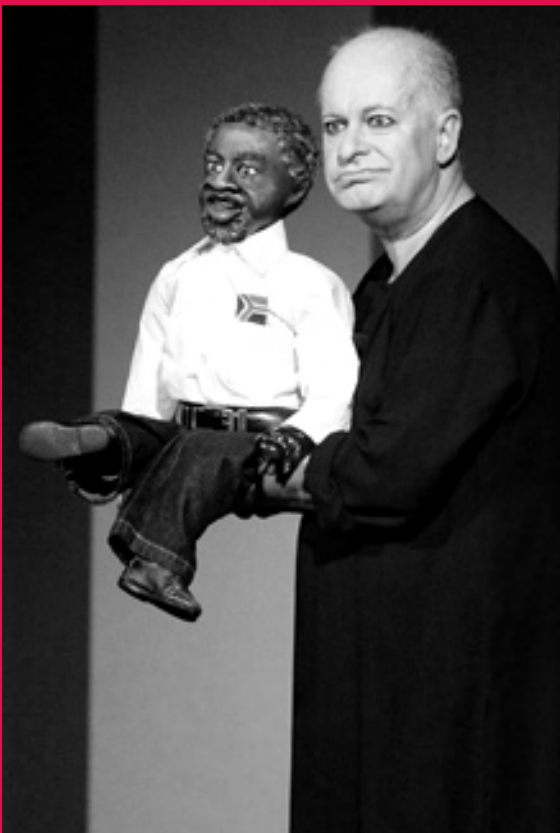
DIE VERANSTALTUNGEN

MEHR ALS EIN MUSEUM

Rund 45.000 Besucher bei über 130 öffentlichen Veranstaltungen in den Jahren 2005/06 sprechen eine deutliche Sprache¹: Das Jüdische Museum Berlin ist als Veranstaltungsort längst ein fester Bestandteil der Kulturlandschaft Berlins.

In den vergangenen beiden Jahren wurden erfolgreiche Programmpunkte aus den Vorjahren fortgeführt und ausgebaut – neben den Ausstellungsbegleitprogrammen gehören dazu der seit 2003 im Museumsgarten stattfindende Kultursommer, die Feierlichkeiten rund um den Geburtstag des Museums am 13. September, die „Lange Nacht der Museen“ sowie die Lesungen in Kooperation mit der Literaturhandlung Berlin.

Neben diesen inzwischen etablierten kulturellen Veranstaltungen konnte das Museum ein weiteres Markenzeichen des Hauses kreieren: Ende 2005 fand erstmals der „Weihnukka-Markt“ im Begleitprogramm zur Ausstellung „Weihnukka. Geschichten von Weihnachten und Chanukka“ statt. Er wurde auf Anhieb zum Publikumsliebling – der Eröffnungstag am 27. November war mit 4.255 Besuchern der besucherstärkste Tag des Jahres 2005. Erfolg verpflichtet – und so kam es, dass 2006 der Chanukka-Markt im Platanenwäldchen des Museums seine Tore und Hütten öffnete.

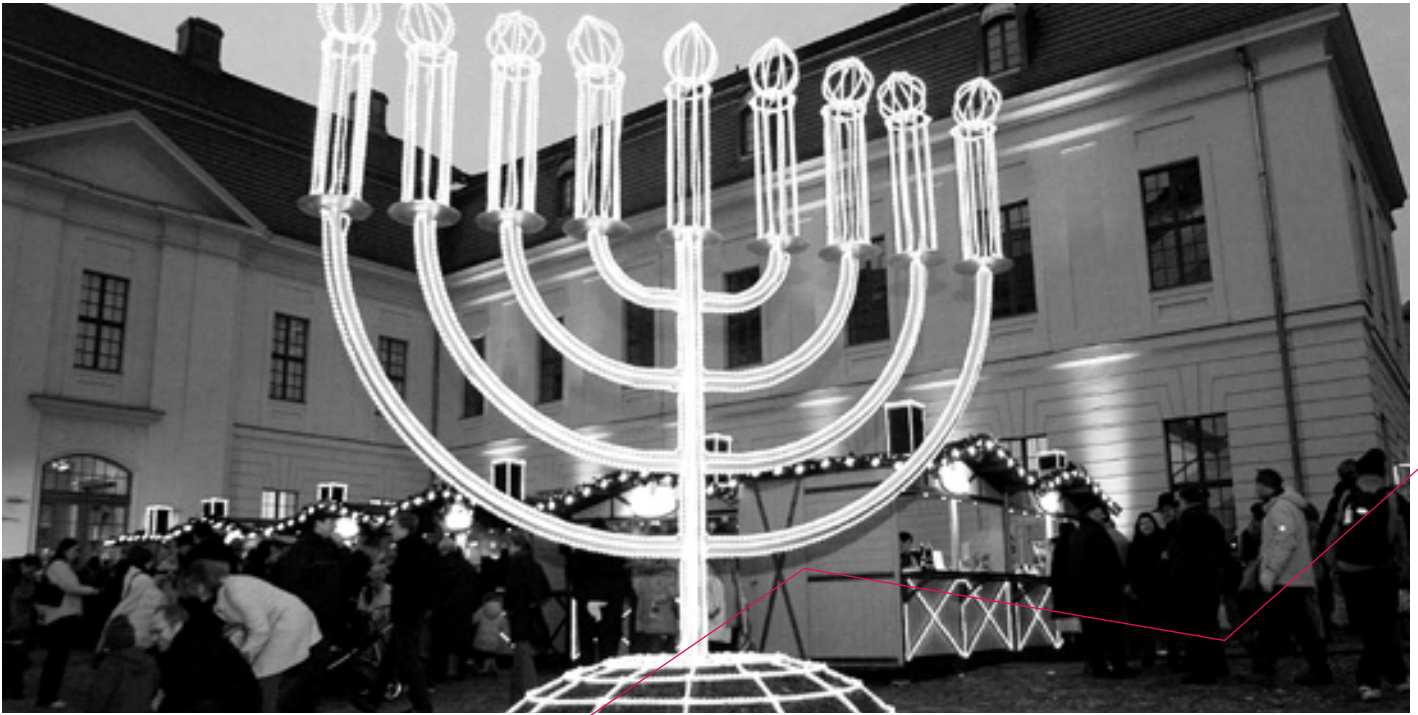


Pieter-Dirk Uys, Südafrikas berühmtester Satiriker



Eröffnung des „Weihnukka-Marktes“ mit dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit

¹ In diesen Zahlen sind die Besucher der Bildungsprogramme und der Veranstaltungen, die nicht vom Haus initiiert oder durchgeführt wurden (Vermietungen u. Ä.), nicht enthalten.



Der „Weihnukka-Markt“ 2005 im Innenhof des Altbaus

BEGLEITPROGRAMME ZU SONDERAUSSTELLUNGEN

Die Veranstaltungsbegleitprogramme zu den großen Sonderausstellungen vertiefen einzelne Aspekte der jeweiligen Ausstellung. Sie nähern sich den Inhalten und Themen mal spielerisch und unterhaltsam, mal wissenschaftlich und hinterfragend. Während mit wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionen ein ausgewiesenes Fachpublikum angesprochen wird, richten sich Themenwochenenden, Lesungen und Konzerte an ein breiteres Publikum.

Die Begleitprogramme sind nicht zuletzt ein Aushängeschild des Museums in der Öffentlichkeit und sollen eine stetige Präsenz der Ausstellung in den Medien sichern – ein wesentlicher Aspekt, wenn man bedenkt, dass große Ausstellungen über mehrere Monate laufen.

Im Begleitprogramm zur Ausstellung „BAUEN! Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur“ waren zwei prominente Architekten zu Gast, die auch in der Ausstellung vertreten waren: Zvi Hecker und Moshe Safdie setzten sich in ihren Vorträgen mit „Der Bedeutung symbolischer Formen“ sowie „Erinnerung und Identität“ in der Architektur auseinander. Auf einem Podium wurde zudem über „Heil'ge Hallen – Sakralbauten in Deutschland“ diskutiert.

Im Begleitprogramm zur Ausstellung „Techniker der ‚Endlösung‘. Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz“ tauschten sich der Filmemacher Malte Ludin und der Journalist Hartmut Topf über ihre Erfahrungen als Nachfahren aus „Täterfamilien“ aus. Beate Klarsfeld berichtete über ihren Einsatz für die Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen.

Eher verspielt ging es bei Sigmund Freuds Geburtstag zu: Zum 150. Ehrentag des Erfinders der Psychoanalyse verspeisten Besucher eine riesige Geburtstagstorte in Form der Freud'schen Couch. Ein Vortrag über die Bedeutung der Couch in der psychoanalytischen Praxis verband Kurioses mit Wissenswertem – und rundete die gelungene Veranstaltung ab.

Das Begleitprogramm der bislang größten Sonderausstellung „Heimat und Exil. Emigration deutscher Juden nach 1933“ startete im November 2006 mit einem Höhepunkt: 180 Besucher hörten zu, als die Schanghai-Emigranten W. Michael Blumenthal und Horst Eisfelder ein lebendiges Bild dieser Jahre entstehen ließen.



Michael Rummenigge trainiert die Profis von morgen.



Strategen unter sich: Schachwochenende im Museumsgarten

DER KULTURSOMMER IM MUSEUMSGARTEN - ENTSPANNUNG MIT ESPRIT

Die Abteilung Development & Marketing konzipierte im Sommer 2003 erstmals ein Kultursommerprogramm für den weitläufigen Museumsgarten – von Juni bis Mitte September wurde er zur Kulisse für ein kulturelles und kulinarisches Programm. In den Kultursommern 2005 und 2006 wurden die erfolgreichen Programmpunkte der Vorjahre fortgesetzt und mit neu konzipierten Veranstaltungen ergänzt. Ziel ist dabei, den Kultursommer als eines der Markenzeichen des Hauses für ein vielfältiges und ausgesuchtes kulturelles Programm und als festen Bestandteil im Kalender der Hauptstadt zu verankern.

Der weitverbreiteten Fußball-Euphorie im WM-Jahr 2006 trug auch das Jüdische Museum Berlin Rechnung: Zur Eröffnung des Kultursommers im Mai mit Klezmermusik und Tanz fand die Vernissage der Open-Air-Installation „Verdient und doch vergessen. Elf Juden im deutschen Fußball“ statt. Auf einem Fußballfeld im Museumsgarten erinnerte eine „Elfermannschaft“ aus Spielern, Trainern und Wegbereitern an den Beitrag von Juden zum deutschen Fußball.

Das umfangreiche Begleitprogramm „rund um den Ball“ mit Vorträgen über Willy Meisl, den König der Sportjournalisten, den Erfolgstrainer Béla Guttmann oder die jüdische Identität in Sportkulturen begeisterte viele Besucher. Die Abende zu Ehren des Berliner Journalisten, Entertainers und Fußballenthusiasten Hans Rosenthal und des deutsch-jüdischen Fußballpioniers Walther Bensemann, dem Gründer des Sportmagazins „Kicker“, waren bewegende und unvergessliche Höhepunkte des Kultursommers, ebenso wie das dreitägige Fußball-„Turnier der Kulturen“ mit Michael Rummenigge, an dem 60 Grundschulen aus ganz Berlin teilnahmen.

Wie in den Vorjahren fanden sich auch 2005/06 jeweils am ersten Sonntag im Monat Jazzbegeisterte mit Picknickkörben zu „Jazz in the Garden“ ein und genossen die entspannte Atmosphäre in Liegestühlen, auf Bänken oder Decken auf dem Rasen. Auch das allsommerliche Konzert des legendären Coco Schumann Quartetts lockte erneut viele Jazzfreunde in den Museumsgarten. Das schon bewährte Schachwochenende wurde ausgebaut: In Kooperation mit dem Berliner Schachverband e.V. und der Emanuel-Lasker-Gesellschaft wurde der Museumsgarten so erneut zu einem Treffpunkt für Schachfreunde – ob Profi oder Laie. Seit Beginn besonders beliebt sind die Lesungen bekannter deutscher Schauspielerinnen – 2005/06 lasen Iris Berben, Cornelia Froboess und Brigitte Grothum. Spannendes und Interessantes boten die beiden Themenwochenenden zu Ehren Albert Einsteins im Kultursommer 2005 und Sigmund Freuds im folgenden Sommer.



Süße Fünf - das Museum feiert Geburtstag.



Der Meister hört zu: Marcel Reif liest aus Willy Meisls Reportagen.

Zur „Langen Nacht der Museen“ im August 2006 verzauberten Christoph Stölzl und Christine Eichel die Besucher mit Unterhaltungsmusik der 1920er und 30er Jahre – eine einmalige Mischung aus Berliner Witz, jüdischem Esprit und ironisierter Sentimentalität.

Unterstützung erhielt der Kultursommer auch in den vergangenen beiden Jahren durch zahlreiche Medien- und Kooperationspartner sowie Sponsoren. Die Berliner Morgenpost und Die Welt legten ihrer Zeitung wieder eine mehrseitige Sonderbeilage zum Kultursommer bei. Radio Eins als offizieller Medienpartner bewarb den Kultursommer regelmäßig und versteigerte Eintrittskarten.

Die Besucherzahlen des Kultursommers belegen den Erfolg: 2005/06 kamen rund 18.500 Gäste.

KONFERENZEN UND SYMPOSIEN - WO WISSEN(SCHAFT) SICH VERSAMMELT

Wissenschaftliche Tagungen und Symposien nehmen einen festen Platz im Veranstaltungsprogramm des Museums ein. Auf besonders breites Interesse stieß im Oktober 2006 die internationale Konferenz „Zwischen Rassenhass und Identitätssuche: Deutsch-jüdische literarische Kultur im nationalsozialistischen Deutschland“, eine Kooperation zwischen der Freien Universität Berlin, der Dependance des Archivs des Leo Baeck Instituts und dem Jüdischen Museum Berlin. Literatur-, Theater- und Kulturwissenschaftler, Historiker und Archivare aus Deutschland, den USA, Israel, den Niederlanden und Neuseeland untersuchten damit erstmals die literarischen Aktivitäten von Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft im nationalsozialistischen Deutschland – und boten so eine längst fällige Ergänzung zu der seit Jahrzehnten betriebenen Forschung zur Literatur des antifaschistischen Exils.

Im Herbst 2006 gab es zudem doppelten Anlass zum Feiern: das fünfjährige Bestehen der Dependance des Archivs des Leo Baeck Instituts am Jüdischen Museum Berlin und die komplette Verfilmung der Rabbinernachlässe des New Yorker Archivs für die Dependance. Beides wurde mit dem Symposium „Betrachtungen zur Geschichte deutscher Rabbiner“ gewürdigt, bei dem drei Themen präsentiert wurden: Quellen zur Rabbinatsgeschichte des 19. Jahrhunderts, die deutsch-jüdische Predigt zum Ersten Weltkrieg sowie geistiger Widerstand während der NS-Zeit am Beispiel der Berliner Rabbiner Leo Baeck und Joachim Prinz.

LESUNGEN - RENOMMIERTE AUTOREN ZU GAST

Im facettenreichen Kulturprogramm des Museums bilden Lesungen und Buchpräsentationen, die unter anderem in Kooperation mit der Literaturhandlung Berlin ausgerichtet werden, einen besonderen Schwerpunkt. Das genreübergreifende Angebot umfasst Buchpräsentationen zu historischen und zeitgenössischen politischen Themen für ein ausgewähltes Fachpublikum ebenso wie belletristische Neuerscheinungen international bekannter Autoren, die ein breites Publikum ansprechen.

Seit der Einführung der Lesereihen im Jahr 2003 hörten sich über 5.000 Gäste das abwechslungsreiche literarische Programm an. Zu den Höhepunkten der vergangenen zwei Jahre gehörte 2005 eine Buchpräsentation des Historikers und Journalisten Tom Segev, der sein mit dem National Jewish Book Award ausgezeichnetes Buch „Es war einmal ein Palästina“ vorstellte. Im gleichen Jahr konnten wir die israelische Autorin Zeruya Shalev begrüßen – aus ihrem mit Spannung erwarteten Band „Späte Familie“ las die Schauspielerin Martina Gedeck Auszüge in deutscher Sprache.

Sehr bewegend war 2006 die Lesung aus dem Tagebuch des Breslauer Historikers Willy Cohn, der die Entrechtung und Erniedrigung der Breslauer Juden von 1933 bis 1941 Tag für Tag dokumentiert hatte. Mehrere seiner Nachkommen reisten zur Vorstellung der unter dem Titel „Kein Recht, nirgends!“ veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen an. Im letzten Jahr begeisterte zudem Lily Brett das Publikum im ausverkauften Konzertsaal, die in ihrem herzerfrischenden Roman „Chuzpe“ mit viel Witz, Wärme und Verstand von Vätern, Töchtern, polnischer Küche und New Yorker Neurosen erzählt. Und Louise Jacobs, Enkelin des Kaffee-Patriarchen Walther Jacobs, zeichnete in „Café Heimat“ ein vielfältiges Familienpanorama und erzielte mit ihrer Lesung im Jüdischen Museum auch eine breite Medienresonanz.



(oben) Die New Yorker Autorin Lily Brett
(rechts) Daniel Libeskind stellt seine
Autobiografie „Breaking Ground“ vor.

Martina Gedeck und Zeruya Shalev
bei ihrer Lesung im Konzertsaal



MARKETING UND DEVELOPMENT

MARKETING - AUF GUTE PARTNERSCHAFT

Ausstellungsmarketing mit bundesweiter Wirkung

Ausstellungsmarketing ist Beziehungspflege – zum Besucher wie zu den Kooperations- und Medienpartnern des Museums. Alte Bande werden vertieft, neue geknüpft. Die Wall AG und Ströer Out of Home Media sind seit Jahren die wichtigsten Partner des Museums, wenn es um Werbung im öffentlichen Raum geht. Alle großen Sonderausstellungen der Jahre 2005/06 konnten durch die großzügige Unterstützung der Wall AG mit Citylight-Plakaten beworben werden – auf Werbeflächen im Gegenwert von einer Million Euro. Und der große Erfolg der Imagekampagne „Nicht das, was Sie erwarten“ geht – neben dem kreativen Input der Werbeagentur Scholz & Friends – nicht zuletzt auf die bundesweite Bereitstellung von Werbeflächen durch die Firma Ströer zurück.

Bewährte Produktlinien wie die Imagekampagne wurden fortgeführt und gewachsene Kooperationen ausgebaut. Zudem wurden in den vergangenen beiden Jahren auch neue Wege zum Besucher beschritten: Jede Ausstellung bedarf einer auf sie zugeschnittenen Marketingstrategie, die die Alleinstellungsmerkmale der Ausstellung in Wort und Bild umsetzt und in die Öffentlichkeit transportiert. Die Motive der Plakatkampagne zu „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“ nahmen Begriffe aus der Psychoanalyse auf, die Einzug in unsere Alltagssprache gefunden haben und Platzhalter für Emotionen und Phantasien sind: Hysterie, Zwangsneurose und Trieb. Für diese Ausstellung wurde erstmals auch mit einem Trailer im Kino geworben. Die Yorck-Gruppe sponserte die Ausstrahlung des Trailers großzügig, indem sie ihn vier Wochen lang täglich in den zehn Programmkinos der Berliner Yorck-Gruppe zeigte.



„Heimat und Exil“-Banner am Haupteingang

Tourismusmarketing: Am Berlin-Tourismus partizipieren

Rund 88% der Museumsbesucher sind Touristen, die überwiegend aus dem Ausland anreisen. Damit nimmt das Jüdische Museum Berlin in hohem Maße am ständig wachsenden Berlin-Tourismus teil. Um diesen Trend optimal für das Haus zu nutzen und national wie international neue Zielgruppen zu erreichen, entwickelt das Museum besucherorientierte Angebote, die auch über die Kerninhalte des Museums hinausgehen.

So lockt das Museum nicht nur mit seiner Dauerausstellung und Architektur, sondern trägt auch dem Bedürfnis der Besucher nach Entspannung Rechnung. Ob zum Ausruhen auf Liegestühlen, zum Genießen des Kultursommer-Programms oder zum gemütlichen Picknicken unter schattigen Bäumen: Der Museumsgarten bildet zusammen mit der Gastronomie des Restaurant Liebermanns ein attraktives Zusatzangebot. Ergänzt durch den Chanukka-Markt im Winter, offeriert das Museum Reiseveranstaltern wie DERTOUR, AIRTOURS und TUI ein saisonal wechselndes Programm, das in Reisekataloge mit Auflagen von bis zu einer Million Exemplaren aufgenommen wird.



Neues Motiv aus der Museumskampagne

Ob Einstein-Jahr, Fußballweltmeisterschaft oder Internationale Funkausstellung: Auch Kooperationen mit Ausrichtern von lokalen Großveranstaltungen sind eine Möglichkeit, Besucher zu gewinnen. 2005 zählte das Museum als Partner des Internationalen Deutschen Turnfestes binnen vier Tagen annähernd 3.000 Sportfreunde, die das Haus mit Freitickets besichtigten. Und während der WM 2006 bot das Museum Fußballfans einen preisgünstigen Ausstellungsbesuch mit Kaffee und Kuchen im Museumsgarten.



Voller Vorfreude: Auf dem Weg zum Chanukka-Markt 2006

DEVELOPMENT - MIT FREUNDEN MEHR ERREICHEN

Die Arbeit der letzten Jahre hat Früchte getragen: Zum einen konnte der Kreis der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum e.V. seit der Eröffnung 2001 kontinuierlich um interessierte und aktive Mitglieder vergrößert werden, zum anderen ist es gelungen, bestehende Partnerschaften und Kooperationen auszubauen. Somit wurde eine gute Grundlage geschaffen, um auch ambitionierte Fundraising-Ziele zu erreichen.

Unter Dach und Fach: Der neue Glashof

Mit den Plänen zur Überdachung des Museumsinnerhofes hat sich dem Haus nicht nur architektonisch eine neue Dimension eröffnet – auch die Fundraising-Arbeit wurde vor eine große Herausforderung gestellt. Denn nun galt es, die dem Museum verbundenen Freunde und Förderer mit einer großen Kampagne zu Spenden zu animieren, um die für die Finanzierung des ehrgeizigen Projektes unerlässlichen rund 8 Millionen Euro zu akquirieren. Hierbei sollte sich zeigen, wofür das internationale Beziehungsnetzwerk sowie der nationale Wirkungskreis aus Freunden, Förderern und Sponsoren steht. Keiner der angesprochenen Unterstützer ließ es sich nehmen, einen finanziellen Beitrag zur Errichtung des Glashofes zu leisten. Mit dieser Hilfe und dank eines großzügigen Zuschusses des Bundes gelang es, die erforderliche Summe innerhalb von nur zwölf Monaten aufzubringen. Dass der dringend benötigte neue Raum für das vielfältige kulturelle und pädagogische Programm des Museums mit vereinten Kräften so schnell ermöglicht werden konnte, macht uns besonders stolz auf unsere verlässlichen Freunde und Förderer.

Der amerikanische Freund

Seit 2003 trägt die Haupttreppe zur Dauerausstellung den Namen „Die Sackler Treppe“ als Ausdruck des Dankes an die Familie Sackler für ihre generösen Spenden. Das Museum schätzt sich glücklich, einen weiteren starken Freund an seiner Seite zu wissen. Eric F. Ross, ein amerikanischer Unternehmer deutscher Herkunft und ein großer Philanthrop der jüdischen Tradition, hat das Museum im Juni 2006 mit einer sehr großzügigen Schenkung bedacht. Im Beisein von Museumsdirektor W. Michael Blumenthal und Staatsminister Bernd Neumann wurde die Ausstellungsgalerie im Erdgeschoss des Libeskind-Baus zu Ehren des Mäzens in „Eric F. Ross Gallery“ umbenannt. Zur feierlichen Einweihung reiste Eric F. Ross mit seiner Frau Lore eigens aus den USA an und widmete die Galerie dem Gedenken an seine 1942 in Auschwitz ermordeten Eltern Regina und Albert Rosenberg.



(oben) Architekt Daniel Libeskind und Museumsdirektor W. Michael Blumenthal präsentieren im Innenhof das Bauvorhaben „Glashof“.

(unten) Der Mäzen in der nach ihm benannten Eric F. Ross Gallery





(oben) Glamourös: Der für das Gala-Dinner festlich geschmückte Konzertsaal
 (Mitte) Nikolaus Graf Lambsdorff nahm stellvertretend für seinen Vater Otto Graf Lambsdorff 2005 den Preis entgegen. Rechts Laudator Salomon Korn, links Museumsdirektor W. Michael Blumenthal.
 (unten) W. Michael Blumenthal überreichte mit Laudator Michael Naumann den Preis an Heinz Berggruen.

Eine Klasse für sich

Die jährliche Verleihung des Preises für Verständigung und Toleranz, umrahmt von einem Gala-Dinner, hat sich zu einer festen Institution entwickelt. Auch die vierte und fünfte Preisverleihung waren Höhepunkte im gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt. Am 19. November 2005 wurden der Sammler und Mäzen Heinz Berggruen und Otto Graf Lambsdorff, Bundesminister a. D., ausgezeichnet. Laudatoren waren Michael Naumann, Staatsminister a. D., und Salomon Korn, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, der den Einsatz des Grafen in den Verhandlungen zur Entschädigung der NS-Zwangsarbeiter hervorhob. Zu den Gratulanten zählten – um nur einige beispielhaft zu nennen – Friede Springer, Verlegerin und Preisträgerin des Jahres 2003, der Unternehmensberater Roland Berger, Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement, Klaus Mangold, Vice-Chairman der Rothschild Bank, Gunter Thielen, Vorsitzender des Vorstands der Bertelsmann AG, Hans Wall, Vorstandsvorsitzender der Wall AG, Klaus Zumwinkel, Vorstandsvorsitzender der Deutschen Post Worldnet, Staatsministerin Christina Weiss, Fernsehmoderatorin Sabine Christiansen und viele mehr. Besonders freute sich Museumsdirektor W. Michael Blumenthal über die hohen Spenden für die pädagogischen Programme des Museums.



Die Preisträger 2006: Daniel Barenboim und Helmut Panke (Mitte), mit Bundeskanzlerin Angela Merkel, Bundespräsident a. D. Richard von Weizsäcker und Museumsdirektor W. Michael Blumenthal

Am 18. November 2006 lockte die Preisverleihung bereits zum fünften Mal Freunde und Förderer ins Haus – dieses Mal um die Ehrung von Star-Dirigent Daniel Barenboim und BMW-Manager Helmut Panke zu feiern. Bundeskanzlerin Angela Merkel würdigte das gesellschaftliche Engagement von Helmut Panke. Bundespräsident a. D. Richard von Weizsäcker fand persönliche Worte für seinen Freund Daniel Barenboim. Aus der Politik waren Bundesministerin der Justiz Brigitte Zypries, Staatsminister Bernd Neumann sowie Ministerpräsident a. D. Kurt Biedenkopf gekommen. Mit Gerhard Cromme, Vorsitzender des Aufsichtsrates der ThyssenKrupp AG, Mathias Döpfner, Vorstandsvorsitzender der Axel Springer AG, Heinrich von Pierer, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Siemens AG und Preisträger des Jahres 2002, Norbert Reithofer, Vorstandsvorsitzender der BMW AG, und Jürgen Walker, Vorstandsvorsitzender der DaimlerChrysler Financial Services AG, war erneut die Spitze der deutschen Wirtschaft vertreten. Zur Jubiläums-Preisverleihung konnte ein Spendenrekord erzielt werden, der erneut der Bildungsarbeit des Hauses zugutekam.



Daniel Barenboim spielte mit Nabil Shehata am Kontrabass „Kol Nidrei“ von Max Bruch.

Der Weg ist das Ziel

Als Ansprechpartner für die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e.V. koordiniert und organisiert die Development-Abteilung sämtliche Förderaktivitäten. Dank des kontinuierlichen Engagements des Fördervereins wurden zahlreiche Projekte des Museums realisiert. So finanzierte der Verein auch den zweiten Band der Lehrmaterialien für Schulen. Führungen, Fortbildungen und Antisemitismus-Workshops für Lehrer und Schüler konnten ebenfalls durch die Unterstützung der Gesellschaft durchgeführt werden. Darüber hinaus leistete der Verein einen Beitrag zur Finanzierung der Sonderausstellung „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“, indem er die Kosten für die so genannte Lebenstorte mit Szenen aus Freuds Leben und Werk übernahm. Die 24 Tortenstücke wurden schließlich bei der Finissage mit dem Auktionshaus Christie's zugunsten der Bildungskampagne „on.tour – Das JMB macht Schule“ versteigert: Im Sommer 2007 wird ein JMB-Bus quer durch Deutschland reisen, um Schüler und Lehrer zur Teilnahme an den pädagogischen Programmen des Museums einzuladen. Der Verein stockte den Erlös der Benefiz-Auktion auf, damit sich das Museum bundesweit als außerschulischer Lernort präsentieren kann.



(oben) Nah dran: Das JMB-Mobil bringt das Museum während der Sommertour 2007 direkt auf den Schulhof.
(unten) Mitglieder und Freunde des Fördervereins bei der Werkstatt-Vorbesichtigung der Ausstellung „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“



DIE PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

EINE GUTE FIGUR IN DEN MEDIEN

Ein positives Bild in der Berichterstattung

Die Medien berichten immer häufiger über das Jüdische Museum Berlin – und sie stellen das Haus zudem immer positiver dar. 2006 bewertete fast jeder dritte Medienbeitrag (31%) das Museum positiv, während es 2005 rund jeder vierte und 2004 etwa jeder sechste war. Eine so positive Medienresonanz ist schon eine kleine Sensation und belegt, dass das gute Image des Museums in den vergangenen Jahren auch mithilfe der Berichterstattung ausgebaut werden konnte. Nur ein kleiner Teil der Medienbeiträge war negativ oder ambivalent: 2006 war es jeder 25. Beitrag, 2004/05 sogar nur jeder 50. Die übrigen Beiträge waren rein deskriptiv und neutral.

Elfmal täglich in der Presse

Ob in Hörfunk, Fernsehen, Zeitungen oder Onlinemedien – durchschnittlich elf Beiträge sind pro Tag über das Museum zu hören, zu sehen oder zu lesen. Mit rund 4.000 Medienbeiträgen pro Jahr hat die Berichterstattung in den beiden vergangenen Jahren deutlich zugenommen: um 40% gegenüber 2004. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Pressemitteilungen des Hauses von immer mehr Medien aufgegriffen werden – und bedeutet nicht etwa, dass wir immer mehr Mitteilungen verschicken. Im Gegenteil: 2006 wurden 84 Pressemitteilungen versandt, während es 2004 über hundert waren.

Am umfangreichsten berichtete die Presse mit über 300 Medienbeiträgen über die Sonderausstellung „PSYCHOANALYSE“. Auch die Sonderausstellungen „Weihnukka“, „Heimat und Exil“ und „Techniker der ‚Endlösung‘“ erhielten eine sehr breite Medienresonanz. Die Verleihung des Preises für Verständigung und Toleranz ist jedes Jahr auch für die Presse ein Großereignis, das sich 2006 sogar in 250 Medienbeiträgen niederschlug, darunter eine Übertragung im Dokumentationskanal Phoenix. Zu den Top-Medienthemen zählten 2006 zudem der 80. Geburtstag von Museumsdirektor W. Michael Blumenthal, der in 177 Medienbeiträgen gewürdigt wurde, und der fünfte Jahrestag der Museumseröffnung sowie 2005 der „Weihnukka-Markt“ und die Meldungen zur Kooperation mit AOL.

Das Museum im Film

In der 30-minütigen Dokumentation „Die Vermittler“ hat der renommierte Filmemacher Günter B. Ginzler einen Blick hinter die Kulissen des Museumsbetriebes geworfen. Er hat nicht nur den Museumsdirektor, sondern auch zwei Hosts sowie Führungsreferenten bei ihrer Arbeit im Museum begleitet. Als Erfolgsrezept des Hauses diagnostiziert der Autor eine Atmosphäre der Offenheit und Fröhlichkeit, die im Museum ebenso präsent sei wie das Gedenken und Nachdenklichkeit. Der Film wurde im Herbst 2006 im rbb und auf Phoenix gesendet. Neben diesem Fernsehteam haben 2005/06 fast 150 weitere im Museum gedreht. Im Jahr der Fußball-WM kamen 26 der Teams aus dem Ausland, so dass Filmbeiträge über das Museum selbst in so fernen Ländern wie Brasilien, Ecuador, Korea und den Philippinen ausgestrahlt wurden.

Kommunikationsziele erreicht

Der Pressearbeit ist es gelungen, Medienbeiträge über alle Museumsbereiche zu platzieren und damit die Vielfalt der Museumsaktivitäten zu vermitteln. Zudem war das Museum in den Berliner Medien und der Boulevardpresse gut vertreten, womit ein breites Publikum angesprochen wurde.

Die Auswertung der Berichterstattung ergibt, dass 2005 bemerkenswerte 73% der Medienbeiträge über das Museum (ohne Erwähnungen) durch die Museumspressarbeit initiiert waren (Angaben für 2006 liegen noch nicht vor). Da in der PR-Fachwelt ein Wert zwischen 60 und 70% als sehr gut gilt, können wir damit sehr zufrieden sein. Und für die Evaluation der Medienberichterstattung war das Museum 2005 in der Kategorie „Medien- und Pressearbeit“ als einer von drei Finalisten für den Deutschen PR-Preis in Gold nominiert.



(oben) Ganz Objektiv: Pressefotografen umringen bei der Einweihung der Eric F. Ross Gallery den Mäzen aus den USA.
(Mitte) Das Museum als Fernsehstudio: 3sat-Aufzeichnung der Sendung „Delta“ mit Moderator Gert Scobel und Gästen
(unten) Achtung, Live-Schalte: Cilly Kugelman im Interview mit rbb-Reporter Ulli Zelle

DIE INTERNEN DIENSTLEISTER



Erste Station für Schulklassen: der neue Gruppeneingang

Geschäftsführer Ulrich Klopsch mit Architekt
Matthias Reese vor dem neuen Gruppeneingang

DIE VERWALTUNG - AUF UNS KANN MAN BAUEN

Die attraktive Architektur des Jüdischen Museums Berlin, seine interessanten Ausstellungen und Veranstaltungen und die Besucherfreundlichkeit sind allseits anerkannt und hoch gelobt. Um diese Außenwirkung zu erzielen, bedarf es jedoch der Vorbereitung und vielfältigen Unterstützung im Hintergrund.

Diese Aufgabe fällt der Verwaltung zu: Ohne sie geht gar nichts – von der Betreuung des Personals (festangestellte Mitarbeiter und Aushilfskräfte), der Finanzabwicklung, der Sicherstellung der Datenverarbeitung bis hin zur logistischen Koordinierung der vielen für das Haus tätigen Fremdfirmen. Die Bereitstellung all dieser Kapazitäten macht die Verwaltung zum Bindeglied bei den verschiedensten Projekten und zum täglichen Ansprechpartner für jeden im Haus. Dabei ist sie sich ihrer dienenden Funktion stets bewusst.

Erfreulicherweise war es dem Museum möglich, die dringend notwendige bauliche Erweiterung des Gruppen-
eingangs finanziell im Rahmen des eigenen Haushalts zu gewährleisten, in Abstimmung mit dem Stiftungsrat und dem Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien. Beim Glashof konnte die Finanzierung zu zwei Dritteln durch großzügigst gewährte Spenden unserer Freunde und Förderer, aber auch zu einem Drittel durch den Bund sichergestellt werden. Darüber wird im nächsten Jahresbericht noch ausführlich berichtet.

Anfang 2005 zogen die Verwaltung und mehrere Fachabteilungen des Museums in die bundeseigene Liegenschaft des Bundespatentamtes um, was den Mitarbeitern optimale und angenehmere Arbeitsmöglichkeiten sowie effizientere Abläufe bescherte. Zugleich war dies für die Verwaltung mit der Einführung der neuen und auf Bundesebene bewährten Finanzbuchhaltung von MACH verbunden.

Die Prüfung der Haushalts- und Wirtschaftsführung durch das Bundesverwaltungsamt (BVA) verlief für die beiden vergangenen Jahre erneut grundsätzlich beschwerdefrei. Als Ergebnis der Prüfungshinweise des BVA wurden nochmals die Ausschreibungsverfahren im Dienstleistungsbereich und Beschaffungswesen verstärkt, auch europaweit.

Der vom BVA eingeleitete Prüfungsprozess der tarifgerechten Eingruppierung der Mitarbeiter war ein Schwerpunkt der Jahre 2005/06. Die Verwaltung hat mit großem Arbeitsaufwand dazu beigetragen, dass im konstruktiven Zusammenwirken der Beteiligten einvernehmliche Regelungen mit den Betroffenen, der Personalvertretung und dem BVA erreicht werden konnten.

Angesichts der schwierigen Ausbildungs- und Arbeitsmarktsituation in Deutschland hat das Museum entschieden, die Zahl der Volontäre abermals von 2 auf 4 erhöhen. Mit der zusätzlichen Qualifikation und den gewonnenen Einblicken in das Arbeits- und Museumsleben wollen wir ihre Berufschancen erhöhen – und profitieren zugleich vom Engagement und der Wissbegierde des Nachwuchses.



Das neue Ensemble aus Libeskindbau, Altbau und entstehendem Glashof

DER TECHNISCHE SERVICE - WIR BAUEN AN DER ZUKUNFT

Die vielfältigen Leistungen, die bisher durch die Abteilung Gebäudemanagement abgedeckt wurden, sind durch eine Neustrukturierung des Bereiches noch besser an die differenzierten Bedürfnisse des Hauses angepasst worden. Der Technische Service umfasst nun neben dem Gebäudemanagement auch die Kernkompetenzen der Bereiche Sicherheit, Ausstellungstechnik für die Wechselausstellungen, Veranstaltungs- und Informationstechnik. Die Umgestaltung der Abteilung ermöglicht es, die Planungs-, Steuerungs- und Umsetzungsarbeiten bis hin zur Reinigung an den hohen Anspruch der weltbekannten Architektur des Hochbaus mit seiner komplexen technischen Versorgung anzupassen.

Die Arbeit des Technischen Services war in den Jahren 2005/06 von einer Reihe größerer baulicher Sonderprojekte geprägt:

Der von dem Architekten Matthias Reese in Absprache mit Daniel Libeskind konzipierte **Gruppeneingang**, mit dessen Errichtung im Spätherbst 2004 begonnen wurde, konnte im Frühjahr 2005 eröffnet werden. Er erfüllt die Erwartungen in ästhetischer wie funktioneller Hinsicht voll und ganz. Ein angenehmer Nebeneffekt ist, dass das Restaurant nun gesondert zugänglich ist, ebenso wie der Garten, der – als Gartendenkmal geführt – eine exponierte Stellung im Museumsensemble einnimmt und aufwändiger Pflege bedarf.



Das Ziel des Bauvorhabens „**Untergeschoss Altbau**“ war die Verbindung mehrerer isolierter Räume im Untergeschoss des Altbaus mit dem Neubau. Zudem strebten wir die überfällige Verbesserung der dortigen Bausubstanz an. Das Projekt wurde von Herbst 2005 bis Mai 2006 realisiert und von dem Architekten Markus B. Müller betreut. Im Zuge dessen wurde auch der Aufzug zwischen Alt- und Neubau ausgebaut – mit dem Ergebnis, dass die vertikale Anbindung des Neubaus an den Altbau optimiert wurde und der zur Zeit entstehende Glashof infrastrukturell eingebunden wird.

Das größte Projekt ist die intensive Betreuung des noch im Bau befindlichen **Glashofes**. Der Baubeginn war im Dezember 2005 und die Eröffnung ist für September 2007 geplant. Das Bauvorhaben sieht die Überdachung und die Schließung des dreiseitig umbauten Altbauhofes vor. Der so entstehende Raum soll als Erweiterung des Eingangsbereiches und als Veranstaltungssaal genutzt werden. Der einzigartige und hochkomplexe Entwurf von Daniel Libeskind stellt die am Bauprojekt Beteiligten vor manchen spannenden Herausforderungen. Um die vielfältigen Abstimmungen in enger Zusammenarbeit auch mit dem Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und dem Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung zu gewährleisten, wird der Technische Service, der das Museum als Bauherren vertritt, dabei durch eine Projektsteuerin unterstützt.

Zeitgleich zum Baubeginn des Glashofes wurde das Projekt „**Klimatisierung des Altbaus**“ in den Wechselausstellungsräumen im ersten Obergeschoss in Angriff genommen. Die Klimatisierung war für den Ausstellungsbereich zwingend erforderlich, da die Regelungen im internationalen Leihverkehr eine Klimaanlage als unabdingbare Voraussetzung vorgeben. Auch hier hat der Technische Service als Projektsteuerer den Bauherren vertreten. Die notwendigen Eingriffe in die Altbausubstanz förderten eine Vielzahl bisher unentdeckter Schäden zutage, die beim Wiederaufbau nach dem Krieg entstanden sind. Diese wurden im Zuge der Umbauten bis August 2006 beseitigt.

Lagebesprechung am Bau



Abschluss der Unterkellerung des Innenhofes



Schweißarbeiten an Stahlträgern



DIE PARTNER



RESTAURANT LIEBERMANNS - KULINARISCHE GENÜSSE DES ORIENTS

Im barocken Museumsaltbau bietet das Restaurant Liebermanns Geschmackserlebnisse der besonderen Art. In dem zum Portfolio der Unternehmensgruppe Albeck & Zehden gehörenden Restaurant schlägt Chefkoch Roman Albrecht eine kulinarische Brücke zwischen moderner israelischer Küche und traditioneller Kochkunst des Orients. Tahina, Persischer Juwelenreis, Marokkanisches Huhn mit Mandeln und Datteln – das sind nur einige der kulinarischen Genüsse, auf die sich Museumsbesucher und weitere Gäste freuen dürfen.



Auf Schweinefleisch, Schalen- und Krustentiere wird gemäß den jüdischen Speisevorschriften (Kaschrut) verzichtet. Strikt koscher wird im Restaurant jedoch nicht gekocht.

Das Orientalische Buffet, das jeden Montagabend zum Schlemmen einlädt und von Live-Klezmer-Musik untermalt wird, hat sich im Laufe der Jahre bestens etabliert.

Darüber hinaus empfehlen sich der Chefkoch und sein Team für große und kleine Veranstaltungen jeder Art in den Räumlichkeiten des Museums sowie im weitläufigen Garten. Seit Juni 2006 zählt Roman Albrecht zu den sechs Spitzenköchen vom Gourmet Catering-Team „Berlin's Best“. Die „kochende Vereinigung“ hat sich zusammengeschlossen, um in der Hauptstadt an ungewöhnlichen Orten bis zu 5.000 Personen kulinarisch zu verwöhnen. So war das Liebermanns auf dem Bundespresseball im November 2006 mit einer Live-Showküche vertreten und begeisterte die vielen hochkarätigen Gäste aus Politik, Wirtschaft und Showbusiness.

Restaurant Liebermanns und
Grillangebot im lauschigen Museumsgarten

CEDON MUSEUMSSHOP - MUSEUM ZUM MITNEHMEN

Seit der Eröffnung nimmt der CEDON Museumsshop aktiv an der Erfolgsgeschichte des Jüdischen Museums teil. Das Angebot wird in enger Anlehnung an die Ausstellungen und die Bedürfnisse des Publikums ständig erweitert und verändert. Dabei orientieren wir uns vor allem am großen Informationsbedürfnis der Besucher und ermöglichen ihnen eine Vertiefung ihrer im Museum gewonnenen Eindrücke der deutsch-jüdischen Geschichte und des Judentums. Dem großen Anklang, den das Museum auch bei jungen Menschen findet, entspricht unser breites Angebot an Kinder- und Jugendliteratur.

Zu den Sonderausstellungen halten wir eine spezielle Produktpalette bereit. So gab es zur Ausstellung „Weihnukka. Geschichten von Weihnachten und Chanukka“ verschiedene Chanukka-Leuchter und auch Papier- und Plüschartikel zu beiden Festen. Schnell verkauften sich auch die zahlreichen Freud-Produkte – von der Tasse über die nachgebildeten Freud-Puppen bis zu den „After Therapy Mints“ – die wir parallel zur Ausstellung „PSYCHO-analyse“ angeboten haben. Begleitend zur Ausstellung „Heimat und Exil“ hatten wir ein umfassendes Literaturangebot im Sortiment.

Neben Literatur bietet der Shop ein breites Spektrum an Judaica-Artikeln, die von Postkarten, Souvenirs und Devotionalien bis hin zu Schmuck reichen und die wir zu einem großen Teil exklusiv für uns anfertigen lassen. Dieses Angebot wird insbesondere von ausländischen Besuchern sehr gut angenommen.

Wir freuen uns auf eine weiterhin so gute, anregende und entspannte Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum.

Lädt zum Schmökern ein: der Museumsshop



ANHANG



Der Himmel über dem Garten des Exils

ZEITTAFEL JÜDISCHES MUSEUM BERLIN 2005/06

31. Dezember 2006

Das Museum beendet das Jahr mit einem Besucherrekord: 715.000 Menschen haben 2006 das Museum besichtigt.

18. November 2006

Daniel Barenboim, Dirigent und Mitbegründer des „West-östlichen Diwan-Orchesters“, und der BMW-Manager Helmut Panke werden mit dem „Preis für Verständigung und Toleranz des Jüdischen Museums Berlin“ geehrt.



15. November 2006

Museumsdirektor W. Michael Blumenthal wird in Berlin mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Unter dem Vorsitz von Staatsminister Bernd Neumann, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, tagt der Stiftungsrat. Als neue Mitglieder im Stiftungsrat nehmen daran der Historiker Götz Aly, die Bundestagsabgeordnete Monika Grütters und Salomon Korn, Vizepräsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, teil.

2. November 2006

Die Ausstellung „jüdisch – jetzt. Fotografien und Interviews“ stellt zwei Projekte von Studierenden der Hochschule Konstanz und der Fachhochschule Bielefeld vor, die sich mit dem gegenwärtigen jüdischen Leben in Deutschland beschäftigen.



28. September 2006

In der Ausstellung „Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933“ wird der erzwungene Exodus erstmals in einer Gesamtschau dargestellt. Die Ausstellung wurde vom Jüdischen Museum Berlin und der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland realisiert.

14. Juni 2006

Der Stiftungsrat tagt unter dem Vorsitz von Staatsminister Bernd Neumann, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien.

1. Juni 2006

Die Kabinettausstellung „Schneller, höher, weiter...“ gibt Einblicke in die Jüdische Sportbewegung von 1898 bis 1938.



14. Mai 2006

Der vierte Kultursommer im Museumsgarten widmet sich in diesem Jahr neben beliebten Klassikern auch Sigmund Freud, dem Erfinder der Psychoanalyse, und dem Fußball. Bei der Eröffnung besteht auch die Kinderinsel in der Dauerausstellung den ersten Härtetest.



6. April 2006

Die Ausstellung „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“ wird eröffnet. Sie erinnert an den großen Erfinder der Psychoanalyse und ist in Zusammenarbeit mit Hürlimann + Lepp Ausstellungen entstanden.

21. Februar 2006

Für die multimediale Kindergeschichte „Sansanvis Park“ gewinnt das Museum den Deutschen Bildungssoftware-Preis „digita“ in der Kategorie „Privates Lernen unter 10 Jahren“. Der „digita“ wird jährlich von der Stiftung Lesen, der Zeitschrift „bild der wissenschaft“ und dem Institut für Bildung in der Informationsgesellschaft (IBI) an der TU Berlin verliehen.



27. Januar 2006

In der Dauerausstellung wird der neu eingerichtete Raum zur Gegenwart eröffnet: „So einfach war das“ beschäftigt sich mit jüdischer Kindheit und Jugend im deutschsprachigen Europa seit 1945.



3. Januar 2006

Museumsdirektor W. Michael Blumenthal feiert seinen 80. Geburtstag. Zu den Gratulanten gehört Bundeskanzlerin Angela Merkel.



2. Januar 2006

Das Jüdische Museum Berlin zählt seinen dreimillionsten Besucher seit der Eröffnung im September 2001.

31. Dezember 2005

Fast 700.000 Besucher haben das Jüdische Museum Berlin 2005 besichtigt. Einen Besucherrekord verzeichnete der Libeskind-Bau mit 689.000 Neugierigen, während über 10.000 Menschen bis Juni 2005 das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt besuchten, die ehemalige Dependence des Jüdischen Museums.



26. November 2005

Die Stiftung Buchkunst prämiert die didaktisch aufbereitete Quellensammlung „Kommentierte Dokumente zur Geschichte der Juden im Nationalsozialismus“ (Herausgeber Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Gestaltung: Birgit Eggers, Berlin) als eines der „schönsten deutschen Bücher 2005“.

19. November 2005

Heinz Berggruen, Kunstsammler und Mäzen, und der Politiker Otto Graf Lambsdorff, einer der Verhandlungsführer bei der Entschädigung von Sklaven- und Zwangsarbeitern des Zweiten Weltkrieges, werden mit dem „Preis für Verständigung und Toleranz des Jüdischen Museums Berlin“ ausgezeichnet.

17. November 2005

Der Stiftungsrat tagt unter dem Vorsitz von Staatsministerin Dr. Christina Weiss, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.



3. November 2005

Mit einer Ansprache von Mara Vishniac Kohn, der in Berlin geborenen Tochter des Meisterfotografen Roman Vishniac (1897–1990), wird die Sonderausstellung „Roman Vishniacs Berlin“ eröffnet, in der erstmals seine Fotografien vom Berliner Alltag in den 1920er und 30er Jahren zu sehen sind.



27. Oktober 2005

Die Ausstellung „Weihnukka. Geschichten von Weihnachten und Chanukka“ wird eröffnet. Sie erkundet die Ursprünge der Feste Weihnachten und Chanukka, die kulturellen Wechselwirkungen untereinander und die Entwicklung der Festtraditionen durch die Jahrhunderte.

6. Juli 2005

Die Kabinettausstellung „... auf der verfluchten deutschen Erde. Jüdische Überlebende nach der Befreiung“ informiert über jüdisches Leben im Nachkriegsdeutschland.



1. Juli 2005

Der neue Gruppeneingang des Museums, konzipiert und realisiert vom Architekten Matthias Reese, wird eröffnet.



19. Juni 2005

Die Ausstellung „Techniker der ‚Endlösung‘. Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz“ wird eröffnet, konzipiert von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora in Kooperation mit dem Jüdischen Museum Berlin und dem Museum Auschwitz.

16. Juni 2005

Der Stiftungsrat tagt unter dem Vorsitz von Staatsministerin Dr. Christina Weiss, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.



24. Mai 2005

Das Museum eröffnet seinen dritten Kultursommer. Lesungen bekannter Schauspielerinnen, das Einstein-Wochenende und ein Konzert des Coco Schumann Quartetts sind herausragende Programmpunkte.



28. April 2005

Das neue Kapitel „Deutsche und Juden zugleich“ wird in der Dauerausstellung eröffnet. Es stellt den Patriotismus, den Zionismus, den Sozialismus und die Taufe als mögliche Identitäten deutscher Juden in der Zeit von 1800 bis 1914 vor dem Hintergrund der Geschichte der Emanzipation und des Antisemitismus dar.

1. April 2005

Im Zusammenhang mit der Errichtung einer Gedenkstätte zur Erinnerung an die Stillen Helden wechselt das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in die Trägerschaft der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Die ehemalige Blindenwerkstatt Otto Weidt mit ihrer Ausstellung „Blindes Vertrauen – Versteckt am Hackeschen Markt“ war seit Januar 2001 Dependence des Jüdischen Museums Berlin.



3. März 2005

Anhand von siebzehn Bauwerken zeigt die Sonderausstellung „BAUEN! Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur“ einen internationalen Überblick über Architekturprojekte für jüdische Einrichtungen am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Ausstellung wurde vom Jüdischen Historischen Museum in Amsterdam organisiert und von Angeli Sachs und Edward van Voolen kuratiert.

DER STIFTUNGSRAT



Der Stiftungsrat des Jüdischen Museums Berlin besteht aus neun vom Bundespräsidenten ernannten Mitgliedern und entscheidet in allen Angelegenheiten, die für die Stiftung und ihre Entwicklung von grundsätzlicher und besonderer Bedeutung sind.

Zunächst unter dem Vorsitz von Staatsministerin Dr. Christina Weiss, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, und seit 2006 unter dem Vorsitz von Staatsminister Bernd Neumann, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, tagte der Stiftungsrat 2005/06 je zweimal im Jahr.

Das Jüdische Museum Berlin dankt dem Vorsitzenden des Stiftungsrates, den Mitgliedern und ihren Vertretern für die stets konstruktive und am Wohle des Museums orientierte Zusammenarbeit. Besonderer Dank gilt auch den ehemaligen Mitgliedern, die wegen eines Amtswechsels oder turnusgemäß – nach fünf Jahren im Stiftungsrat – 2006 aus dem Amt schieden und die das Museum in den ersten Jahren nach der Eröffnung mit Engagement und unterstützend begleitet haben: Dr. Christina Weiss, Staatsministerin a. D., Dr. Thomas Flierl, Senator a. D., Dr. Alexander Gauland, Herausgeber der Märkischen Allgemeinen, und Dr. Antje Vollmer, Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages a. D.

Mit Trauer hat das Jüdische Museum Berlin im April 2006 die Nachricht vom Tode Paul Spiegels vernommen. Der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, der seit 2001 Mitglied des Stiftungsrates war und der nach langer Krankheit verstorben ist, war dem Museum eng verbunden und ein geschätzter Freund.

Als neue Mitglieder begrüßte das Jüdische Museum Berlin 2006 den Historiker Prof. Dr. Götz Aly, die Bundestagsabgeordnete Prof. Monika Grütters und Prof. Dr. Salomon Korn, den Vizepräsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland. Die beiden Letzteren hatten als stellvertretende Mitglieder bereits mehrmals an Sitzungen des Stiftungsrates teilgenommen. 2007 wurde André Schmitz, Staatssekretär für Kultur in der Berliner Senatsverwaltung, als weiteres Mitglied berufen.

Die Mitglieder des Stiftungsrates und die Stellvertreter sind:

Vorsitzender: Staatsminister **Bernd Neumann**, MdB, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien

Vertreter des Vorsitzenden: **Prof. Dr. Hermann Schäfer**, Ministerialdirektor beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

Stellvertretender Vorsitzender: **André Schmitz**, Staatssekretär für Kulturelle Angelegenheiten in der Berliner Senatskanzlei

Vertreterin des Stellvertretenden Vorsitzenden: **Ingeborg Junge-Reyer**, Berliner Senatorin für Stadtentwicklung
Mitglied: **Karl Diller**, MdB, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium der Finanzen

Vertreterin: **Dr. Barbara Hendricks**, MdB, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium der Finanzen

Mitglied: **Prof. Dr. Götz Aly**, Historiker und Journalist
Vertreter: **Dr. Gert Haller**, Staatssekretär, Chef des Bundespräsidialamtes

Mitglied: **Prof. Dr. Michael Naumann**, Staatsminister a. D.
Vertreter: **Klaus Krone**, Geschäftsführender Gesellschafter der Krone management und technologie

Mitglied: **Dr. Klaus Schütz**, Botschafter a. D. und Regierender Bürgermeister von Berlin a. D.

Vertreter: **Prof. Dr. Peter Raue**, Notar und Vorsitzender des Vereins der Freunde der Nationalgalerie

Mitglied: **Prof. Dr. Salomon Korn**, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland

Vertreter: **Heinz-Joachim Aris**, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Sachsen
Mitglied: **Prof. Monika Grütters**, MdB, Sprecherin des Vorstands der Stiftung Brandenburger Tor der Bankgesellschaft Berlin

Vertreterin: **Petra Merkel**, MdB

Mitglied: **Prof. Dr. Johanna Wanka**, Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg

Vertreter: **Johann-Henrich Krummacher**, MdB

DIE GESELLSCHAFT DER FREUNDE UND FÖRDERER DER STIFTUNG JÜDISCHES MUSEUM BERLIN E.V.



Vorstand

Prof. Dr. Michael Naumann
Staatsminister a. D.
Vorsitzender des Vorstands

Dr. Klaus Mangold
Executive Advisor to the Chairman of DaimlerChrysler
for Central and Eastern Europe and Central Asia
Stellvertretender Vorsitzender des Vorstands

Klaus Krone
Geschäftsführender Gesellschafter
Krone management & technologie
Schatzmeister

Prof. Dr. W. Michael Blumenthal
Direktor des Jüdischen Museums Berlin
Mitglied des Vorstands

Dr. Sybille Naumann
Rechtsanwältin
Geschäftsführerin des Vereins

Gerd v. Brandenstein
Leiter des Berliner Büros der Leitung sowie des
Verbindungsbüros Berlin der Siemens AG
Mitglied des Vorstands

Dr. Walter Kuna
Mitglied des Vorstands

Dr. Marie Warburg
Mitglied des Vorstands

Gesellschaft der Freunde und Förderer
der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e.V.
Lindenstraße 9-14
D-10969 Berlin
Tel. +49 (0)30 2 59 93-436/-435
Fax +49 (0)30 2 59 93-432
E-Mail fundraising@jmberlin.de

Friends of the Jewish Museum Berlin
Officers and Directors

W. Michael Blumenthal
Director, President

Marie Santos
Secretary & Treasurer

David H. Dreyfuss
Director

Guido Goldman
Director

Jeanette Lerman
Director

Marie Warburg
Director

Friends of the Jewish Museum Berlin
(a U.S.-non-profit organization)
227 Ridgeview Road
Princeton, New Jersey 08540
Fax + 1 609 497-1888
E-Mail JMBFriends@aol.com

Kreis der Stifter/Presidents' Circle

Alfried Krupp von Bohlen und
Halbach-Stiftung
AOL Deutschland
Arnhold and S. Bleichroeder
Holdings, Inc.
Axel Springer AG
BASF Aktiengesellschaft
Heinz Berggruen s. A.
BMW Group
Deutsche Lufthansa AG
Deutsche Telekom AG
Deutscher Sparkassen- und
Giroverband
Grand Hotel Esplanade
Hauptstadtkulturfonds
Hewlett-Packard GmbH
Hitachi Sales Europe GmbH
J.P. Morgan Chase & Co.
Microsoft GmbH
Oracle Deutschland GmbH
Dieter und Si Rosenkranz
The Eric F. Ross Foundation
Rafael Roth
The Dr. Mortimer D. Sackler
Foundation, Inc.
Sal. Oppenheim jr. & Cie.
Stiftung Dt. Klassenlotterie
Berlin
Ströer Out-of-Home-Media AG
Wall AG
Windrose Air

Max-Liebermann-Kreis/ Chairmen's Circle

Berliner Kindl Brauerei AG
Berliner Verkehrsbetriebe
Bertelsmann AG
Bloomberg L.P.
Deutsche Post World Net
Dresdner Bank AG
Fürst von Metternich Sektkellerei
GmbH
Hansa Capital Partners L.L.P.
J.P. Morgan AG
KPMG Dt. Treuhand
Gesellschaft AG
Krone management & technologie
MAN AG
META productions GmbH
Unternehmensgruppe
M. DuMont Schauberg, Köln
Prof. Dr. Werner Otto

Pearl Family Fund of
The Community Foundation
for the National Capital Region
Salomon Oppenheimer Philantropic
Foundation
Scholz & Friends Berlin GmbH
The Alan and Katherine
Stroock Fund
Vattenfall Europe Berlin

Rahel-Varnhagen-Kreis/ Patrons' Circle

Mr. and Mrs. Arnold M. Berlin
Austin and Virginia Beutner
Michael Bob
Andreas T.P. Boehlke
Rachele und Reto Braun
Günter und Waldtraut Braun
Mr. and Mrs. Robert Carswell
Dr. Carl A. und Sybill Claussen
Christie's, Fine Art Auctioneers
DaimlerChrysler AG
Michel David-Weill
Deutsche Bahn AG
DIFA Deutsche Immobilien Fonds AG
Dr. Kade Pharmazeutische Fabrik
Peter Dussmann
ERCO Leuchten GmbH
First Glas GmbH
Werner Gegenbauer
Gesamtverband der Deutschen
Versicherungswirtschaft e.V.

Hardenberg Concept
Karl M. von der Heyden
Heinz und Heide Dürr-Stiftung
Hogan & Hartson Raue L.L.P.
Erwin Jurtschitsch
The Henry and Elaine Kaufman
Foundation, Inc.
Kissinger McLarty Associates
Dr. Walter Kuna
Serap und Jürgen Leibfried
Lucent Technologies Bell
Labs Innovations
Max Mara
McKinsey & Company, Inc.
Dr. Jörg Mittelsten Scheid
Dr. Sybille und Steffen Naumann
The Neubauer Family Foundation
Dr. Jens Odewald
Otto GmbH & Co. KG
Jody Powell
Patrick Reich

RKS Kabel Service Berlin GmbH
Stephanie Rosenblatt (Gumpel)
Mr. and Mrs. William M. Roth
RTL Television
Prof. Dr. Klaus G. Saur
Siemens AG
Sixt AG
Dr. Gary Smith
Roland Specker
Bernd-Thomas Thaler
Susanne Thaler s. A.
ThyssenKrupp AG
Dorothea Trescher
(in memoriam Lilli Jahn)
Vodafone Deutschland
Detlef Wilschke und
Mechthild Baumann
James D. Wolfensohn
Dr. Walter Wübben

Moses-Mendelssohn-Kreis/ Benefactors' Circle

Bloomberg L.P.
Flagship Hotelverwaltungs GmbH
Gemeinnützige Hertie-Stiftung
Hochtief Facility Management
GmbH
Silverstein Properties, Inc.
Nicki and Harold Tanner
Wilmer, Cutler & Pickering
Michael Zehden

Förderkreis/Donors' Circle

Allianz Versicherungs-
Aktiengesellschaft
Claus Bacher
Daniel Barenboim
Heinrich Joh. Barth
Bayer Schering Pharma AG
Bayerische Hypo- und
Vereinsbank AG
Prof. Dr. Carsten Becker
Dr. Norbert Bensel
Dieter Beuermann
Prof. Dr. Alfred Biolek
Alan and Madeline Blinder
Mr. and Mrs. Aleck Block
Gunnar Bluhm
Gillian Borgeson
The Honorable Bill and
Ernestine Schlant Bradley
Eberhard von Brauchitsch

Dr. Herbert Brönner
Sabine Christiansen
Sydney M. Cone III
DaimlerChrysler Financial
Services AG
Deutsche Bank AG
DIE ZEIT
Dr. Schmidt AG & Co.
Dressler Restaurant DRUL
David Dreyfuss and Lauren Tarshis
Stefanie Dreyfuss
John H. Elton
Falconwood Foundation, Inc.
Günter Felix
Prof. Dr. Klaus Finkelnburg
Ambassador Richard Fisher
Mr. and Mrs. Frank Galeana
Dr. Manfred Gentz
Stefan Gerdsmeyer
Helen and Morris Getler
Guido Goldman
Prof. Monika Grütters
Dr. Thomas Guth
Marianne Günther
Prof. Dr. Carl H. Hahn
Hans-Dieter Hahn
Isa Gräfin von Hardenberg
Barbara Heide
Ruth Helbig
Prof. Gabriele Henkel
Katharina Heuer
The Hickrill Foundation
Ambassador Richard Holbrooke
Dr. Martin Hoyos
Investitionsbank Berlin
Dr. Dirk Ippen
Carol Kahn Strauss
Prof. Dr. Helene Kleine
Dorothee Kolbe
Reinhold Kopp
Prof. Dr. Salomon Korn
Doris und Werner Kress
Klaus Krone
Klaus Landowsky
Eial Lazarovic
Miles and Rosalie Lerman
Gerald Levin
Daniel Libeskind
Dr. Johannes und
Dr. Dorothea Ludewig
M.M. Warburg & Co.
Dr. Erich Marx
Kate Merkle
Friedrich Merz

Harry W. Methner
Ernest W. Michel
The Mundheim Family Fund
Prof. Dr. Michael Naumann
The Bernard & Toby
Nussbaum Foundation
Dr. Monika und Dr. Marco Pasetti
Prof. Hartwig Piepenbrock
Gordon Lee Pollock
Detlef Prinz
The Steven Rattner & P. Maureen
White Foundation
Prof. Dr. Peter Raue
Henry and Wendy Raymond
Lilly Redner
Frank Reinhardt
Dr. Hergard Rohwedder
Dr. Leon E. and Diane D. Rosenberg
Jerome I. Rosenberg
Rolf Werner Rosenthal
Marie Santos
Peter Sauerbaum
Heidi Seidel
Regine Sixt
Arthur and Renate Soybel
Wolfgang Spangenberg
Martin A. Statler-Mentalow
The Hazel & Thomas Stix Charitable
Fund of the Fidelity Investments
Charitable Gift Fund
Artur Süsskind
Unilever Deutschland GmbH
Dr. Bernhard Vogel
Dr. Marie M. Warburg
Götz Axel Weckes
Stephen J. Weedon
George Weissman
John Weitz
Rene Willdorff
Bernard Winograd
I. Peter Wolf

Mitglieder insgesamt: 250
Stand: 31. Januar 2007

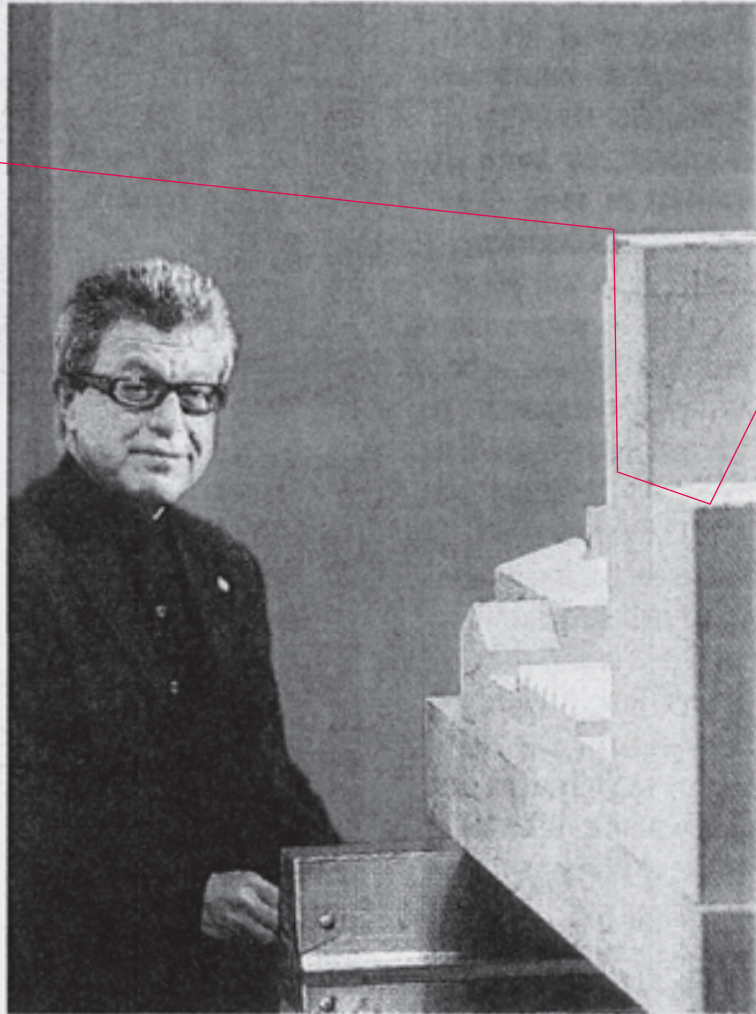
DIE PRESSE ÜBER UNS 2005/06



Der Architekt

Daniel Libeskind liest aus „Breaking Ground“

Sein expressiver Entwurf des Jüdischen Museums in Berlin war seine erste Arbeit, die tatsächlich verwirklicht wurde. Da war Daniel Libeskind bereits 52 Jahre alt. 1999 bekam der Amerikaner für das außergewöhnliche Gebäude den Deutschen Architekturpreis. Inzwischen hat er weltweit 35 Gebäude in Arbeit und nebenbei ein Buch verfaßt. Es heißt „Breaking Ground – Entwürfe meines Lebens“, beschreibt seine Kindheit in Polen, seine Arbeit als Architekt und seinen Kampf mit Politikern, Architekten und Immobilienbesitzern in Berlin und New York. Das Buch ist so umstritten wie er selbst und erklärt wohl auch, warum er erst so spät in seinem Leben international Erfolg hatte: „Ich habe nie für andere Architekten gearbeitet, war nie Teil großer Unternehmen. Ich konnte das nicht. Hände schütteln, Sachen abnicken, mich Anderen unterordnen. Ich habe einen anderen Weg eingeschlagen, und ich habe immer gehofft, daß das nicht der Weg eines Verlierers ist.“ Im Jahr 2003 hatte



Daniel Libeskind zwischen seinen Modellen

Foto: AP

New York gewonnen. Der Entwurf wurde jedoch danach stark verändert, inzwischen soll nur noch ein Teil verwirklicht werden. Libeskind, der Wanderer zwischen den Medien, zwischen Architektur und Philosophie, Literatur, Poesie und Malerei liest aus seinem Buch.

Bauen an der Identität

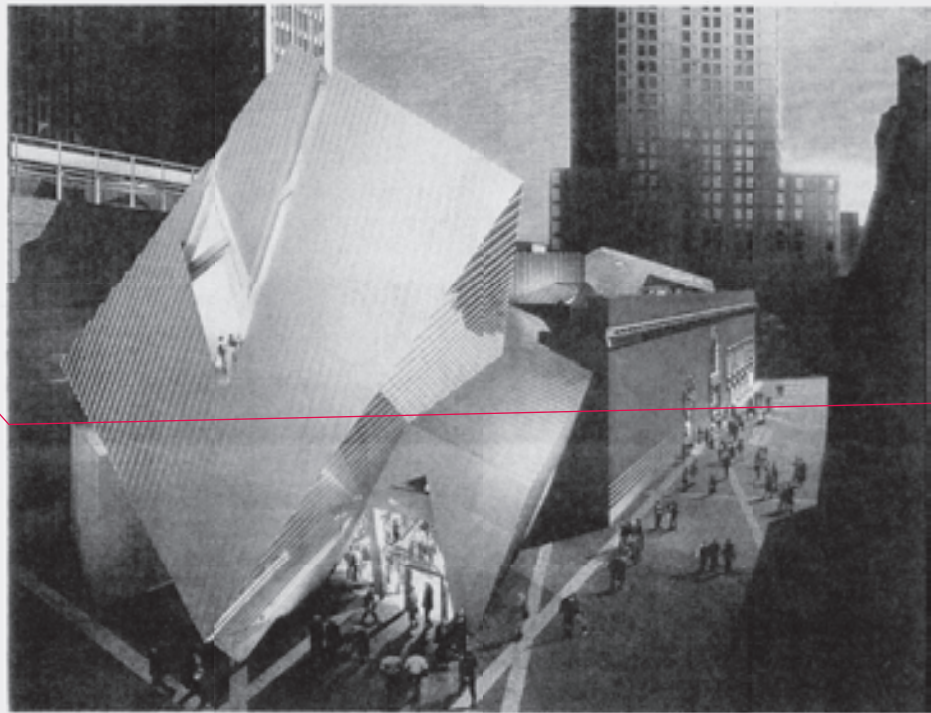
Das Jüdische Museum Berlin präsentiert zeitgenössische jüdische Architektur

VON ULF MEYER

Erstmals ist in Deutschland ein Überblick über moderne Architektur für jüdische Institutionen aus aller Welt zu sehen. Das Jüdische Museum Berlin zeigt in der Ausstellung *BAUEN! Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur* Modelle, Skizzen und Fotos von siebzehn Synagogen, Museen, Gemeindezentren und Schulen in Europa, Israel und den USA. Ergänzt wird die Schau, die vom Jüdischen Historischen Museum in Amsterdam organisiert wurde und nun erstmals in Deutschland zu sehen ist, um eine chronologische Übersicht der bedeutendsten historischen jüdischen Bauten vom Tempel in Jerusalem bis zum Holocaust-Museum in Washington D.C. Auf der Berliner Ausstellung ist erstmals auch der Entwurf für die Laubhütte genannte Erweiterung des Jüdischen Museums Berlin zu sehen. Der Architekt Daniel Libeskind, dessen Entwurf für das Jüdische Museum Berlin sowohl ein als auch das Museum weltberühmt gemacht hat, plant dort einen Anbau hinter den barocken Altbau. Der sechshundert Quadratmeter große dreiseitige Hof soll mit einer Glaswand geschlossen und überdacht werden. Die vier Holzstützen, die das Dach tragen, erinnern an eine Sukka, in die die Juden beim Laubhüttenfest einziehen, um daran zu erinnern, daß Gott das jüdische Volk in Hütten wohnen ließ, als er es aus Ägypten herausführte.

Die Erweiterung des Berliner Museums ist nicht der einzige Beitrag aus der deutschen Hauptstadt. Von dem Berliner Architekten Zvi Hecker stammt der Entwurf für das fächerförmige und vielfach gebrochene jüdische Gemeindehaus in Duisburg, das dem dortigen Binnenhafen ein neues kulturelles Gesicht gab. Auch die rekonstruierte Heine-Gedächtnis-Schule in Berlin wurde von Hecker entworfen und ist in der Ausstellung zusammen mit den anderen Bauten aus aller Welt anhand von Modellen, Skizzen und Fotos in farbig gestalteten Kabinetten zu sehen.

Eine ganz andere formelle Sprache als Hecker spricht die neue Dresdner Synagoge des Architektenbüros Wundel /Jofer Loeh + Hirsch mit ihrer ruhigen und strengen Geometrie. Dieselben Architekten bauen gegensätzlich auch das neue und ebenso fein detaillierte jüdische Gemeindezentrum am Jakobsplatz in München. Gebäude wie diese zeugen von widerstandstarken jüdischen Selbstbewusstsein in Deutschland und sind gebautes jüdisches Selbstverständnis. In der Bundesrepublik wachsen die jüdischen Gemeinden nach dem Fall des Eisernen Vorhangs besonders



Ohne rechte Winkel: Daniel Libeskind's Entwurf des Jüdischen Museums in San Francisco

Foto: JMB

schnell – und mit ihnen der Baubedarf. Viele jüdische Gemeinden bringen ihre gesellschaftliche Bedeutung zunehmend auch architektonisch eindrucksvoll zum Ausdruck. Es dauerte zwei Generationen nach der Shoah bis die jüdischen Gemeinden hierzulande nicht länger bauliche Unauffälligkeit suchten. Die jüdischen Bauten in Deutschland beziehen ihre Spannung dabei meist aus dem wiedererwachenden jüdischen Leben und der stets präsenten Erinnerung an die Auslöschung jüdischer Kultur durch den Holocaust.

In ihrer Architektur sind die ausgestellten Bauwerke denkbar gegensätzlich. Während die Doppeltürme der Synagoge des Tessiner Architekten Mario Botta auf dem Campus der Universität Tel Aviv burgartig monolithisch wirken, ist die Neue Welt Schule, die Adolf Krischanitz in Wien gebaut hat, eine minimalistische Fingerübung. Frank O. Gehrys geplantes Museum für Toleranz am Rande der Jerusalemer Altstadt wiederum platzt förmlich

vor Formenfreude. Während Moshe Safdie mit seinem Entwurf für die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem gänzlich abstrakt bleibt, setzt Ralph Appelbaum bei seinem Holocaust-Museum in Houston/Texas auf Bildhaftigkeit: Ein großer verklärter Zylinder erinnert an die Krematorien der Konzentrationslager.

Es sind interessanterweise vor allem nichtjüdische Architekten, die den zeitgenössischen Synagogenbau geprägt haben, während berühmte jüdische Architekten wie Richard Meier noch nie im Auftrag jüdischer Institutionen gearbeitet haben. Auch in der Berliner Ausstellung gehören die Bauten von nichtjüdischen Architekten wie Will Bruder's *Temple Kol Ami* in Scottsdale/Arizona zu den eindrucksvollsten Beispielen.

Der Trend zur Ausdruckskraft bei der Architektur für jüdische Institutionen begann mit Libeskind, der derzeit auch das neue Jüdische Museum in San Francisco plant. Aus den Umrissen der beiden hebrä-

ischen Buchstaben des Wortes „Chai“ (Leben) entwickelt er eine wegweisende und mutige Architektur, die Zeugnis einer wachsenden jüdischen Identität durch innovative Formen werden soll. Das Berliner Museum ist zugleich Schauort und wichtigstes Exponat der Ausstellung. Libeskind war es hier gelungen, eine expressive, sinnliche und gleichzeitig populäre Chiffre deutsch-jüdischer Geschichte zu finden. Vielfach gebrochene Linien der verschütteten jüdischen Bezugsachsen des Stadt kennzeichnen das Kreuzberger Museum. Dort wird am 3. März abends die Ausstellung eröffnet. Anschließend wird sie in Wien, München, London und Tel Aviv zu sehen sein.

„BAUEN! Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur“, Jüdisches Museum Berlin, Lindenstr. 9-14, 4. März bis 29. Mai. Der Katalog ist im Prestel Verlag München erschienen (176 S., 29,95 €).

www.jmb.de

Die im Schatten sieht man doch

Jerusalems schimmernde Steine für die Architektur der Diaspora: In Berlin wird jüdische Identität im heutigen Bauen beleuchtet

Seitdem das Abendland christlich wurde, war der Tempel zu Jerusalem ein imaginäres Vorbild sakralen Bauens. Die frühchristlichen Kirchen, die gotischen, die barocken und die klassizistischen Kathedralen setzten sich mit den Beschreibungen auseinander, die im Alten Testament den Bau Salomons schildern. Selbst die geschichtsfeindliche Moderne ließ sich von dem Jerusalemer Wunder inspirieren: Bruno Tauts Entwürfe für die Stadtkrone seines religiös durchdrungenen Sozialismus beispielsweise bezogen sich ausdrücklich auf das Heiligtum.

Auch die Architekten der wenigen modernen Synagogen, die damals in Hamburg, Breslau, Posen und Berlin entstanden, setzten sich mit dem Tempel auseinander. Sie standen dabei zugleich auch in einer originär jüdischen Bautradition, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, parallel zur Emanzipation der europäischen Juden der Diaspora, selbstbewußt nach eigenen architektonischen Wurzeln suchte. Neben den althergebrachten Tempelvisionen war es damals vor allem die Kathedrale Santa Maria la Blanca in Toledo, auf die man sich bezog, weil sie vor ihrer gewaltsamen christlichen Umwidmung eine der prächtigsten Synagogen des Abendlandes gewesen war. Die maurenschen europäischen Synagogen des neunzehnten Jahrhunderts gehen auf sie zurück, so wie im frühen zwanzigsten Jahrhundert amerikanische Juden, weniger der Moderne aufgeschlossen als ihre europäischen Glaubensgenossen, oft die römisch-antike Synagoge von Kapernaum zitieren ließen.

All dies erfährt man in der Sonderausstellung des Berliner Jüdischen Museums durch ein chronologisches, von Bildern ergänztes Schriftband, das sich durch drei Säle zieht. In ihnen sind mannsgroße, weiträumige und offene Kabinen mit zackigem Umriss aufgestellt, in denen das eigentliche Thema „Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur“ präsentiert wird. Insgesamt dreißig Bauwerke werden darin in Schrift, Modellen und Farbphotografien vorgestellt.

Gemeinsam ist fast allen, trotz teilweise extremer stilistischer Unterschiede, der Drang zu Symbolik und Bildhaftigkeit. Sein düsterer Hintergrund ist der Holocaust, dessen allgegenwärtige Erinnerung als Stachel wirkt, der selbst nüchternste Architekten und sachlichste Bauherren dazu treibt, Bauten jüdischer Institutionen mit hohem ästhetischem Anspruch und mahnenden Motiven auszustatten.

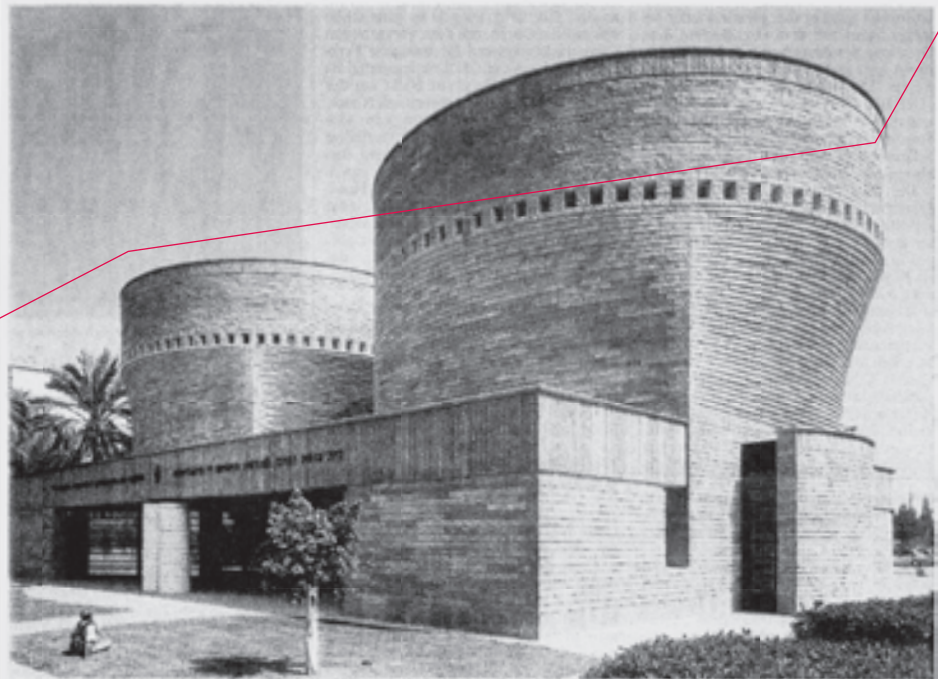
Zvi Hecker, dessen Bauten als erste zu sehen sind, wäre wohl auch ohne diese Hypothek der symbolbesessene Architekt geworden, der er ist. Trotzdem eignet seinem Gestaltungsdrang nichts Plakatives. Ausgenommen seine Grundrisszeichnungen – auf ihnen springt der jeweilige poetische Kern seiner im Aufbau dann spärlichen modernen Bauten ins Auge. Bei der Berliner Heinz-Galinski-Schule, einem schmucklosen, doch rasant aufgefächerten Fünfflügelbau, läßt die Grundfigur sofort an eine Sonnenblume, die Seiten eines offenen Buchs oder an eine geöffnete Hand denken. Doch diesem optimistischen Grundzug widerspricht ein Verbindungsfür, der sich gleich einer warnenden Schlange durch das gesamte Ensemble windet. Spröder noch, Sichtbeton,

Stahl und Glas vereinernd, doch wieder die offene Hand zeigend, ist sein Gemeindezentrum in Duisburg.

Importierter Jerusalemstein auf inneren Böden und Wänden ist der einzige Scherck in Heckers Duisburger Baugruppe. Oberhaupt spielen die Steine der Heiligen Stadt eine große Rolle in zeitgenössischen Bauwerken der Diaspora. Das mutet fast an wie eine Parallele zum christlichen Reliquienkult, den sich die sonst so bildstimmigen und lebenszugewandte jüdische

Baugruppen, werden die verschiedenen Bereiche des Zentrums einfüßsam das zuvor zerfledderte Areal des historischen Jakobsplatzes füllen. Kleinodien bildhafter neuer Architektur versprechen dabei die Schifäre eines Jüdischen Museums und der Synagoge zu werden: Das Museum wird ein hermetischer Steinblock über einem fragilen, mit hebräischen Schriftzeichen bedruckten Glassockel sein. Die Synagoge soll mit einem steinernen Baukörper Jerusalems Tempel marmorieren, über dem dann ein

ten gewählt wurden. Nur zwei ärgerliche Ausnahmen sind zu nennen: die Selbstherrlichkeit, mit der Frank O. Gehry sein künftiges Museum der Toleranz in Jerusalem als komplettes Bilbao-Selbstzitat konzipiert hat, dem Jerusalemer Stein vergeblich partielle Feigenblätter vorhängt. Ähnlich autistisch agiert Daniel Libeskind, den sein grandioser Berliner Museumsbau dazu verführt hat, für die geplante Überdachung im Innenhof des integrierten und bisher respektierten barocken Kammergerichts



Etwas Jericho: für die Annahang der Cymbalista-Synagoge in Tel Aviv zählte Mario Botta seinen Brachial-Monumentalismus. Foto: Katalog

Kultur und ihre Architekten gestatten. Umgekehrt ging allerdings der Schweizer Mario Botta vor, der in Tel Aviv für einen Campus die Cymbalista-Synagoge samt Gemeindezentrum baute. Zwei untersetzte, archaisch wirkende Zylinder, die an die steinzeitlichen Rundhäuser Jerichos gemahnen, bilden eine Doppelsynagoge, die mit importiertem rosa Veroneser Dolomitenstein verkleidet ist.

Wie Bottas archaisierende Formsprache akzentuiert an biblische Zeiten anknüpft, so auch Will Bruders Kol-Ami-Synagoge in Scottsdale, Arizona. Seine ägyptisierend geschragten Betonsteinfronten lassen das ummauerte Ensemble in der Prärie schwimmen wie den Edfu-Tempel auf seiner Insel im Nil. Die subtilsten alttestamentarischen Bezüge zeigt die junge deutsche Architektengruppe Wandel Hoeller Lorch – gemeinsam mit Nikolaus Hirsch schon verantwortlich für die beeindruckende neue Synagoge von Dresden – bei ihrem Jüdischen Zentrum in München. Aufgespalten in mehrere

von einem schimmernden Metallnetz überspanntes Geviert aus Stäben, die Davidsterne bilden, das Bundeszelt der mosaischen Wüstenerwanderung in Erinnerung ruft.

Beides hat nichts von Symbolkitsch, sondern basiert auf einer markanten, schneckenförmigen Architektursprache der Gegenwart. Bei Adolf Krischanitz' Neue-Welt-Schule in Wien ist dies gesteigert zu strengem, von jeglichem Jüdischem freier Sachlichkeit, ebenso bei Mehرداد Yazdani Sinaitempel samt Akiba-Akademie in Los Angeles. Nichts an den dekonstruktivistisch schrägen Wandscheiben, den rasanten Glas- und Betonflächen seiner Architektur sucht Anschluß an jüdische Motive. Daraus auf eine vollständige Emanzipation oder längst vollendete Integration zu schließen bleibt Betrachtenden und Benutzern überlassen.

Im einen wie im anderen Fall aber fällt die durchgehend hohe Qualität der Bauten auf, die sich nicht allein aus der Tatsache erklären läßt, daß sie zu Ausstellungsobjek-

ten mit zackigen Risensträgern heranzuführen.

Dem langen Schatten des Holocaust aber entkommt keine jüdische Architektur. Denn keines der genannten hervorragenden Bauwerke hat die Weltöffentlichkeit so beschäftigt wie in diesen Tagen das neu eröffnete Holocaust Museum in Yad Vashem. Moshe Safdie hat es als dreieckiges langgestrecktes Prisma gestaltet, das einen Hügel vor Jerusalem durchdringt. Ein durchgehendes Oberlichtband läßt den Himmel sehen; das Ende des Ausstellungsparcours, den man mit einem Aufstieg von fünf Prozent Gefälle durchläuft, öffnet sich gleich Engelsflügeln. Die Symbolik des Bauwerks ist schicht und ereignisreich – und sie ist der Kern dessen, was auf unabsehbare Zeit assoziiert werden wird, wann immer man in der Welt in jüdische, in Bauwerken manifestierte Identität denkt.

DIETER BARTETZKO

Jüdisches Museum-Berlin, bis zum 29. Mai. Der Katalog kostet 29,90 Euro.

Tritt ins Gesicht

Im Jüdischen Museum erinnern Eisenplatten an die Ermordeten. Eine Überschreitung zum Karfreitag

VON HERMANN HIRSH

Das Böse zieht Religionen gerade in seinen Bann, weil sie es zwar überwinden möchten, sich ihm aber nur ungeschlossen aussetzen. Man möchte an ihm schnuppern, aber wundert sich über den gefährlichsten Pelt. Wenn wir uns auch nur ein klein wenig einer besseren Welt und der Solidarität mit Leidenden verschließen haben, dann bleibt die faszinierende Faszination des Bösen nicht aus. Das Böse lässt uns gerade dann nicht mehr los, wenn es uns in seinem Wahnsinn und in einer Nachtigall erfüllt, wenn es vielleicht die Lösung von Fragen vorgeschmeckt, die es nicht zu lösen, sondern nur noch zu bestreben gilt. Wer sich auf die Welt, auf Mitmenschen, auf politische Veränderungen, auf eine bessere Zukunft einlässt, verstrickt sich in das Böse, ob wir es wollen oder nicht.

Im Jüdischen Museum Berlin ist eine Installation des jüdischen Künstlers Menashe Kadishman zu sehen, der - ursprünglich Harte in Israel - wegen seiner elementaren Eisenplastiken (erwa von Schafren und Eseln) bekannt ist. Die Arbeit im Jüdischen Museum trägt den Titel „Shlecher“, offiziell übersetzt mit „gefälliges Laub/fallen leaves“. Wenn ich mich bei britischen Lesern richtig entschlüsseln lassen will, weisen die drei Kernkonstanten et-ich auf wegwerfen, hinwerfen, verstoßen, einen Baum fällen. Diese Kurzbeschreibung der Installation spricht von unser aller Schicksal, von einer allgemein menschlichen Verfassung. Sie bezeichnet nicht allein die ermordeten Juden, sondern auch die unzähligen Millionen anderer Ermordeter und Vernichteter - all jene, deren ihr Leben entglitten ist, deren man es genommen hat. So liegen sie am Boden wie vermoderndes Laub.

Das Jüdische Museum knurrt neben dem „Holocaust-Turm“ einen zweiten - nächtlichen, dunklen, nahezu abglosselosen - Raum, der alle Besucher zu innerer

Kolonie der Zertrücker eingeteilt. Wie aber komme ich aus diesem Schrecken heraus? Wer den Weg der Vernichtung angeregt hat, muss ihn auch vollenden. Spiegelt sich hier das Schicksal von uns allen, da wir alle - wenigstens mit unserem Tod - gefälliges Laub sind, das getreten wird? Vorwärts ist geboten. Die ich hier liegen sehe, wurden alle getreten, gefüllt und weggeworfen, als sie noch lebten, es ging um mehr als den Gang der Natur. Sie, die hier liegen, kamen durch die Tritte der Anderen zu Tode, seitlich und im Übermaß auch körperlich, wie man es nimmt. Dieses Schicksal trifft zwar Abermillionen, aber es ist nicht so allgemein, dass es uns ohne menschliche

ANZEIGE

Gegenwelten
Das 20. Jahrhundert in der Neuen Nationalgalerie

Führungsdienstag, 18.00 Uhr
17. Februar - 18. Mai
3 Euro, Eintritt frei

Familienführung Samstag, 15.00 Uhr
28. Februar - 12. März
9. April - 7. Juli
3 Euro zzgl. Eintritt (ab 16 Jahre € 10,-)

www.museum-sprengel.de

ches Zeitalter überkommt. Auch wenn wir alle verletzlich und an Ende hilflos, abkränk und sterblich sind, so geht es hier doch um das Entsetzliche, das Menschen über Menschen bringen. Wir alle, die wir auf der Lichtseite unserer Welt und ihrer Gesellschaften stehen, treten mit, natürlich nicht so offenkundig, wie es die Schergen der Konzentrationslager oder die Folterkolonnen in Dursfur tun, aber verborgen, in den feinsten Mechanismen von Tun und Lassen.

In wenigen Tagen begehen wir den Karfreitag dieses Jahres. Zum Gedächtnis und zum Bedenken stehen wir jedes Jahr an: gefälliges Laub, die Verstoffung von Ungeliebten, das Füllen eines Baumes, die Verletzlichkeit aller Menschen, aber auch ein exemplarisches Mord zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung im Vorderen Orient, schon vor 2000 Jahren. Wie, wenn es in unserer Kirche einmal statt einer getönten Karfreitagspredigt eine solche Installation und ein solches Ritual gäbe - mit schmerzlichem Schweigen und Ausbilden, obase Worte und Erklärungen, im Bewusstsein der eigenen Verstrickung - ein Ritual also, das mit seiner seelischen Bedrückung wenigstens bis Ostern anhielt?

Jesus, ist es nicht ein stummer Schar, eine verzerrte Eisenmaske unter den Millionen, die seine Schwestern und Brüder sind und deren Bruder er ist? Als Jude hat er Millionen von Blutsverwandten, die in unserer Geschichte genau sein Schicksal überleben mussten. Die Umkehrung unseres Jesusbildes vom König und Messias zum Verfluchten, also die Umkehrung unserer Jesusverehrung von der Anbetung zum unvermeidlichen Mitleiden, könnte dazu verhelfen, die christliche Lebenspraxis aus ihrer modern-postmodernen Leihgarie zu holen. Unsere Kirchen haben diese Botschaft der Schuldverstrickung immer noch nicht verstanden, deshalb wirkt unser Ostern in vielen Gemeinden wie das Baum-ent-Syndrom von Übermüdeten. Deutschland, dessen Meister vor kurzem nicht der Tod war, gewinnt

seine christliche Identität nur zurück, wenn wir es lernen, uns dem qualvollen Gang über gefälliges Menschenlaub auszusetzen, ihn als unverzichtbare Anti-Dimension unseres Glaubens einzufügen. Erst dann wird wieder Ostern gelingen.

Der Autor, Jahrgang 1937, lehrt Theologie an der Universität Altwiesgen.

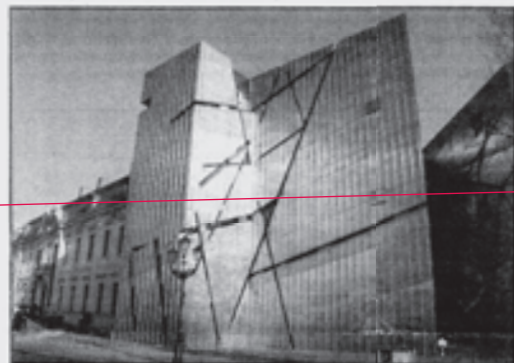
The Captivating Jewish Museum

Gabe Levenson
Travel Writer

In the four years since its opening, The Jewish Museum in Berlin has become one of the three most visited museums in the German capital, along with the complex of five institutions on Museum Island and the museum at Checkpoint Charlie, where people were allowed to cross beyond the Berlin Wall to the former East Germany.

The Jewish Museum is a public and official statement of German responsibility for the Holocaust. Further, it rec-

ognizes the Jewish contribution to the country's history. And it is most strongly, as museum director W. Michael Blumenthal told me on a recent visit, a mark of the extraordinary interest in Daniel Libeskind's acclaimed inventive design, the 1989 winner in a competition of 165 architects. It was the first realized commission for Libeskind. About half a million visitors came to inspect the empty building years before it opened.



Architect Daniel Libeskind's design of Jewish Museum in Berlin brought in half a million visitors even before the building was opened in 2001.

ognizes the Jewish contribution to the country's history. And it is most strongly, as museum director W. Michael Blumenthal told me on a recent visit, a mark of the extraordinary interest in Daniel Libeskind's acclaimed inventive design, the 1989 winner in a competition of 165 architects. It was the first realized commission for Libeskind. About half a million visitors came to inspect the empty building years before it opened.

Viewed from the air, the museum takes the shape of a crude Star of David — or, in contrast, the zigzag ground plan is in the dread lightning-shape of the SS insignia.

Visitors traverse the upper two floors along long, sloping passageways with empty corners, so-called "voids," Blumenthal, quoting Libeskind, described them as "the embodiment of absence," repeatedly reminding viewers that Germany's pre-Hitler population of more than 500,000 was decimated to several thousand after the war. It has been replenished to 100,000 with Jews mostly from the former Soviet Union.

Before reaching these floors, some visitors will take a ground-floor detour to an outdoor garden that Libeskind calls the Garden of Exile in tribute to the many thousands of German Jews who fled their native land in the Nazi years and re-established themselves in other countries. The garden features 49 columns 20-feet high — "the shipwrecks of history," Libeskind says. The soil of Israel is contained in No. 48, and Berlin soil is No. 49.

Young men and women in black uniforms with red scarves are placed at every turn to talk about the museum's contents.

months ahead. One is "Jewish Identity in Contemporary Architecture," a review of 17 contemporary Jewish institutions of worldwide fame designed by such well-known Jewish architects as Moshe Safdie, Frank Gehry and Libeskind. Another is "The Ovenmakers of Auschwitz," a history of the J.A. Topf & Sohne, the firm that fulfilled the order of the SS to construct the crematoria ovens at Buchenwald and Auschwitz.

Commenting on the architecture show, Blumenthal said: "The building of Jewish institutions, particularly in Germany, is one more indication of the new Jewish self-confidence, evidence that Jewish self-assurance is gaining in strength again."

The oven show, a spokesperson added, "needs no further comment."

The city of Berlin makes its contributions to Jewish self-confidence with the dedication of "A Memorial to the Murdered Jews of Europe," scheduled to open April 8, the 60th anniversary of the end of World War II. Located significantly next to the Brandenburg Gate, the memorial takes the form of a vast cemetery of 2,700 concrete slabs of varying sizes.

This year is also the 100th anniversary of Albert Einstein's

or direct visitors to the exhibits on the upper floors. Examine on your own the variety of techniques — films, television screenings, showcases, sculptural replicas, photographs, letters and computers (on which you can print your own name in Hebrew). Or join one of the many daily guided tours of the 13 displays in the permanent exhibit covering German Jewish history from the Middle Ages to the present.

"Of course we devote one section to the Holocaust," Blumenthal said, "but our mission is much larger — to encompass the whole of Jewish contributions to and participation in German history."

In taking on the direction of the museum, even before the building was on the drawing board, Blumenthal had established his own place in the rich Jewish history of Germany. One of his ancestors, Rabel Levin Varschagen, is featured in the current exhibit at The Jewish Museum in New York on the so-called salonnières, the brilliant Jewish women whose salons were major centers of German intellectual life 200 years ago. In gatherings at her home she would be entertaining and exchanging ideas with non-Jews such as Friedrich Schiller and Jews like Heinrich Heine, Felix Mendelssohn and Giacomo Meyerbeer, another Blumenthal ancestor.

Blumenthal's position as the first director of the Berlin Jewish Museum caps a distinguished career as a teacher, diplomat and businessman. Born in Oranienburg, Germany, in 1926, Blumenthal and his family escaped in 1939 to Shanghai, where some 20,000 Jewish refugees, largely from Germany, would remain in a self-administered ghetto until the end of World War II.

The Blumenthal family resettled in the United States at the end of World War II, where Michael, then 21, completed his education. He rose to a professorship in economics at Princeton, then to a business career as a director and then CEO of one or another of several major corporations — Crown Cork, Bendix, Burroughs and Unisys, among others.

In the 1960s he entered politics and public service as a trade adviser to Presidents Kennedy and Johnson, and later as Treasury secretary under President Carter. From that post, Blumenthal returned to top positions in private industry before accepting the appointment as director of the museum-to-be in 1997.

The museum opening was scheduled for Sept. 11, 2001, but it was delayed two days in deference to the Twin Towers catastrophe. Three years later, in mid-2004, the museum's 2 millionth visitor was one Esteban Matias Grabner of Buenos Aires, the 16-year-old son of German Jewish immigrants.

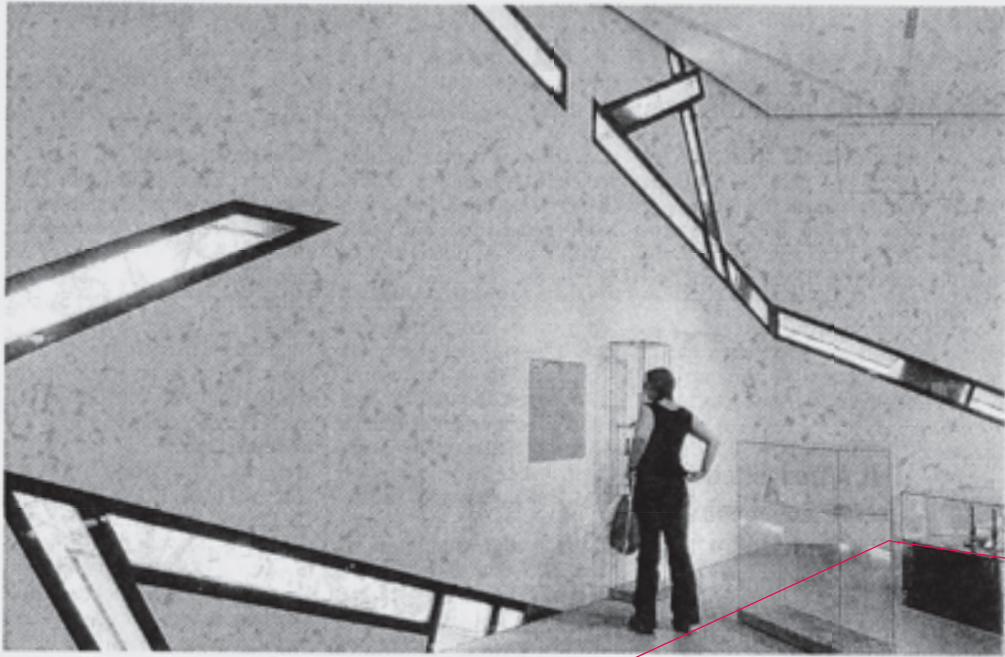
In an initial viewing of the museum spectators can absorb only so much. Pause, then, for a kosher-style lunch at the ground-floor restaurant, named for Max Liebermann, the great German Jewish Impressionist artist, or browse the gift shop to refresh your later memories of the museum.

Return for another viewing, and look forward to temporary shows that will embellish your museum tour in the

discovery of the theory of relativity. A series of exhibits, lectures and other activities mark Einstein's scientific achievements as well as the 50th anniversary of his death. The varied program runs May 16 to Sept. 11.

For details, as well as for a free copy of the excellent new guide "Germany for the Jewish Traveler," call the German National Tourist Office at (212) 661-7200 or (800) 315-6237.

For the museum, take the U-Bahn, 1 through 6, 13, 15 or 53 to Hackescher Markt and transfer to the S-Bahn 3, 3, 7, 59 or 75. Get off at either Hallesche Tor or Kochstrasse Station.



Mit Lichteffekten - der neu gestaltete Themenkomplex „Deutsche und Juden zugleich“ in Station sieben

Karl Marx zieht ein

Neue Exponate ergänzen die Dauerausstellung im Jüdischen Museum

VON KLAUS LÜBER

Die Ausstellung des Jüdischen Museums ist eine Tour de Force. Wer die vierzehn Segmente der Schau von den Anfängen bis zur Gegenwart der jüdischen Identität abwandert, muß spätestens ab Station sieben mit müden Beinen kämpfen. Auch die Museumsleitung weiß, wie viel sie den Besuchern zumutet. Das innovative Haus verfügt über eine eigene Abteilung zur Besucherforschung, die kritische Stimmen überlasteter Besucher dokumentiert. Im ersten halben Jahr nach der Eröffnung im September 2001 waren das so viele, daß man sich entschloß, auf rund ein Viertel der Ausstellungsstücke zu verzichten. Vor allem Papierdokumente, die ein konzentriertes Lesen erfordern, wurden aussortiert. Die Räume sollte luftiger werden, die Gliederung der Themenblöcke verständlicher.

Heute ist man bei zwei Drittel der Exponate angelangt. Die Umfragen zeigen zufriedene Besucher. Der Erfolg dieser minimalistischen Umgestaltung mag einer der Gründe sein, warum man sich nun entschlossen hat, ein Segment der Schau von Grund auf neu zu gestalten. Es handelt sich um den Themenkomplex „Deutsche und Juden zugleich“. Er beinhaltet den für das Verständnis der jüdischen Identität bis heute entscheidenden

Versuch, sich in die Gesellschaft zu reintegrieren, nachdem die Moderne die gesellschaftliche Verankerung des Judentums aufgelöst hatte. Vier Trends hat die Kuratorin Maren Krüger hier ausgemacht und für jeden passende Exponate ausgewählt. Ein „Thora-Schild“ mit preußischem Adler symbolisiert die Annäherung an den deutschen Patriotismus, der Wunsch nach christlicher Taufe drückt sich in der Symbolik eines Porträts aus. Der jüdische Zionismus als Wunsch zur Eigenstaatlichkeit wird durch die Kappe einer studentischen Verbindung repräsentiert und die politische Linke und ihr Streben nach gesellschaftlicher Akzeptanz wird

durch Material zum Arbeiterführer Ferdinand Lassalle und Karl Marx vertreten, von dem ein handgeschriebenes Exemplar des kommunistischen Manifestes zu sehen ist. Die Übersichtlichkeit überzeugt, die Exponate sind interessant. Was allerdings auch daran liegt, daß man sich auf dem Weg zu den Vitrinen an einer überzeugend gemütlichen Nachbildung des Loreley-Felsens in Sofaform erholen kann. Von irgendwo oben werden Zeilen aus Heinrich Heines berühmtem Loreley-Gedicht hörbar.

Der Dichter ist einer der Hauptfiguren im neugestalteten Segment. Um den Felsen herum stehen Diakisten in Form von Aussichtsfernrohren. Ein Blick hindurch und man kann sich in Heines Porträts vertiefen. Das „Rafael Roth Learning Center“ im Museumserdgeschoß hat Bilder, Dokumente, Zitate und Vertonungen des Dichters zu einer multimedialen Schau kombiniert.

Die Neugestaltung ist gelungen. Als kurze Verschnaufpause auf halber Strecke harmonisiert sie kongenial mit dem latenten Streß des Gebäudes, ohne den Betrachter dabei intellektuell zu schonen. An den Wänden schlängelt sich ein häßlicher schwarzer Streifen. Eine Chronologie antisemitischer Ereignisse. Romantische Loreley-Phantasien können hier zum Glück nicht aufkommen.

Jüdisches Museum Berlin, Lindenstr. 9-14, Tel.: 259 93 300

Zur Sammlung

■ **Work in Progress:** Seit ihrer Eröffnung vor vier Jahren wird die Dauerausstellung im Jüdischen Museum kontinuierlich überarbeitet.

■ Die Schau ist in 14 Kapitel gegliedert, darunter „Moses Mendelssohn und die Aufklärung“, „Moderne und Urbanität“, „Ost und West“.

■ Blickfang: eine Heinrich Heine-Installation in Form einer Loreley-Stzlandschaft des legendären Rheinfelsens. Zum Kosten: ein Schluck Karl-Marx-Spätburgunder

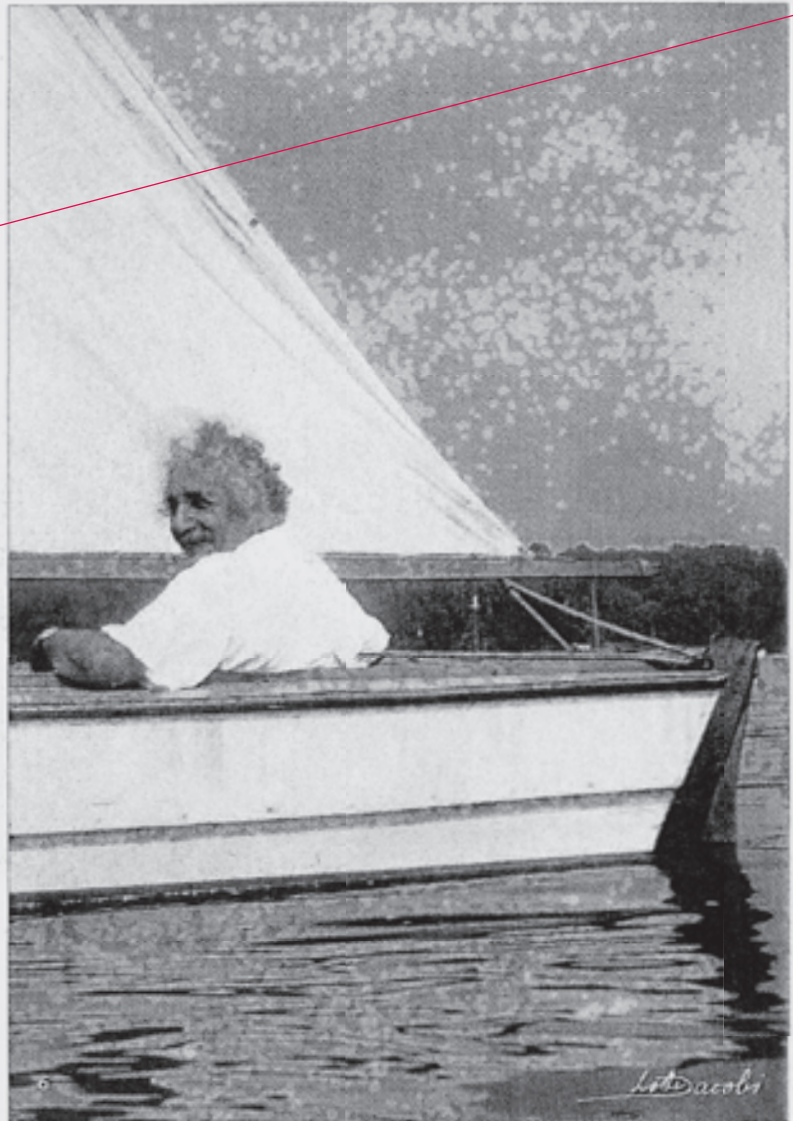


MUSEUMS-WOCHENENDE

Hommage an Einstein

Pop-Ikone und Segler, Gourmet und Kinderfreund – Albert Einstein war weitaus mehr als nur Wissenschaftler. Das Jüdische Museum widmet ihm jetzt ein spannendes Familienwochenende. Eine Film-Dokumentation und ein Gespräch mit Film-Regisseur Michael Strauven vermitteln heute (18 Uhr, Auditorium, Altbau) Eindrücke über den Menschen Einstein, ein Hofkonzert huldigt der Liebe des Wissenschaftlers zur Musik („Die meiste Lebensfreude kommt aus meiner Geige“; heute/So., 16 Uhr, Innenhof, Altbau). Angelica Domröse und Uwe Eric Laufenberg lesen am Sonntag (18 Uhr, Innenhof, Altbau, 10 Euro) aus Alan Lightmans tiefgründigem Roman „Einstein's Dreams“. „Am Sonntag küß' ich dich mündlich“ heißt die Matinee, in der Cornelia Schmaus und Dieter Mann vom Deutschen Theater Berlin aus Liebesbriefen Einsteins und seiner ersten Frau lesen (So., 11 Uhr, Innenhof, Altbau). Im Restaurant Liebermanns können Gäste „Einsteins Lieblingsgerichte“ schlemmen – von Mailänder Risotto bis zum Schwäbischen Apfelkuchen (heute 11 bis 18 Uhr, So. 13 bis 18 Uhr).

Der Nachwuchs vergnügt sich im Garten, wo man beim Mitmach-Parcours Brücken bauen oder einen Schokokuß zum Platzen bringen kann. Studenten stehen Rede und Antwort (heute 11 bis 18 Uhr, So. 13 bis 18 Uhr). In Führungen lernen die Kleinen Einsteinsche Exponate kennen (jeweils 13/15 Uhr, Innenhof Altbau), in Workshops erfahren sie, wie man einen Flaschentaucher



Eine der Einsteinschen Leidenschaften: entspanntes Segeln auf dem Templiner See nahe seines Caputher Sommerhauses

oder eine Styroporsäge baut (heute, 12/16 Uhr, So. 12/14/16 Uhr) und was Einstein zu Raum, Licht und Zeit sagt (heute 11.30/16.30 Uhr). Genug Möglichkeiten also, um festzustellen, wie sehr Einstein

unsere Vorstellung vom Universum verändert hat. *Silke Böttcher*

„Einstein für alle“: Jüdisches Museum, Lindenstr. 9–14, Kreuzberg.
☎ 25 99 33 00. Sa/So. jeweils ab 11 Uhr

Furchtbare Effizienz

Das Jüdische Museum in Berlin dokumentiert die Geschichte der Firma „Topf und Söhne“, die Öfen für Auschwitz baute

Wie war das möglich, wie hat es zur Endlösung kommen können? Die Frage, Kernfrage der heutigen Sicht auf die deutsche Geschichte, wird in der Ausstellung „Technik der Endlösung“, die gestern im Jüdischen Museum zu Berlin vorgestellt wurde, zu einer furchterlichen Antwort geführt: Es ging mühelos.

Der Massenmord in den KZs hatte auch eine „handwerkliche“ Seite. Volkhard Knigge, Direktor der Gedenkstätte Buchenwald, die diese Ausstellung mit Unterstützung des Jüdischen Museums und der Gedenkstätte Auschwitz konzipiert hat, scheute sich, das Wort auszusprechen. Aber ein besseres gibt es nicht: Die Erfurter Firma Topf & Söhne, ursprünglich auf den Bau von Mälzereien und Dampfkesselanlagen spezialisiert, baute die Öfen für die Krematorien der KZs. Sie baute auch Belüftungsanlagen für die Gaskammern: Je schneller das Zyklon B abzog, desto schneller standen die Räume für die nächste Mordaktion zur Verfügung.

Topfs Monteure verbrachten beim Aufbau der Anlagen etliche Monate in den Vernichtungslagern. Damit die Öfen reibungslos funktionierten, wurden sie in Anwesenheit der Monteure auf ihre Kapazität getestet: Niemand in der Firma scheint sich an den bestialischen Schauspielen im mindesten gestört zu haben. Wie viel Erfindergeist und eigenes Engagement die Ingenieure an den Tag legten, zeigen die Dokumente, Pläne und Schaubilder, die nach dem Krieg in den Archiven der Firma gefunden wurden. Sie belegen, dass die Chefs, die Ingenieure und Monteure genau wussten, dass ihre Anlagen dem Massenmord dienten. Sie zeigen auch, dass die Führungskräfte, die alle nicht radikale Antisemiten oder glühende Nationalisten genannt werden können, nicht bloß auf Bestellung der SS arbeiteten, sondern sich sogar aus eigenem Antrieb Gedanken machten, wie in der Zukunft immer größere Leichenaufkommen zu bewältigen wären. Der Effizienz zuliebe, das verstand sich von selbst, hatte die Firma von Anfang an alle Regeln, die auch damals für die ordnungsgemäße Einäscherung toter Menschen galten, fallen lassen: Die Krematoriumsöfen in den KZs wurden nicht so gebaut wie solche für Friedhöfe, bei denen die Flamme nicht den Körper berühren darf. Sie funktionierten vielmehr wie Abfallverbrennungsanlagen.

Einer der Ingenieure war stolz darauf, eine Art Perpetuum Mobile der Leichenverbrennung entwickelt zu haben: Einen



Eine Werbebroschüre von Topf & Söhne. Für die KZs entwarf die Firma Öfen, in denen Leichen wie Abfall verbrannt wurden. Thüringisches Hauptstaatsarchiv

vierstöckigen Ofen, der ohne Koks oder Erdöl betrieben werden konnte: Die Toten selbst gaben in dieser Konstruktion den Brennstoff her.

Zu Bau und Einsatz dieses Ofentypus kam es dann nicht mehr. Und auch sonst fanden die Topf-Leute nach Kriegsende Anlass zu Beschwerden. „Ich war anständig stets“, schrieb Ludwig Topf in einem lazymoyanten Abschiedsbrief kurz vor seinem Selbstmord, „das Gegenteil von einem Nazi.“ Schrecklich ist es, dass dieser Mann und alle übrigen, die mit ihm und seinem Bruder zusammenarbeiteten,

das offenbar wirklich so sahen: In den Gesprächsnotizen und Aktenvermerken der Firma Topf wurden keine Euphemismen verwendet. Das Wort „Gaskeller“ etwa schrieben die Sekretärinnen in der Chefetage unumwunden hin. Als im Januar 1945 angesichts des russischen Vorrückens Teile der Vernichtungsanlagen in Auschwitz zerstört wurden, ließ das Unternehmen das Gebläse einer Gaskammer demontieren, um es nach Mauthausen zu verfrachten: Dort sollte die Produktion von Toten weitergehen. Man hatte kein Unrechtsbewusstsein und folg-

lich keine Angst. Mochten die Topf-Leute auch keine feurigen Nazis sein, so fanden sie doch offenbar die Annahme normal, dass es massenhaft unwertes oder feindliches Leben gebe, das vernichtet werden musste.

Erst nach dem Krieg finden sich auch in den Annalen der Firma Topf die üblichen Formen der Verschleierung: Man habe nichts gewusst, hieß es. Man habe doch nur – angeblich ordnungsgemäß – Tote verbrannt, deren Körper sonst zu Seuchenherden geworden wären. Ernst-Wolfgang Topf, der zweite Firmenchef, gründete eine neue Firma in Wiesbaden, sie war auf beides spezialisiert: Krematorien und Abfallverbrennung. 1963 ging sie Konkurs. Die Erfurter Mutterfirma wurde für „hervorlos“ erklärt und errichtete nun Mälzereien für den Sozialismus.

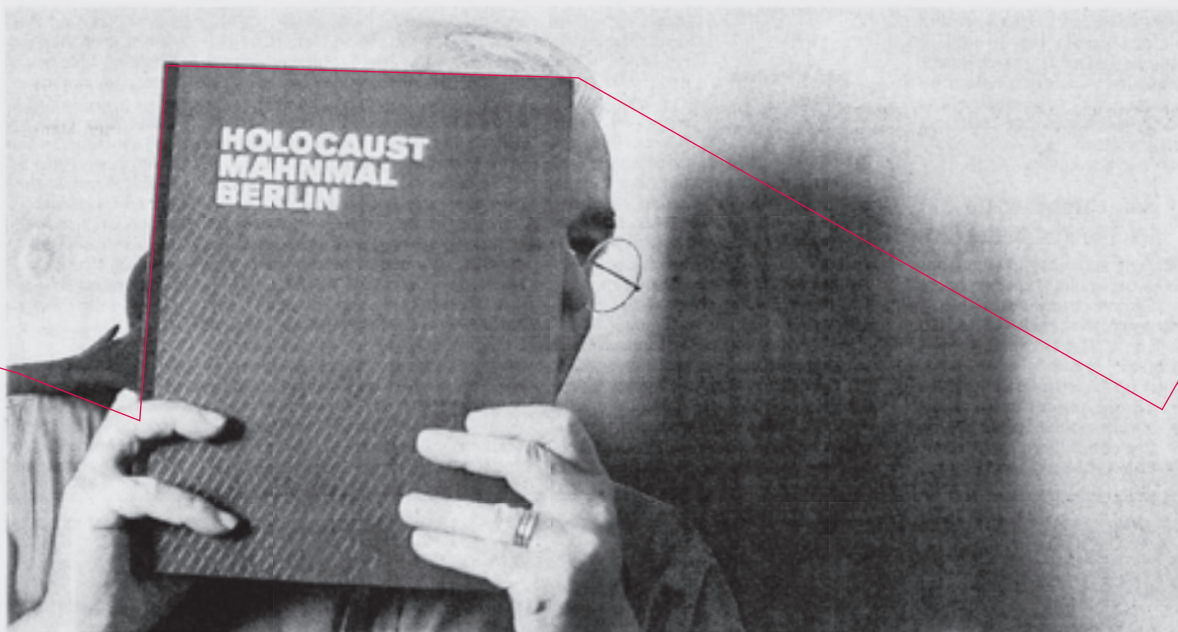
Der Bühnenbildner Hans Dieter Schaal, der die Ausstellung inszeniert hat, schuf Räume, in denen die Texte und Pläne nicht neben den Sachobjekten untergehen. Verglichen mit heutigen Multimedia-Veranstaltungen hat die Ausstellung ein fast altmodisches Gepräge. Rikola-Gunnar Lüttgenau, der Kurator, sorgte dafür, dass die Texttafeln alles Nötige betreffend das Wie und Was enthielten, während die moralische Infamie, die hier dargestellt wird, nicht mundgerecht und damit absehbar zurechtgerückt wird. „Man darf nicht alles ganz erklären wollen“, sagt Volkhard Knigge, „man muss manches einfach aushalten.“

Die Stadt Erfurt hat sich mit dem Erbe der Firma Topf nicht leicht getan. Man fürchtete um Erfurts guten Ruf. Erst gestern morgen erhielt Volkhard Knigge ein Fax des Bürgermeisters: Ja, auch in Erfurt solle die Ausstellung gezeigt werden. Das Verwaltungsgebäude der Firma Topf steht mittlerweile unter Denkmalschutz. Vielleicht wird die Stadt es kaufen. Vielleicht wird diese Ausstellung dort einmal als Dauerausstellung eingerichtet werden. Zu wünschen wäre es. Topf & Söhne war übrigens nicht die einzige Firma, die KZ-Krematorien baute. Ihr Konkurrent hieß Kori. Dieses Unternehmen gibt es noch. Aber die Ansuchen der Stiftung Buchenwald, Einblick ins Firmenarchiv zu erhalten, wurden nicht einmal beantwortet.

FRANZISKA AUGSTEIN

Techniker der Endlösung, Jüdisches Museum Berlin, Tel: 030 259 933 00. Bis 18. September. Der Katalog (Verlag Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora) kostet 7,99 Euro.

Der Architekt und das Mahnmal



BERLINER ZEITUNG/MARCUS WUCHER

Versteckspiel: Peter Eisenman würde manchmal gern hinter seinem Mahnmal verschwinden, es für sich sprechen lassen. Aber es gibt nun mal viele Dinge, die man von ihm wissen will. Auch bei der Vorstellung seines Buches im Jüdischen Museum.

Wie Seehunde im Meer

Peter Eisenman hat sein Holocaust-Mahnmal besucht und ist selbst begeistert von dem, was er gesehen hat

VON PETRA AHNE

Zum Thema Zähne, sagt Peter Eisenman, wird man von ihm nichts mehr erfahren. Das sei ja das letzte Mal schon schief gegangen. Ach, Lea Rosh, sagt er nur: die könne ja nicht mal von Wolfgang Thierse gestoppt werden, dem Vorstandsvorsitzenden der Mahnmals-Stiftung. Wie ihm das inzwischen verworfene Vorhaben der Initiatorin des Holocaust-Mahnmals, in einer der Stelen einen in einem KZ gefundenen Backenzahn zu versenken, wirklich vorkam, sagt er nicht am Montagabend im Jüdischen Museum, wo er einen Bild- und Textband mit dem schlichten Titel „Holocaust Mahnmal Berlin“ vorstellt. Er hat wohl gelernt, dass man in Deutschland, wenn es um den Mord an den Juden geht, einige Dinge besser für sich behält, jedenfalls, wenn man wie er von großer und manchmal ungezügelter Humorbereitschaft ist. Da kann es passieren, dass man einen Witz machen will und sich am Schluss bei der Jüdischen Gemeinde entschuldigen muss. Das hat der New Yorker vor einem guten Jahr erlebt, als sein Beitrag zur Debatte, ob die Firma Degussa – im Dritten Reich Giftgas-Lieferant – den Graffiti-Schutz für das Mahnmal besteuern dürfe, in einer Bemerkung seines Zahnarztes bestand: Der hatte seinen Patienten darauf hingewiesen, dass sein

ganzer Mund voll sei mit Degussa. Die Firma stellt heute unter anderem Füllungen her.

Also: keine Bemerkungen zu Zähnen. Dafür eine lange Beschreibung des Gefühls, das Eisenman hatte, als er das vor fünf Wochen eröffnete Mahnmal zum ersten Mal wie einer der Besucher betrat, die jeden Tag kommen. Bislang hatte er es nur leer erlebt, mit einem Zaun drum herum. Peter Eisenman sagt, dass es anders sei als bei seinen anderen Bauten: Da habe er immer das Gefühl, etwas gehe verloren, in dem Moment, in dem der künftige Nutzer von ihnen Besitz nimmt. Diesmal aber sei ihm klar geworden, dass die Menschen das Stelenfeld erst vervollständigen.

Peter Eisenman schwärmt jetzt fast, er klingt, als sei er selbst von seinem Mahnmal überrascht. Er erzählt von dem blinden Mann, den er beobachtet habe: wie er sich an den kalten Stelen entlang vorantastete, über den Beton strich, ihn berührte, „und plötzlich dachte ich, das ist das erste Monument, bei dem es vielleicht besser ist, blind zu sein“. Er beschreibt, wie faszinierend es ge-

wesen sei, inmitten der Stelen zu stehen, zu glauben, da sei niemand sonst, und plötzlich zu sehen, wie in den Gängen Menschen auftauchen, wieder verschwanden, in einem geheimnisvollen Rhythmus, „wie Seehunde im Meer, wie Ameisen auf der Suche nach Nahrung“. Er liebe die Art und Weise, wie die Berliner „the field“, das Feld, angenommen hätten: „Wenn ich etwas wollte, dann ein offenes Mahnmal, eines, wo man auch auf den Stelen sitzt, wo man Kinder rufen hört.“

Er weiß wahrscheinlich auch, dass er mit dieser Aussage nicht davonkommen wird. Weil die in den ersten Tagen nach der Mahnmals-Eröffnung heftige Erregung sich an einem Wort festmachte, das jetzt noch nicht gefallen ist: das Hüpfen. Hüpfen auf den Stelen, darf man das? Gibt es Grenzen dessen, was man mit dem Mahnmal machen darf, so wird die Frage aus dem Publikum formuliert. Peter Eisenman denkt lange nach. Es ist ihm schon vorgeworfen worden, dass er zu tolerant ist, was den Umgang mit dem Stelenfeld angeht. Er sagt, dass er nichts von Verboten halte. Dass sich möglicherweise auch in den Springen, in den wilden Spielen von Jugendlichen ausgerechnet an einem Ort, der an die Ermordung der Juden erinnert, eine Unruhe mitteile, ein Bedürfnis, etwas auszuleben. Dass man doch erstmal abwarten solle. Dem Mahnmal Zeit geben.

„Ich liebe die Art und Weise, wie die Berliner das Mahnmal annehmen.“

P. Eisenman,
Architekt

„Das ver-rückte Haus“

Das Jüdische Museum in Kreuzberg ist ein Publikumsmagnet – Morgen beginnt das Ferienprogramm

1 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

2 Die von rechts nach links gezeigte Treppe führt zu einer der vielen Ebenen des Museums. Hier wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

3 Über drei Stockwerke führt die Haupttreppe zur Dauerausstellung. Als zentraler Punkt der Ausstellung führt sie die Besucher zum Hof und weiter zum Hof im Hof in die Zukunft.

4 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

5 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

6 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

7 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

8 Dieser Atrium blüht in den Armen des Museums. Ein zentraler Innenhof verbindet die verschiedenen Ebenen des Museums. Auf diesem Atrium wird die Geschichte des jüdischen Lebens in Berlin erzählt.

9 „Geliebtes Land“ nennt die Künstlerin Manuella K... ihren neuen Installation mit 100.000 Gesichts auf dem Boden des einzig be... gelassenen Hofes. So nennt... während des sechs Lerne... um, die seinen Bau durch... haben. Die 7000 stehen für... die Lern, die durch die... sprechung der Juden ent... standen ist.

10 43 Jahre, präzise Bere... zellen stehen auf der schalen... Ebene im „Garten der Erde“ des... jüdischen Lebens in Berlin. Die... auch Manuella K... hat die... aus dem fragmentarischen We... jüdischer Leben in Berlin. Aus... den Seiten weichen Themen, die... in der jüdischen Tradition für... finden und Bildung stehen

11 Diese 24 Meter hoch ist der... Holocaust-Turm. Der große... Raum, in dem nur durch einen... schmalen Schlitz wenig Tages... KZ ist, soll an die Opfer des... Mordens erinnern.

Das Jüdische Museum hat seit der Eröffnung 2001 etwa 2,5 Millionen Besucher angezogen. Neben der Dauerausstellung zur deutsch-jüdischen Geschichte findet auch das Ferienprogramm, das Montag beginnt, stets großen Zulauf.

VON SABINE GUNDELACH

„Am Anfang war das Alphabet“ ist das diesjährige Ferienprogramm im Jüdischen Museum überschrieben. „Alphabet“ ist der erste Buchstabe im hebräischen Alphabet“, erläutert Bildungsdirektorin Nina Ritz das Leitthema der verschiedenen Workshops, die sich in den Sommerferien rund um Sprache, Schrift und Geschichte in der Tour drehen. Klänge trocken? Von wegen. Die Teilnehmer der drei- bis sechsstündigen Ferienkurse werden mit Matron von Theater, Hörspiel, Trickfilm oder kindertunchem Gelesen in Spanisches und Wortschatz der hebräischen Schriftzeichen herangeführt.

„Wir sind kein Holocaust-Museum“, begrüßt uns Nina Ritz im Eingang des barocken Altbaus, an dem sich das rückwärtige Gebäude von Daniel Libeskind anschließt. Bildungsdirektorin Ritz betont, „dass unser Schwerpunkt in der Vermittlung deutsch-jüdischer Geschichte jenseits der Zeit des Nationalsozialismus liegt“. So sei es möglich, gerade Kindern und Jugendlichen einen anderen Einstieg in die deutsch-jüdische Geschichte zu ermöglichen. Zudem könne man gerade die jüngeren Kinder mit der Thematik des Holocausts nicht überfordern. „Aber es ist natürlich für sie später sehr hilfreich, wenn sie beispielsweise diese Räume hier schon einmal erlebt haben“, sagt sie klar und in das Urtagebuch. Hier liegt der Fokus auf der Zeit des Nationalsozialismus. Schürzen und spitze Winkel prägen die teilweise eng wirkenden Gänge, die ein Gefühl der Orientierungslosigkeit erzeugen. Über den ansteigenden Gang „Holocaust-Ach-

se“ gelangen wir in den „Holocaust-Turm“. Dort erleben auch Kinder die bedrückende Situation des kahlen Raumes. Allein die schwere Stahltür, die nach Betreten das etwa 24 Meter hohe, spitzwinklige Obergeschoss füllt, wirkt beklemmend.

Zur Dauerausstellung über 2000 Jahre deutsch-jüdische Geschichte gelangt man über die drei Stockwerke reichende Haupttreppe. In dieses Ausstellungsschloß führt Nina Ritz auch die Teilnehmer ihres Workshops „König David – ein Wolf im Schafspel“. „Jesus war unterteilt von zwei Kulturen und Druckplatten zur Geschichte von David herstellen, erkläre ich dem Kinders erst einmal die Tora und zeige ihnen auch hebräische Buchstaben“, erläutert Nina Ritz ihre Herangehensweise vor der großen Schautafel, an der rechte Buchstaben hängen. Die Köpfe der Kinder dann ruhig mal in die Hand nehmen und sich dem Ganzen spielerisch nähern. Hauptdarsteller schließlich „dass die Kinder und Jugendlichen Spaß haben“.

Den ernsthaften themen auch die anderen fünf für unterschiedliche Altersgruppen (5 bis 16 Jahre) konzipierten Workshops und zwei Freizeittage durchs Museum. Neben der ständigen Runde „Das ver-rückte Haus“ – Daniel Libeskind für Kinder – wird während der Ferien jeden Montag um 11 Uhr auch eine sprachliche Entdeckungstour angeboten. „Mausel und Schlammassel“ heißt die Tour für 8- bis 12-Jährige, die zeigt wie viele Worte und Redewendungen an dem Hebräischen kommen. „Hilf- und Beistand“ lenkt sich beispielsweise von Hülfs- bis u-Buchstabe ab, was wörtlich Glück und Segen meint.

Die Workshops finden an verschiedenen Tagen statt und kosten zwischen 5 bis 10 Euro. Weitere Infos zum neuen Ferienprogramm im Jüdischen Museum an der Kreuzberger Landstraße 9-14 oder Anmeldeungen telefonisch unter 25993 424, 25993 303

Das Museum in Berlin
www.jubw.de

Jüdisches Museum baut überdachten Innenhof

VON GUNTRAM DOELFS

Der Bau der Hofüberdachung des Jüdischen Museums kann voraussichtlich zum Jahresende beginnen. Nach Angaben von Museumssprecherin Eva Söderman ist die Finanzierung des 8,2 Millionen-Euro-Projekts nun „weitgehend gesichert“, hieß es gestern.

Die Überdachung des 600 Quadratmeter großen Innenhofes nach dem Entwurf von Star-Architekt Daniel Libeskind – er entwarf auch das Jüdische Museum – soll bis zum Sommer 2007 fertiggestellt werden und dem Museum einen dringend benötigten überdachten Veranstaltungsraum für 500 Personen schaffen.

An der Finanzierung des Baus beteiligen sich Sponsoren aus der Industrie und private Spender. Södermann wollte gestern jedoch weder Namen oder gespendete Beiträge nennen. Eine Finanzspritze in Millionenhöhe wird zudem von der Bundesregierung kommen, die genaue Summe werde derzeit aber noch verhandelt, teilte gestern eine Sprecherin von Kulturstaatsministe-

rin Christina Weiß auf Anfrage mit.

Das Museum ist auf den überdachten Innenhof dringend angewiesen, weil der große Besucheransturm mit mehr als 700 000 Besuchern (2004) zu erheblichen Problemen bei Veranstaltungen geführt hat. „Wir sind in der Vergangenheit immer wieder an räumliche Grenzen gestoßen, weil es bislang nur einen Veranstaltungsraum für 200

Personen gibt“, sagt Frau Söderman. Dieser sei viel zu klein; bei einigen Veranstaltungen – zum Beispiel mit dem Schriftsteller Amos Oz – habe man daher zahlreiche Besucher abweisen müssen.



So soll der Hof nach Libeskind's „Sukkah“-Entwurf aussehen Montage: Museum

Der Entwurf von Daniel Libeskind, der im Frühjahr in einer Museumsausstellung einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt worden ist, sieht ein Glasdach über dem hufeisenförmigen Innenhof vor, das von vier freistehenden Bündeln aus Stahlbeton getragen wird. Zum Museumsgarten hin ist eine breit zu öffnende Glasfront vorgesehen. Libeskind greift damit das Modell einer Laubhütte auf und erinnert an das Laubhüttenfest „Sukkot“, mit dem Auszug des Juden aus Ägypten gedacht wird.

Ausstellung – Dokumentation im Libeskind-Bau über jüdisches Leben nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

»Befreit, aber nicht frei«

BERLIN. Im Jüdischen Museum in Berlin ist am Mittwoch eine Ausstellung über die Zeit jüdischer Überlebender in Berlin nach dem Kriegsende eröffnet worden. Unter dem Titel »... auf der verfluchten deutschen Erde« wird in den Vitrinen des Rafael Roth Learning Centers der Neubeginn jüdischen Lebens und die Lage der Überlebenden in den Lagern für so genannte »Displaced Persons« (DPs) anhand von Fotos, Objekten und Dokumenten beleuchtet.

Am Beispiel des amerikanischen Militärrabbiners Abraham Klausner wird zudem der mitunter unkonventionelle Einsatz deutlich, mit dem sich Helfer um jüdische Überlebende kümmerten. Amos Klausner, der Sohn von Abraham Klausner und selbst Rabbiner, hat dem Jüdischen Museum mehrere Fotos und Ob-

jekte aus dem Nachlass seines Vaters gestiftet und geliehen, die in der Kabinetausstellung erstmals präsentiert werden. Die Juden in diesen Lagern waren zwar »befreit, aber nicht frei«, wie Abraham Klausner es zum Ausdruck brachte. Die Ausstellung im Libeskind-Bau wird bis zum 8. Januar gezeigt.

Nahezu 60 000 vorwiegend aus Osteuropa stammende Juden waren von den alliierten Streitkräften in Dachau, Bergen-Belsen, Buchenwald, Ravensbrück und zahlreichen weiteren Lagern befreit worden. Bis ins Jahr 1947 strömten weitere Zehntausende Juden aus Polen in die westlichen Besatzungszonen. In den DP-Lagern verbrachten sie oft viele Jahre, bevor ihnen eine Emigration nach Israel, in die USA oder andere Länder gelang. (dpa)

REPORT



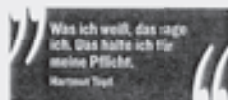
Die Brüder Ernst-Wolfgang (links) und Ludwig Topf leiteten ab 1933 die Firma

HARTMUT TOPF

Mit einer grausamen Effizienz haben Nazis im Dritten Reich sechs Millionen Juden ermordet. Dieses System der Vernichtung wurde kalt durchgeplant – mit Hilfe vierer Ingenieure. Zum Beispiel der Firma Topf & Söhne. Sie entwarfen und stellten die Verbrennungsöfen für die Konzentrationslager her. Die Ausstellung „Techniker des Todes“ zeigt diese Seite des Holocausts. Urenkel Hartmut Topf will verhindern, dass die Taten seiner Familie in Vergessenheit geraten.

von KATHI LAMBRICHT

Selbstbewusst geht Hartmut Topf (70) durch die Ausstellung im Jüdischen Museum. Er ist der Urenkel von Johann Andreas Topf, der das Unternehmen Topf & Söhne 1878 in Erfurt gründete. Ernst-Wolfgang und Ludwig Topf – die Geschäftsführer während des Dritten Reichs – waren Cousins seines Vaters gewesen. „Ich fühle mich nicht schuldig“, sagt Topf, „aber ich halte es



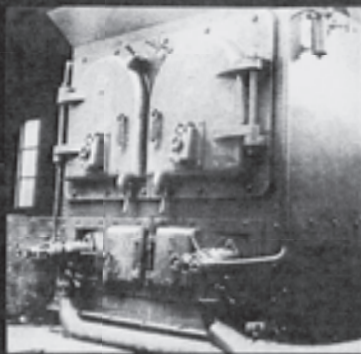
für meine Pflicht, die Menschen über das, was meine Verwandten getan haben, aufzuklären.“ Er ist froh, dass diese Ausstellung zustande gekommen ist. Sie erzählt die Geschichte eines Familienunternehmens, bei dem das Geschäft mit dem Tod zum Alltag gehörte.

In Auschwitz und anderen Konzentrationslagern standen die Nazis vor einem schwerwiegenden Problem: Wie konnte man eine große Menge Leichen schnell, kostengünstig und ohne große Spuren zu hinterlassen beseitigen? Um diese technische Frage lösen zu können, wurde zivile Ingenieure gebraucht. Fachkräfte, die keine Skrupel hatten, sich in das Handwerk des Massenmordes hineinzuversenken. „Die Menschen müssen erken-

Die Techniker der Endlösung



Oberingenieur Kurt Prüfer trieb vor allem die Geschäfte mit der SS voran.



Durch die großen, leistungsfähigen Öfen (links) war es möglich, die enorme Anzahl Leichen zu entsorgen. Die Asche wurde in Urnen (rechts) beigelegt.

Foto: Frank, IFF, Fotografin: Heide, Fotografin: Heide, Fotografin: Heide

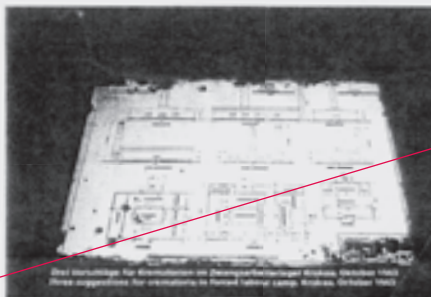


Hartmut Topf (T, unten) will, dass die dunkle Geschichte seiner Familie nicht in Vergessenheit gerät. Die Cousins seines Vaters hatten die Firma während der NS-Zeit geleitet.

Ein Mann deckt auf, wie seine Familie zu Handlangern der Nazis wurde



Die Ingenieure von Topf & Söhne entwickelten immer effizientere Verbrennungsanlagen, um die ermordeten Juden verschwinden zu lassen.



Die Technik, die die Krematoriumsöfen antworteten, waren sich über deren Verwendungszweck im Klaren.

nen, dass es nicht nur SS-Teufel waren, die die Juden umgebracht haben. Es waren auch ganz normale Leute aus gutem Haus, angesehene Familien, die eine schreckliche Schuld auf sich geladen haben", sagt Topf und schaut auf ein altes Foto der Familie Topf im Jahr 1938, das zwischen den Konstruktionsplänen der Öfen in der Ausstellung hängt.

1939 lieferte das Unternehmen Topf & Söhne, das auf feuerungstechnische Anlagen spezialisiert war, erste Öfen in die KZs. Anlagen, die für die Verbrennung von Tierkadavern entwickelt worden waren, wurden für Menschenleichen benutzt. Die Lüftungstechnik - ursprünglich für Schädlingsbekämpfung entwickelt - wurde für die Gaskammern eingesetzt.

Die Geschäftsführer und Ingenieure von Topf & Söhne wussten, was sie konstruierten und lieferten. In einem Auftragschreiben war von „Gaskeller“ die Rede. Oberingenieur Kurt Prüfer musste mehrmals nach Auschwitz, um die Anlagen zu reparieren.

Im Betrieb ging man mit den Lieferungen an die KZs wie mit jedem anderen Auftrag um: Es war kein Geheimnis, dass die Öfen dazu bestimmt waren, Tausende von Leichen zu verbrennen. Die Ingenieure entwickelten ohne Auftrag effektivere Anlagen, wurden zu Handlangern der Endlösung.

„Diese Ausstellung ist deshalb so wichtig, weil sie zeigt, dass wir politische Verantwortliche auch für

Dinge ergreifen müssen, die nicht vor der eigenen Tür passieren. Auch heute noch gibt es genug Ereignisse, bei denen wir einfach wegsehen“, sagt Hartmut Topf bestimmt, während er den Konstruktionsplan eines vierstöckigen Ofens betrachtet, der 1942 zum Patent angemeldet wurde.

Doch auf die Frage, warum ein ziviles Unternehmen ohne sichtliche

Es ist wichtig zu sehen, dass es ganz normale, zivile Menschen waren, die beim Morden geholfen haben.
Hartmut Topf

Bedenken bei dem Massentod so wichtige Zusatzarbeit leisten konnte, weiß auch er keine Antwort. Denn die Brüder Topf waren keine Antisemiten oder glühenden Nationalsozialisten. Zwar gehörten sie der NSDAP an, beschäftigten jedoch Kommunisten und so genannte „Halbjuden“ in ihrem Betrieb. Auch das Geld kann nicht der Antrieb gewesen sein, machten die Öfen für die KZs nur rund zwei Prozent des gesamten Umsatzes von Topf & Söhne aus.

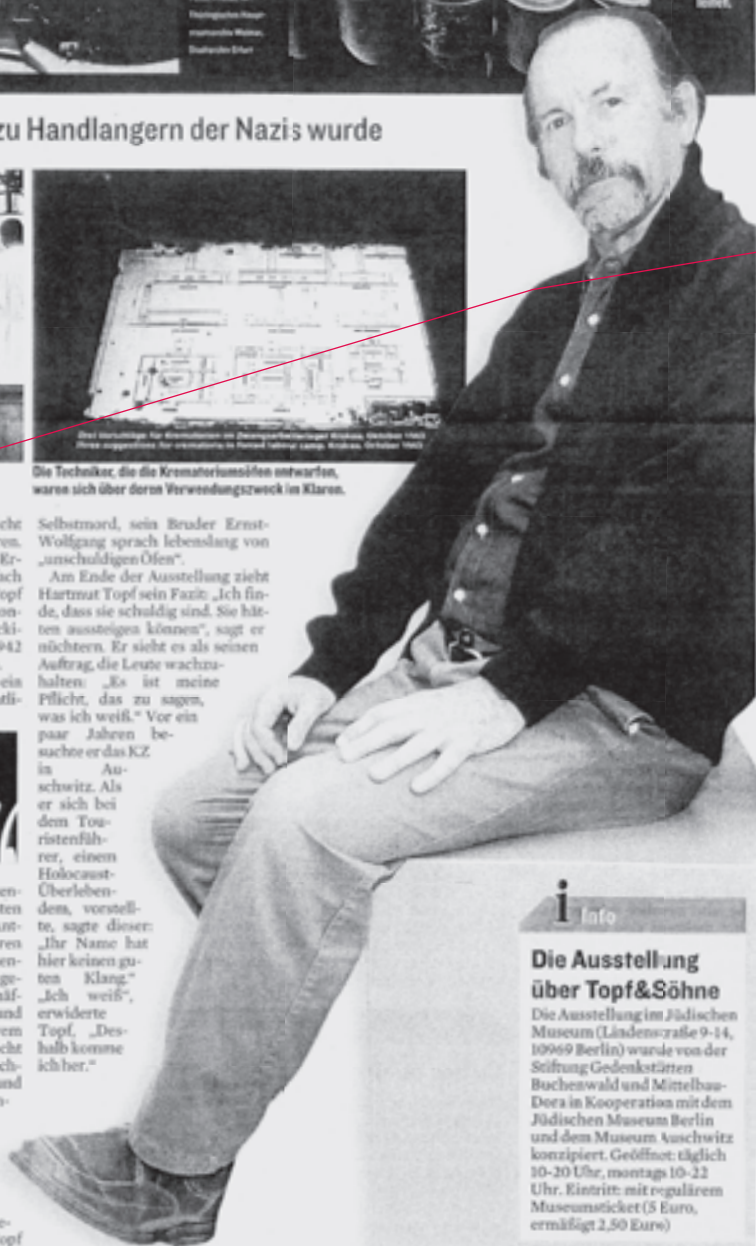
Die Gebrüder Topf handelten nicht unter Zwang, sie traten als gleichberechtigte Geschäftspartner gegenüber den Nazis auf.

Nach Kriegsende beging Geschäftsführer Ludwig Topf

Selbstmord, sein Bruder Ernst-Wolfgang sprach lebenslang von „unschuldigen Öfen“.

An Ende der Ausstellung zieht Hartmut Topf sein Fazit: „Ich finde, dass sie schuldig sind. Sie hätten aussteigen können“, sagt er nüchtern. Er sieht es als seinen Auftrag, die Leute wachzuhalten: „Es ist meine Pflicht, das zu sagen, was ich weiß.“ Vor ein paar Jahren besuchte er das KZ in

Auschwitz. Als er sich bei dem Touristenführer, einem Holocaust-Überlebenden, vorstellte, sagte dieser: „Ihr Name hat hier keinen guten Klang.“ „Ich weiß“, erwiderte Topf, „Deshalb komme ich hier.“



i Info
Die Ausstellung über Topf & Söhne
Die Ausstellung im Jüdischen Museum (Lindensstraße 9-14, 10969 Berlin) wurde von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora in Kooperation mit dem Jüdischen Museum Berlin und dem Museum Auschwitz konzipiert. Geöffnet: täglich 10-20 Uhr, montags 10-22 Uhr. Eintritt: mit regulärem Museumsticket (5 Euro, ermäßigt 2,50 Euro)

Eine «kurze lange» Geschichte

Seit vier Jahren ist das Jüdische Museum Berlin ein Besuchermagnet

Am 13. September wird das Jüdische Museum Berlin vier Jahre alt. In dieser Zeit ist es zu einem der meistbesuchten Museen Berlins geworden, neben dem Komplex auf der Museumsinsel und dem Checkpoint Charlie. Besucher aus dem In- und Ausland bestaunen nicht nur immer wieder in einem atemberaubenden Gestaltung und äußere Form.

Die Geschichte des Jüdischen Museums in Berlin ist kurz oder sehr lang – je nachdem, wie man rechnet. Am 23. Januar 1999 feierten 550 geladene Gäste, darunter Gerhard Schröder, Eberhard Diepgen und Michael Naumann, die Fertigstellung des Libeskind-Baus. Am Tag davor, als der Berliner Kulturminister Peter Radtke und der amerikanische Jugendkennan im Beisein des Architekten Daniel Libeskind einen symbolischen Schlüssel an Michael Blumenthal übergab, ging eine lange Geschichte zu Ende, und damit ist nicht nur die sechsjährige Baugeschichte beendet.

Das Eröffnungsdatum war mit Bedacht gewählt worden, es sollte an die Vergangenheit anknüpfen. Denn es gab in Berlin schon einmal ein Jüdisches Museum, das am 24. Januar 1933 in der Oranienburger Straße eröffnet wurde und im November 1938, nach der Reichskristallnacht, von der Gestapo geschlossen worden war. Die vorhandenen Bestände wurden konfisziert.

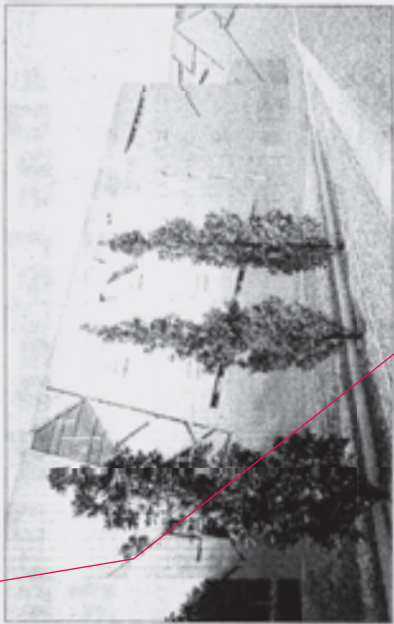
Erst 1971, als die Berliner Jüdische Gemeinde den 300. Jahrestag ihres Bestehens feiert, wird an einer Neugründung eines jüdischen Museums aufgerufen, vier Jahre später entwirft die «Gesellschaft für ein Jüdisches Museum in Berlin e.V.», in den folgenden Jahren existiert lediglich die Abteilung «Jüdisches Museum in Berlin», die Vera Beil 1979-1994 als Oberkuratorin leitet. In dieser Zeit erhält das Jüdische Museum den ehemaligen Vortragssaal im Berlin-Museum als Ausstellungsraum und veranbartet bis 1998 mehrere Ausstellungen im Martin-Gropius-Bau. Währenddessen läuft die Planung für den eigenen Bau, beim damaligen Amtskulturverwalter setzt sich der Entwurf von Daniel Libeskind gegen 165 konkurrierende Entwürfe durch. Bis zur Grundsteinlegung vergehen noch weitere Jahre, am 9. November 1992 ist es dann so weit: Der Grundstein zum Erweiterungsbau des Berlin-Museums – dem Libeskind-Bau – wird gelegt.

1994 wird Annona Barel zum Direktor des Jüdischen Museums, ab einer Erweiterung innerhalb des Stuhnenmuseums, berufen. Im Dezember 1997 folgt ihm Michael Blumenthal auf diesem Posten. Ein Jahr später wird Tom Freundheim Stellvertreter des Museumsdirektors. Am 9. Dezember 1998 wird der autonome Status des Jüdischen Museums gesetzlich festgeschrieben.

Am 9. September 2001 erfolgt die feierliche Gala-Eröffnung des Museums. Nach einem Konzert des Chicago Symphony Orchestras in der Berliner Philharmonie besuchen 150 Gäste die erste Ausstellung des Museums – «Zwei Jahrtausende Deutsche Jüdische Geschichte».

Siehelem gibt es immer wieder Ausstellungen, Publikationen, Kunstprojekte, die der Geschichte und der Moderne gleichermaßen Beachtung tragen sollen und Kunst, Politik und Geschichte verbinden. Die künstlerische Avantgarde gehört ebenso selbstverständlich dazu wie aktuelle, politisch stark aufgedeckelte Themen. Die Ausstellungserfolge «Zeitgenössische Kunst im Jüdischen Museum Berlin» wird im Mai 2002 mit Arbeiten aus dem Freud-Zyklus des amerikanischen Künstlers Robert Longo eröffnet. Im September gliedert Jähres folgt «Ich bin kein Antisemit!». Eine Ausstellung von Briefen an den Journalisten Henrik M. Bender und die jüdische Algezieze Wochenzeitung im Umfeld der aktuellen Antisemitismendebatte in Deutschland. Das Museum wird in looser Folge ebenso bekannte und vergessene Persönlichkeiten zeigen oder neu entdecken. Im März 2003 widmet sich eine Kabarettausstellung «Eul in Bobivim» dem künstlerischen Wirken und Schaffen des Malers Kurt Badowsky und des Musikers Erich Essner im bolschewistischen Exil. Im April 2003 wird die Ausstellung «Carlo Levi – Ausgewählte Werke 1926-1974» eröffnet, zum 100. Geburtstag des Malers, Schriftstellers und Widerstandskämpfers. Innerer wieder zeigt das Museum zeitgenössische Kunstwerke, es will keine rein historische Ausstellungsreihung führen.

Die Ausstellung «Schriftbilder» im November 2003 zeigt Arbeiten von Daniel Ben-Fur, Ruth Liberman, Oliver Stöck und Max Wechsler, die sich auf eine interkulturelle aber auch auf eine traditionelle Weise mit der Schrift auseinandersetzen. 2002 auf der Frankfurter Buchmesse stellen das Jüdische Museum Berlin und der Deutscher Literatur und Kunst Ver-



Der Libeskind-Bau in der Innenstadt

Foto: JWA/Zeig

wird die Ausstellung «Kontropunkt – Die Architektur von Daniel Libeskind» gezeigt. Hier kann man dreierlei Architekturgroßprojekte Libeskind sehen – darunter auch das Trade-Center-Gelände.

In diesen Jubiläumstagen stehen den Besuchern Dauerinstallationen sowie zwei Sonderausstellungen offen.

Die Ausstellung «Techniker der Endlösung: Topf & Sobbe» – Die Oberbauer von Auschwitz – führt ein Forschungsprojekt zu einem Industriemuseum heran, das seit 2009 im Auftrag der SS Leichterbetriebsanlagen baut, am Anfang für Buchenwald, später auch für andere Lager. Für die Krematorien in Auschwitz wurde bei Topf ein besonderes Entlüftungssystem entwickelt. Topf & Söhne, gegründet 1878 als eine Spezialfirma für feuerstehtische Anlagen in Erfurt, fing 1914 damit an, Entlüftungsanlagen für Krematorien zu bauen und erobert bald die Marktführerschaft in Deutschland. Seit 1939 war die SS der Auftraggeber. Bilder, Objekte, Schweißnähte, technische Dokumentationen und Skizzen zeigen die Geschichte von Menschen, die gut arbeiteten, erfindend waren und sich selbst als durchaus unabhängig begriffen. Keine Fantasie, sondern gute Handwerker und ehrgeizige Ingenieure mit Erfahrung und Berufsethos. Ein offenbar ganz normales Betriebs- und Gesellschaftliches, zu dem Pläne, Skizzen, Briefwechsel mit Auftraggebern und Lieferantenscheine gehören. Und ein Werkprotokoll, das eine Wädharte mit Fremstarbeiterinnen stellt: «Topf in aller Welt».

...auf der verklärten deutschen Erde jüdische Überlebende nach der Befreiung –

diese Kulturinstitution widmet sich bereits dem Gedenken des frühen Nachkriegsjahres. Damals lebten eine Viertelmillion Juden auf dem Gebiet des heutigen Dritten Reiches. Etwa 20.000 von ihnen waren ehemalige deutsche Staatsbürger, die die nationalsozialistische Verfolgung in Polen mit Nachjuden oder in Völkern überlebte hatten. Neben 60.000 Juden waren von den alliierten Streitkräften aus Konzentrationslagern befreit worden. Bis zu ihrer Auswanderung bildeten sich teilweise parallele jüdische Gemeinden: die deutschen Juden in den weitestgehenden Strukturen der Volksgemeinschaft, die Österreicher als «deutscher Person» in spezialisierten Lagern oder als «illegale» hauptsächlich in der US-amerikanischen Zone.

An Jubiläumstag, dem 13. September, ist der Eintritt im Jüdischen Museum in alle Ausstellungen frei. Außerdem inszeniert das Frontstage Art & Photo Urbrecht ein ambivalentes Stück, wo Kinder und Jugendliche kontroverse fotografiert werden und – wer weiß – eine Begegnung zum vielleicht längsten Kinderfoto der Welt leisten können.

Auch an anderen Tagen im September und Oktober lohnt der Besuch von Lesungen, Konzerten und Sonderausstellungen. Im Berlin steht Hermann Kasack «Die Suchläufer des Stroms» (4. September), Zeryna Shalov leut aus ihrem neuen Buch «Späte Familien» (25. September). Zur Uraufführung kommt die Komposition «Als Irenen meine Väter...» Das Reisetagebuch Albert Einstein wird hier durch drei Stimmen, 10 Instrumentalisten und Violoncellisten zum Wort-Bild-Musik-Kunstwerk (27. September).

Olga RECHMANN

Ausgang zum Garten vom neuen Gruppeneingang Jüdisches Museum Berlin
Foto: Sönke Tollkühn, Berlin



Ein dunkleres Grau

Neuer Gruppeneingang am Jüdischen Museum in Berlin

An eine Architekturikone anzuknüpfen, ist nicht leicht. Lebte der Schöpfer dieser Ikone dann auch noch, muss sich derjenige, der die Architektur weiter erzählt, direkt beobachtet, kontrolliert fühlen. Andererseits kann er den Architekten des originären Baues um Aufkünfte bitten und ihn in die Fortplanung miteinbeziehen. Letzteres tat nun auch Matthias Reese, als er das Jüdische Museum in Berlin um einen so genannten Gruppeneingang ergänzte, der am 1. Juli eröffnet wurde. Von 1991 bis 1997 Projektleiter für das Museum in Berlin, ist Reese mit der Architektur Libeskind und dessen in Deutschland wohl bekanntestem Bau vertraut. Dass er sich trotz aller Insiderkenntnisse dennoch mit Libeskind in der Entwurfsfindung abstimmt, war da mehr als eine Höflichkeitsfloskel.

Der neue Gruppeneingang interpretiert Gestalt, Gestik und Optik des Libeskind-Baus in anknüpfender Weise, und wäre das verkleidende Zinkblech nicht in einer dunkleren grauen Schattierung als beim großen Gegenüber, er würde kaum als ein Zusatz aus fremder Hand auffallen. Leider, doch muss man Reese hier wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. An die Riesenskulptur Jüdisches Museum eine relative Winzigkeit anzufügen, die für sich selber stünde, ist wohl kaum zu leisten. Und der Meister des „Zigzag“ hätte solchem Vorhaben eben auch nicht zugestimmt.

Auf einer Fläche von 288 m² bietet der Gruppeneingang Wartezonen für rund 200 Besucher, einen Info- und einen

Sicherheitsbereich, eine Kasse, eine Gruppengarderobe für 700 Besucher sowie einen direkten Übergang zum Museumsaltbau und den Ausstellungen ebenso wie zum Museumsgarten.

Gruppen erreichen den neuen Eingang über das historische Gartenportal an der Nordseite des Althaus. Notwendig geworden war die Ergänzung des Zugangs für den Libeskind-Bau durch den seit seiner Eröffnung 2001 ungebrochen starken Besucherstrom mit einem hohen Anteil von größeren Gruppen. *Be. K.*

Hitler verdanke ich Weihnukka

Über das Verhältnis des jüdischen Lichterfestes zum christlichen Weihnachten / Von W. Michael Blumenthal

Unter dem Titel „Weihnukka“ untersucht eine Ausstellung im Jüdischen Museum die Ursprünge der Feste Chanukka und Weihnachten. Museumsdirektor W. Michael Blumenthal erinnert sich an seine eigene Kindheit.

„Weihnukka“ ist auch für mich, wenn auch nur vorübergehend, ein Begriff gewesen. Das habe ich, wie so einiges in meinem besten Leben, Adolf Hitler zu verdanken. Ich wurde 1926 in Oranienburg als Sprößling einer assimilierten, bürgerlichen deutsch-jüdischen Familie geboren. Mein Ur-Urgroßvater soll, laut Familienlegende, noch ein frommer Jude gewesen sein, der täglich jeden Morgen seine religiösen Pflichten in der Synagoge von Witznack verrichtete. Seinem Sohn, meinem Urgroßvater, nannte er Levi mit Vornamen. Aber als dieser, Jahrgang 1818, als junger Mann nach Oranienburg übersiedelte, hieß er bereits Louis. Das klang einheimischer und gefiel ihm besser, denn er war ein guter brandenburgischer Parfüm. Seine eigenen Kinder nannte er Emil, Martin und Louise.

Urgroßvater Louis wurde im 19. Jahrhundert einer der Oranienburger Stadtväter, mein Großvater ebenso. Den Blumenstab ging es in dieser Kleinstadt gut. Man war weder reich noch wohlhabend, aber in der Familie sagte man beschiden, man wäre „gut situiert“. Ewald, mein Vater, war ab junger Mann auf den Spuren seiner Vorfahren in die kleine Familienbank eingetreten; jedenfalls hatten wir Personal – eine Köchin, ein Dienstmädchen und, für meine Schwester und mich, ein Kinderfräulein. Das kam aus einer vermögenden adligen Familie und hieß Ehe von Wilmann, Edle von Widenkon. Meine Eltern fanden das spannend.

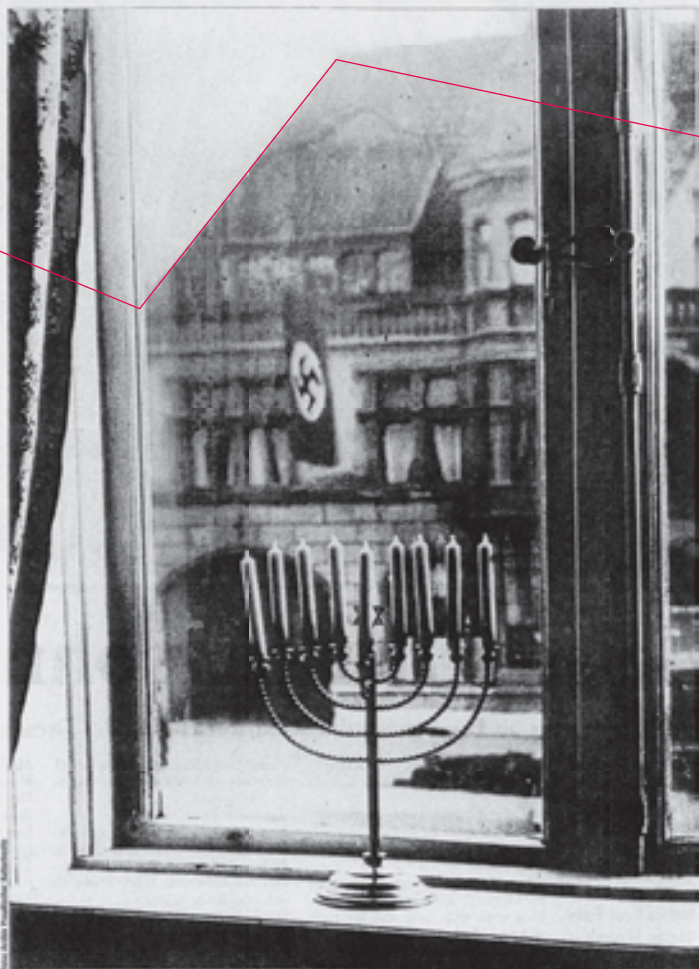
Außerdem war da auch noch ein Chauffeur, denn mein Großvater hatte sogar schon ein Auto. Das war in den 1920er-Jahren noch etwas Besonderes. Der Chauffeur hieß Paul. Urgroßvater und Großvater waren zwar noch Vorsitzende der kleinen Oranienburger jüdischen Genossenschaft, aber nicht aus religiöseren Gründen, sondern aus Pflichtgefühl. Die jüdischen Feste wurden in der Familie schon lange nicht mehr gefeiert. Von Chanukka keine Spur, dafür aber natürlich Weihnachten: mit Weihnachtsbaum, Geschenken und allem Drum und Dran. Daran kann ich mich noch als frühester Kindheit erinnern: an eine sich jährlich wiederholende Zeremonie,

die – so hieß es jedenfalls bei uns – in einer gut situierten Familie nun guten Ton gebote. Heiligabend versammelte sich die Familie um den Weihnachtsbaum, und als erstes lief die Bescherung des Personals ab. Köchin, Dienstmädchen, Kinderfräulein und Paul erschienen festlich gekleidet und wurden beschenkt. Dann sangen wir Weihnachtslieder – „Oh Tannenbaum“, „Ihr Kinderlein kommet“, natürlich auch „Stille Nacht“. Darüber hat sich meine jüdische Familie (dennoch, nicht wahr, wir ja nicht) auch keine weiteren Gedanken gemacht. Das gehörte sich so in einer deutschen Familie. Danach wurde das Personal verabschiedet, die Köchin kümmerte sich wohl um die Weihnachtsgans und die Lebkuchen, und dann – kam der Weihnachtsmann. Als kleines Kind war es mir nie aufgefallen, daß nämlich Fräulein Ehe jedes Mal neugierig verschwand und erst ab der Weihnachtsmännchen weg war, wieder auftauchte. Meine vierzehnjährige Schwester hatte diesen Zufall schon bald verstanden. Ich jedoch freute mich über den Mann mit dem langen Bart und die Geschenke, die er brachte.

Dann kam Hitler. Wir wohnten jetzt in Berlin, und nach Ansicht der Nazis waren wir auch keine Deutschen mehr. Nur noch „Juden“, was meine Eltern mir schwer verstehen konnten. Und 1936, ich war nun zehn Jahre alt, konnte ich auch nicht mehr auf ein normales Gymnasium und wurde daher in ein jüdisches in Dahlem eingeschult. In der Kalitischule lernte ich unter anderem, wie das so mit der jüdischen Religion und den Festen ist. Man bemühte sich, auch uns allen aus assimilierten Familien stammenden Schülern Hebräisch beizubringen. Freitags wurden die Krezen angezündet und dazu lernten wir den Segen singen. Dort hörte ich zum ersten Mal auch etwas von Chanukka und den dazugehörigen Zeremonien, wie dem Lichtenzünden.

Als ich dann eines Tages zu Hause erzählte, ich könnte das jetzt alles fröhlich vorbringen und als Juden sollten wir doch Chanukka feiern, fanden das meine Eltern zwar merkwürdig, aber auch sie fühlten sich wegen der Umstände wieder mehr jüdisch und stimmten zögernd zu. Also erschien circa 1937 bei uns ein Chanukka-Leuchter, ich sang den Segen und jeden Tag wurde eine Kerze angezündet. Aber der Weihnachtsbaum wurde nicht abgeschafft. Somit hatten wir beides – postco: Weihnukka!

Ende 1938 kam mein Vater aus dem KZ Buchenwald zurück und meine Eltern waren panisch damit beschäftigt, aus Deutschland herauszukommen, um uns das Leben zu



Dunkle Vorahnung: Chanukka-Leuchter in Kiel 1932, draußen hängen bereits Hakenkreuz-Fahnen. Das kleine Foto links zeigt einen traditionellen „Dreiß“, ein Chanukka-Spielzeug, das in diesem Fall als Christbaumschmuck diente

retten. Ob wir bei unserem letzten Weihnukka noch Weihnachtsbaum oder Chanukka-Leuchter hatten, weiß ich nicht mehr. Zumindest die Wohnsitzveränderung gerade in die Herden williger Schnäppchenjäger verlockte: wurde, dass wir unsere Schiffkarten nach China bezahlen konnten. Dort, in Shanghai, gab es sowieso keinen Weihnachtsbaum für uns. Aber jetzt, in den USA, gibt es ihn bei uns in Princeton wieder.

Zur Ausstellung erscheint heute mit der Berliner Morgenpost eine achtseitige Sonderveröffentlichung.

INFO

W. Michael Blumenthal wurde 1926 in Oranienburg geboren. Mit seiner Familie gelang ihm Ende der dreißiger Jahre die Flucht vor den Nazis nach Shanghai und später in die Vereinigten Staaten. Unter US-Präsident Jimmy Carter war er von 1977 bis 1979 Finanzminister. Seit 1997 ist Blumenthal Direktor des Jüdischen Museums Berlin. Die Ausstellung



„Weihnukka“ mit Geschichten zu den jährlich fast zeitgleich stattfindenden Feiertagen Weihnachten und Chanukka, die heute eröffnet, ist bis zum 29. Januar zu sehen. Zum Begleitprogramm gehört ein „Weihnukka-Markt“ vom 27. November bis 2. Januar im Innenhof des Museums, zudem gibt es Lesungen, Konzerte sowie Führungen durch die Ausstellung.

Bilder verschwundener Welten

Roman Vishniac zog in den 20er und 30er Jahren als Lichtbildner durch Europa. Das Jüdische Museum zeigt erstmals seine Berlin-Fotos

EIGENTLICH WAR Roman Vishniac ein Mann fürs Detail. Die meiste Zeit widmete der Pionier der Mikrofotografie den Aufnahmen von Tieren und Kleinstorganismen. Aber berühmt machten ihn seine Fotografien jüdischer Gemeinden in Osteuropa. Der Fotohand „Verschwundene Welt“ zeigt sie noch, bevor die Nazis sie auslöschten.

Vom 4. November an sind jetzt zum ersten Mal die Berlin-Fotografien des gebürtigen Russen Roman Vishniac im Jüdischen Museum zu sehen. Aufnahmen der Metropole aus den zwanziger und dreißiger Jahren, wertvolle Zeitdokumente, die erst nach seinem Tod im Jahr 1990 entdeckt wurden.

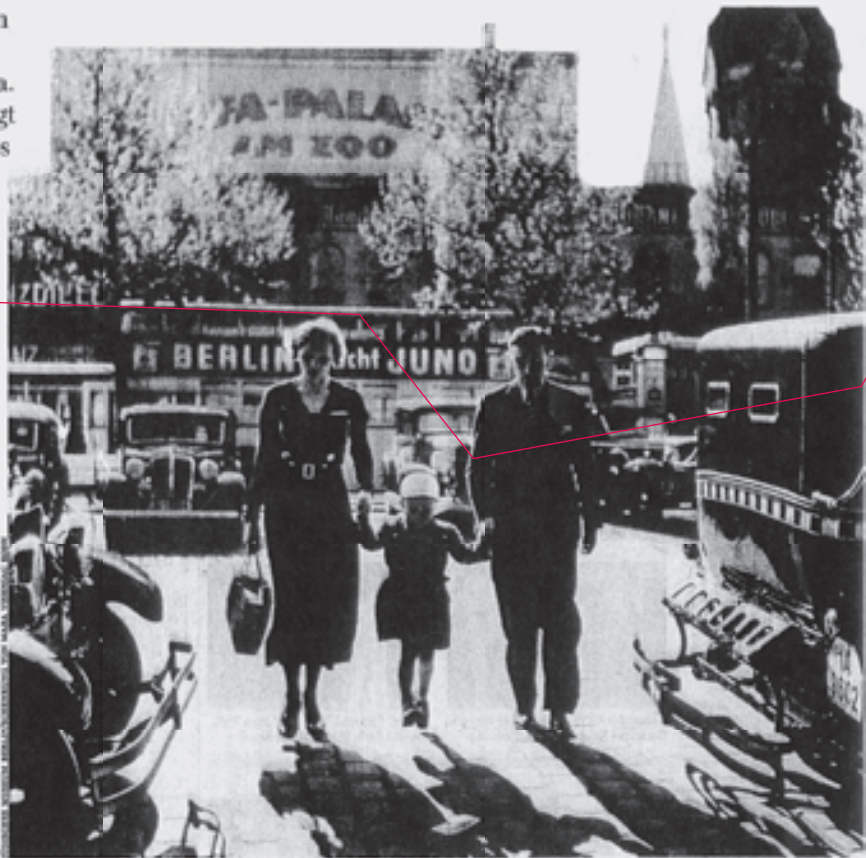
Der 23-Jährige Vishniac kam 1920 nach Berlin. Er folgte seinem Eltern, die wie viele Mitglieder des russischen Bürgertums vor der Revolution in die deutsche Hauptstadt geflohen waren. Die meisten von ihnen lebten in Charlottenburg, das sie „Charlottengrad“ nannten. Vishniacs Familie zog ins angrenzende Wilmsdorf.

Auch in Berlin galt Vishniacs Interesse in erster Linie der Natur. Eher beiläufig entstanden die Aufnahmen, in denen er auf subtile, manchmal fast zierliche Weise seine Wahlheimat und ihre Bewohner porträtierte. Es waren Bilder „am Ende einer Pflanzen- oder Insektensequenz“, die er machte, um einen Film voll zu bekommen“, heißt es im fundiert und liebevoll editierten Ausstellungskatalog.

Oft sind es die Kleinstigkeiten, die den Charme der kunstvollen Kompositionen ausmachen. Der gebannte Blick der Besucher einer „Kellerkneipe“ in Charlottenburg, der kleine Sprung des Jungen zwischen den ernteten Eltern am Bahnhof Zoo. Andere Aufnahmen zeigen das jüdische Leben Berlins und die Großstadt der frühen Moderne. Erwa die Fotografie von Alexanderplatz, auf der die Architekturfür Peter Behrens selbst die Automobile alt aussehen lässt.

Vishniacs Aufnahmen sind Zeugnisse einer vergangenen Epoche. In Polen, Ungarn, Litauen und Rumänien trieb ihn ein soziologisches Interesse an. Mit systematischem Ernst dokumentierte er dort die jüdischen Shtetl. Seine Berlin-Fotografien sind dagegen heitere Launen des Augenblicks.

So verschieden die Anlässe für Vishniacs Fotografien auch waren. In beiden Fällen wurden seine Aufnahmen zu letzten Bildern. Sie zeigen Europa am Vorabend der Katastrophe und Roman Vishniac als Chronisten einer verschwundenen Welt. Frank Thinius



Mitte der 30er Jahre: Ein Paar mit Kind an der Hand geht am Bahnhof Zoo auf wartende Taxis zu. Im Hintergrund ist der UFA-Palast zu erkennen



Selbstporträt Vishniac

Roman Vishniac: Fotopionier und passionierter Anthropologe

BIOGRAPHIE

Roman Vishniac kam 1897 bei St. Petersburg zur Welt und wuchs in Moskau auf. 1920 folgte er den Eltern nach Berlin. Dort lebten er und

seine Frau mit ihren beiden Kindern bis 1939. Über Lissabon emigrierte die Familie in die USA. Bis zu seinem Tod 1990 lebte Roman Vishniac in New York.

FOTOGRAFIE

Der Biologe Vishniac war ein Pionier der Mikrofotografie und der Zeitraffertechnik. Bekannt machten ihn seine Fotografien jüdischer

Gemeinden Osteuropas, die als Buch unter dem Titel „Verschwundene Welt“ erschienen. Die Aufnahmen der Berliner Zeit wurden erst nach seinem Tod entdeckt.



Bilder der Großstadt: Das „Café Krenler“ an der Ecke Unter den Linden/Friedrichstraße in den frühen 30er Jahren (i.L.). Zwei Gäste in einer „Kellerkneipe“ in Charlottenburg (M.). Und der Alexanderplatz um 1934 mit dem von Architekt Peter Behrens entworfenen Alexanderhaus (re.)



Das Dezember-Dilemma

„Weihnukka“: Eine Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

VON NINO KETSCHADMOSE

In der politisch betont unkorrekten US-Zeichentrickserie *South Park* bricht ein Konflikt aus, als der kleine Kyle, Sprößling einer jüdischen Familie, beim Krippenspiel in der Schule den Joseph geben soll. In *Friends*, einer anderen erfolgreichen amerikanischen Fernsehserie, steht auf einem Kamin, vor dem rote Bescherungssocken für Santa Claus hängen, ein Chanukka-Leuchter. Auf einer Postkarte sind die Worte „Happy Christmukka“ zu lesen.

Zu sehen sind die Szenen in einem kleinen stilisierten „Doppel“-Kino. Es ist Teil der neuen Sonderausstellung *Weihnukka – Geschichten von Weihnachten und Chanukka* mit der das Jüdische Museum Berlin bis zum 29. Januar 2006 das „Dezember-Dilemma“ vieler Juden thematisiert: Wie verhält man sich, wenn alle Welt rundherum Christi Geburt feiert?

Der Titel der Ausstellung greift einen ironischen Begriff auf, der im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufkam. Bürgerliche jüdische Familien adaptierten Weihnachten mit seinen Lichtern, Geschenken und Familienzusammenkünften, indem sie den ungefähr zur gleichen Zeit stattfindenden Halbfeiertag Chanukka aufwerteten. Märche übernahmen Weihnachten auch ganz: Die christlich-religiösen Inhalte wurden ignoriert, Tannenbaum und Bescherung zum überkonfessionellen deutschen Volkbrauchtum umgewidmet.

Chanukka – zu deutsch Einweihung – erinnert an die Befreiung Jerusalems von der Vorherrschaft der Seleukiden durch die aufständischen Makkabier im Jahr 165 vor unserer Zeitrechnung. Nach dem Sieg wurde der zerstörte Tempel wieder eingeweiht, wobei, so steht es im Talmud, das Ölwunder geschah: Das eigentlich nur für einen Tag ausreichende Licht des Tempelleuchters brannte stolze acht Tage lang. Zum Gedenken werden bis heute während der acht Tage Chanukka nach Einbruch der Dunkelheit die Lichter des Chanukka-Leuchters angezündet – jeden Tag eines, bis alle acht brennen.

Nicht nur unter assimilierten Juden wurde Chanukka im 19. Jahrhundert umgewidmet und erhöht. Auch die Begründer der zionistischen Bewegung bedienten sich seiner, um ihr ideologisches Leitbild des kämpferischen Juden zu begründen. Kein Zufall auch, daß der 1921 gegründete Dachverband jüdischer Sportvereine sich „Maccabi World Union“ nennt.

Aber nicht nur Chanukka hat sich durch die Jahrhunderte verändert, auch Weihnachten. Christen feiern am 24. Dezember die Geburt Jesu, obwohl über dessen tatsächliches Geburtsdatum im Neuen Testament nichts steht. Der 24. Dezember wurde von den Römern übernommen, für die der kürzeste Tag des Jahres der Geburtstag des Sonnengottes Sol Invictus war. Zum besinnlichen Familienfest wurde Weihnachten in Deutschland nur Biedermeierzeit. Damals kam auch der Tannenbaum zu Ehren. Die Nationalsozialisten versuchten, Weihnachten zu entchristianisieren und feierten die Wintersonnenwende als germanisches „Julfest“. In den USA wiederum ist „Christmas“ vor allem ein kommerzielles Ereignis, dessen Symbole wie Santa Claus und seine Rentiere, unter ihnen der



Christlich-jüdische Begegnung der besonderen Art: Zeichnung von Art Spiegelman

Foto: JM Berlin

berühmte rennende Rudolf, bar aller christlichen Tradition sind.

Diesem Themenkreis widmet sich die Ausstellung auf erfrischend unpädagogische und unterhaltsame Art. Anhand von zahlreichen Fotos, mehr als 700 Objekten, Filmausschnitten und Musik erfährt der Besucher Hintergründiges über die Ursprünge beider Feste, die Entwicklung der Traditionen durch die Jahrhunderte und

die kulturellen Wechselwirkungen. Zu diesen gehört etwa, daß den erfolgreichsten Weihnachtsschlager aller Zeiten, *White Christmas*, von Irving Berlin stammt, einem jüdischen Komponisten, der das Fest erst kennenlernte, nachdem seine Familie aus dem zaristischen Rußland in die USA emigriert war.

Ein Schwerpunkt liegt auf dem unvermeidbaren Kitsch und den Kuriositäten,

wie sie untrennbar zu beiden Festen gehören. Dazu zählen Christbaumkugeln mit Davidsterneunter, Chanukkalocher mit Micky Maus Figuren, christlich-jüdische Mischgrußkarten zu beiden Festen und vieles andere mehr. Etliches davon können Besucher auf einem eigens eingerichteten *Weihnukka-Markt* käuflich erwerben.

www.juedisches-museum-berlin.de

Ehren wert

Heinz Berggruen und Otto Graf Lambsdorff erhielten den Preis für Toleranz und Verständigung

Was bleibt von einer Gala, wenn die Lobreden verklungen sind? Wenn sich die Besucherzahlen weiter so sensationell gut entwickeln wie bisher, hat bestimmt auch die Zeremonie zur Verleihung des Preises für Verständigung und Toleranz am Samstagabend im jüdischen Museum ein bisschen dazu beigetragen. Fast drei Millionen Menschen haben das Museum seit der Eröffnung im September 2001 besucht, sagte dessen Direktor Michael W. Blumenthal stolz, darunter allein 3600 Schulklassen und 182 Kindergruppen. Blumenthal selbst führte einzelne Gäste, wie Michael Naumann, den Laudator für Heinz Berggruen, dessen Rede gestern bereits im Tagesspiegel veröffentlicht wurde, durch die aktuelle Weihnukka-Ausstellung.

MoMA-in-Berlin-Erfinder Peter Raue sah sie aus diesem Anlass zum wiederholten Male und fand sie immer noch „wunderbar“, und den Protokollchef des Auswärtigen Amtes, Bernhard von der Planitz, erinnerte sie gar an die Taufe seines eigenen Sohnes in der Erlöserkirche von Jerusalem: „Mit Jordanwasser“. Viele Gäste vergnügten sich ausgesprochen spielerisch in der schönen Ausstellung, die von den mit Weihnachten und dem jüdischen Lichterfest Chanukka verbundenen Dezember-Traditionen handelt.

Der israelische Botschafter Shimon Stein war gekommen, Wolfgang Clement, Kunstmäzen Friedrich Christian Flick, Gary Smith und Christina Weiss. Einer fehlte, und es war ausgerechnet Otto Graf Lambsdorff, dem neben Heinz Berggruen der zum vierten Mal verliehene Preis zugeordnet war. Eine Thrombose hatte ihm striktes Reiseverbot seiner Ärzte eingebracht, „Höchststrafe“, wie sein Sohn Nikolas Graf Lambsdorff anmerkte, der die Dankesworte seines Vater an den Laudator Salomon Korn und das Museum vorlas. Korn hatte ausführlich die entscheidende Rolle Lambs-

dorffs bei den Marathoverhandlungen um die Entschädigung der Zwangs- und Sklavenarbeiter sowie die Errichtung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ gewürdigt.

Der 91-jährige Heinz Berggruen bedankte sich selbst mit bewegenden Worten und Details aus seiner Biografie für die Ehrung. „Toleranz für die Feinde der Freiheit darf es niemals, niemals geben“, schloss er seine Ausführungen, woraufhin die Gäste ihm stehend applaudierten.

Der Zeitpunkt für die Gala sei nicht optimal gewählt, sagte Blumenthal etwas bedauernd. Zum ersten Mal habe der Bun-



Gehört. Museumsdirektor Michael Blumenthal gratuliert Heinz Berggruen (li.). Foto: AP

deskanzler nicht kommen können, leider habe das Jüdische Museum gegen den Großen Zapfenstreich verloren. Dafür schickte die designierte Nachfolgerin Angela Merkel eine Grußadresse. Sie versprach, die Arbeit des Museums zu unterstützen, und hob als ermutigendes Zeichen besonders die Tatsache hervor, dass es so viele junge Besucher hat.

Noch bevor das Dinner aufgetragen wurde, nutzte Michael W. Blumenthal die Chance, den Gästen den Mund wässrig zu machen mit Ausblicken auf die nächsten großen Ausstellungen. Sie werden Sigmund Freud gewidmet sein und den Schicksalen der Juden, die vor den Nazis ins Ausland fliehen konnten. Bi



Roman Vishniac interessiert sich kaum für die nervöse, schämende Kapitale Berlin; seine Fotos sind eher zufällige Dokumente eines bürgerlichen Lebens. Hier, am Alexanderplatz um 1930, verkauft ein Veteran die „Illustrierte“; im Hintergrund das Geschäft des bekannten Zigarrenfabrikanten Julius Neumann, Großvater von Vishniacs Schwager.

Foto: Kautz

Nur hin und wieder ein Hakenkreuz

Roman Vishniacs seltsam friedvolle Straßenfotos aus den dreißiger Jahren in Berlin

Als die Angehörigen des Fotografen Roman Vishniac kurz nach dessen Tod 1990 begannen, sein Apartment in Manhattan Upper West Side aufzuräumen, stießen sie in der untersten Schublade eines Aktenschrankes auf ein Bündel von Mappen, Umschlägen und Papieren mit der schlichten Aufschrift „Berlin“. Lose zusammengeschichtet und lang vergessen, bargen sie einen veritablen Fund. Ein Konvolut von Negativen, Originalen und Abzügen, das Vishniacs Werk um einen glänzlich unerwarteten Aspekt bereichert. Die Bilder aus dem Nachlaß nämlich zeigen nicht den Pionier der wissenschaftlichen Mikrofotografie, auch nicht den berühmten Chronisten der Shtetl, der jüdischen Gassen und Gettos in Osteuropa, den Archivar lauter letterer Augenblicke einer bald darauf brutal vertriebenen Kultur. Vielmehr enthalten sie einen anderen, privat, beinahe beiläufig fotografierenden Vishniac, einen Großstädter im Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre.

Auf der Flucht vor der Russischen Revolution war der 1897 unweit von St. Petersburg Geborene im November 1920 in die deutsche Hauptstadt gekommen, wo er sich dank der Geschäftserfolge seiner weitzerweiterten Familie rasch ganz selten privatgelehrten Experimenten widmen konnte. Ein Leben lang suchte er Kunst und Wissenschaft, Mikrooskopie und Fotografie zu vermählen und Bilder aus der unsichtbaren Welt der kleinsten Dinge zu schaffen. Die nervöse, schämende Kapitale ringum, das Zentrum der Moderne, scheint Vishniac hingegen kaum beschäftigt zu haben. Was sich aus den zwanzig Jahren bis zur nervösen Vertreibung 1939 an Berliner Bildern erhalten hat und erst sechzig Jahre später in New York wiederauf-

tauchte, ist jedenfalls überwiegend konventionell, ohne großen formalen Ehrgeiz komponiert, oftmals wohl nur aufgenommen, um eine Filmrolle mit Insekten- oder Pflanzenaufnahmen voll zu bekommen. Entstanden sind so eher zufällig Dokumente eines bürgerlichen Lebens in Wilmsdorf, lauter schlichte Idyllen, die derzeit in einer schönen Ausstellung des Jüdischen Museums zu Berlin zu sehen sind: Vishniacs Tochter Mana mit gebrochenem Bein auf einer Parkbank, akkurat geschneiderte Herren an kleinen Tischen vor dem „Café Kranzler“, Kinder in kurzen Hosen, die im Rinnstein spielen, lichte Sonntage im Grunewald, das Kloster Chorin im Morgennebel.

Betrachtet man die Fotografien nicht nach Sujets, sondern in chronologischer Folge, überrascht vor allem das Fehlen eines erkennbaren Einschnitts im Jahr 1933. Das Leben der großen Stadt zeigt sich im Spiegel von Vishniacs Bildern seltsam unbeeinträchtigt vom politischen Umbruch. Auf den meisten Aufnahmen sucht man vergebens nach Hinweisen auf die heraufziehende Katastrophe. Allenfalls vereinzelt finden sich Zeichen, daß das Land langsam, kaum merklich ins Barbarische kippt: ein gerahmtes Hitler-Portrait im Schaufenster einer Glaserei in der Uhlandstraße 144 etwa, hier und da ein Hakenkreuz oder ein winziger Davidstern an einem Galgen, an eine Fleischerei am Karlsruhdamm geschmückt. Die Soldaten mit Stahlhelmen und Karabinern über der Schulter hingegen, die nach ihrer Abbeugung vor der Neuen Wache über die Schloßbrücke marschieren, haben noch nichts Bedrohliches, lassen eher an uniformierte Folklore denken, und die Aufnahme sorgsam gekleideter Bürger, die am Wittenbergplatz durch-

Plätzen waten, braucht schon die Unterzeile „Während der Olympischen Spiele“, um nicht den Eindruck allererstetsten Friedens zu vermitteln.

Es ist freilich gerade die Abwesenheit des offensichtlichen Schreckens, die Vishniacs Berlin-Bilder zu Ausweisen der Doppelseitigkeit der Diktatur macht: Terror und Normalität waren ja von Anfang an untrennbar ineinander verwoben. Vishniac hat das bald erkannt. Seit der Mitte der dreißiger Jahre machte er in loser Folge Bilder der jüdischen Gemeinden Berlins, die unter wachsendem Druck ihre Zivilität zu bewahren suchten. Er fotografierte die sichtlich aufgeweckten Schüler der Mittelschule in der Großen Hamburger Straße, beobachtete die Sprechstunden des „Hilfswesens der Juden in Deutschland“ in der Ludendorffstraße und die kleinen Mädchen in hübschen Kleidern und Schleifen im Haar, die sich im Frühjahr 1939 an einem der vier Bahnhöfe für einen Kindertransport aus Berlin fertig machen.

Nur ein paar Monate später verließ auch Vishniacs Familie Berlin und kam, mit einigem Glück über Schweden und Lissabon nach New York, an Bord des amerikanischen Dampfers „S.S. Siboney“, zufällig auf derselben Passage wie Jean Renoir und Antoine de Saint-Exupéry. Natürlich hat Roman Vishniac den Moment des Einlaufens fotografiert. Es ist das letzte Bild im Katalog der Ausstellung die Freiheitsstatue, gerahmt von den Silhouetten seines Sohnes Wolf und seiner ersten Frau Luta. Es muß ein unvergeßlicher Anblick gewesen sein.

WILHELM WEPFING

„Roman Vishniac Berlin“, Jüdisches Museum zu Berlin, bis 5. Februar 2006. Zur Ausstellung ist bei Neolat ein sorgsam eingestatteter Fotoalbum erschienen, es kostet 24,90 Euro.

So liegt das Paket jetzt im Jüdischen Museum in einer Vitrine

64 Jahre wurde es aufbewahrt, ungeöffnet. Nun ist es in Berlin. Und erzählt die Geschichte eines Menschen, der sonst vielleicht vergessen wäre

DAS der PAKET HOFFNUNG



Der Mathematiker Peter Thunhardt (62) brachte das Paket, das seine Mutter Jahrzehnte aufbewahrt hatte, ins Jüdische Museum nach Berlin

Foto: BPN

Von UTA STELLER
„Man guckt ein Paket an und fragt: Was bleibt von einem Menschen?“

Aubrey Pomerance (46), Forscher am Jüdischen Museum Berlin
*** Braunes Packpa-

stern, eine alte Kordele. Und der Inhalt: Eine Flasche Odol-Mundwasser, ein Stück Dreiecks-Blumensette, Unterwäsche. Eine Schürze. Zwei Blusenknöpfe, ein paar verbleibende Folien.

Dieses Paket hat Eilriede Thunhardt-Michendorf, die Zettel einer Kleiderklasse

Er machte sich auf die Suche, aber fand nur wenig heraus über Ellen Köppler: „Sie war Jüdin, mit einem Nicht-Juden verheiratet, der sich 1938 von ihr scheiden ließ - das war vermutlich ihr Todesurteil. Sie war Büroan-

geestellte in einer Hamburger Firma, hat wohl keine Angehörigen mehr.“ Er brachte das Paket ins Jüdische Museum in Berlin. Archiv-Leiter Aubrey Pomerance: „Wir sind sehr dankbar. Dieses Paket zeigt, wie das Respekt vor einem anderen Menschen dazu geführt hat, daß jemand nicht spurlos bleibt.“

Die ihre Freundin Eilriede hat das Paket seitdem aufbewahrt. Denn von Ellen Köppler kam nie eine Todesanzeige - offiziell galt sie als verschollen. Eilriede hoffte, sie wiederzusehen, bis zu ihrem Tod. Siebenmal ist sie damit umgezogen - mitten im Krieg nach Berlin, Michendorf, Schleswig-Holstein, später nach Hannover, an den Rhein.

Wenn ihre Enkel nach dem Paket fragten, dann weinte sie. Aber glücklich hat Eilriede es nie. „Mutter hatte versprochen, es aufzuheben“, sagt ihr Sohn. „Es aufzumachen, dazu glaubte sie kein Recht zu haben.“

Ungeöffnet lag es unten in Eilriedes Schrank. Nach ihrem Tod nahm Sohn Peter Thunhardt (62) das Paket mit in sein Büro -

die lag es nun oben im Regal. Und schließlich hat er doch die alte Kordele gelöst. „Ich war zutiefst erschüttert von der Alltäglichkeit der Gegenstände. Ob die Freundin wohl dachte, sie würde diese Dinge bald nach ihrer Deportation brauchen können?“

Er machte sich auf die Suche, aber fand nur wenig heraus über Ellen Köppler: „Sie war Jüdin, mit einem Nicht-Juden verheiratet, der sich 1938 von ihr scheiden ließ - das war vermutlich ihr Todesurteil. Sie war Büroan-



Ein Waschlappen

Ein Stück Blumensette der Firma „Dreile“

Ein mit dem Initialen E.K. besticktes Hemd

Eine Odol-Flasche



Vermutlich zeigt dieses Bild Ellen Köppler - es lag im Paket

Ein Menschenfreund

Michael Blumenthal zum 80. Geburtstag **VON MICHAEL NAUMANN**

Am 3. Januar wird er 80 Jahre alt – ein Alter, in dem sich die meisten Menschen längst im Ruhestand befinden oder in Melancholie flüchten: Michael Blumenthal hingegen schreibt gerade ein politisch-autobiografisches Buch, leitet das Jüdische Museum in Berlin, nimmt seine Aufsichtsratspflichten in diversen amerikanischen und deutschen Unternehmen wahr, fliegt zwischen New Jersey, Kalifornien und Berlin hin und her – ohne den Verdacht aufkommen zu lassen, er sei ein rastloser Mensch. Er ist nur neugierig auf andere Menschen, auf politische Schicksale und das Land, das ihn 1939 verstoßen hat und das er doch nicht vergessen konnte, auf Deutschland.

In Berlin wohnt der ehemalige US-Botschafter (unter Kennedy) und Finanzminister (unter Carter) im selben Haus, wo vor 200 Jahren in Rahel Varuhagens Salon das große Experiment der deutsch-jüdischen Assimilierung erste Früchte trug. Die umschwärmte Dame zählt zu den bedeutenden Vorfahren Blumenthals, die seit dem 17. Jahrhundert rings um Berlin siedelten – darunter Bankiers, Komponisten, Poeten. Neben den unauffälligen Mitbürgern jüdischen Glaubens gab es, allgemein gesprochen, immer wieder auch solche, an deren Exzellenz sich Neid, Missgunst und schließlich ein mörderischer Antisemitismus entzünden sollten.

In letzter Minute waren die Blumenthals 1939 entkommen. Schließlich fand sich die Familie im Ghetto von Shanghai wieder. So lernte der junge Michael Straßenchinesisch. Ein Leben in finsterner Armut endete, als er sich 1947 nach San Francisco durchschlug. Er wurde US-Staatsbürger, machte als Ökonom akademische, bald unternehmerische Karriere – zwanzig Jahre später war er Präsident der Bendix Corporation. Später folgten Chefposten bei noch größeren Konzernen und schließlich die Partnerschaft in einer Investmentbank. Das war eine Laufbahn, die in unserer inzestuösen Unternehmerkultur unvorstellbar ist, in der 80 Prozent der Topmanager aller Dax-Aktiengesellschaften Unternehmer-Söhne sind. Wie hat Blumenthal das geschafft?

Wer die kurze Geschichte des Jüdischen Museums in Berlin und die rettende Rolle Blumenthals beim Aufbau dieser Institution betrachtet, erfährt mehr über amerikanische Management-Methoden als aus hundert Lehrbüchern. Die Stadt hatte das anspruchsvolle Gebäude des Architekten Daniel Libeskind zwar gebaut, doch dem damaligen Direktor Amnon Barzel fehlte zwei Jahre vor der geplanten Eröffnung eine allgemein akzeptierte Idee, was darin gezeigt werden sollte. Man ging von 300 Besuchern täglich aus (heute sind es bis zu 2000). Geplant war ein Betriebshaushalt von rund 9 Millionen Mark (heute sind es 12 Millionen Euro aus dem Bundeshaushalt plus 2,5 Millionen Euro Nebeneinnahmen).

Berlins damaliger Kultursenator Peter Radunski hatte in dieser peinlichen Situation im Herbst 1997 den rettenden Einfall, Michael Blumenthal

zu berufen. Der hatte gerade das Manuskript zu seiner autobiografisch eingefärbten Studie *Die unsichtbare Mauer* abgeschlossen – die kummervolle Geschichte der gescheiterten Assimilation deutscher Juden und eines Berliners, der zwar glücklicher Amerikaner geworden war, dem aber, wie seinem Freund Heinz Bergerren, eine Sehnsucht nach der Stadt seiner Kindheit nie völlig abhandeln kam. Das Nachkriegsdeutschland kannte er gut, mit Helmut Schmidt hatte er sich als Minister harte Debatten über Washingtons Währungspolitik geliefert; sein Mentor George Ball verkörperte jene atlantische Perspektive des Ostküsten-Establishments, die zu Blumenthals Zeiten dem Kabinett des derzeitigen Präsidenten völlig fehlen. Kurzum, die Herausforderung, in Berlin eine völlig neue Aufgabe zu übernehmen, gefiel ihm.

Als Erstes rief er Museumsleiter in aller Welt an und fragte nach dem besten Kurator oder Manager eines zeitgenössischen Museums. Nachdem alle Kandidaten gemustert worden waren, blieb einer übrig – Ken Gorbey, ein Neuseeländer, der weder Deutsch sprach noch Jude war; aber ein begnadeter Ausstellungsmacher. Ihm vertraute Michael Blumenthal das »unbespielbare« Haus an. Es sollte eine Ausstellung werden, in der Deutschlands Juden nicht als ewige Opfer auftreten sollten, sondern auch als schöpferische Minderheit, aus deren Mitte das kulturelle und naturwissenschaftliche, das intellektuelle und philosophische Wunder aufstieg, das mit den Namen Heine, Meyerboer, Marx, Einstein, Haber, Kafka, Cassirer, Benjamin, Scholem, Adorno, Horkheimer verbunden ist. Gerade in der Widerspiegelung des normalen bürgerlichen Lebens deutscher Juden im 19. Jahrhundert sollte die abgründige Blödsinnigkeit des Antisemitismus schockartig bewusst gemacht werden. Heute ist das Museum das wahrscheinlich erfolgreichste in ganz Deutschland: auf der Höhe museologischer Didaktik, mit preisgekrönten Publikationen, geführt von einem enthusiastischen Team. Blumenthals Fundraising-Dinners bescheren dem Museum jährliche Spenden in Höhe von 500 000 Euro.

In den acht Jahren seiner halben Rückkehr nach Berlin ist er ein gesuchter Rangeber geworden, im Bundeskanzleramt genauso gern gesehen wie von den Aufsichtsräten einiger deutscher Konzerne. Wahrscheinlich ist er der Einzige unter ihnen, der Heine genauso gut kennt wie Keynes. Seinen Gesprächspartnern und Freunden steht er mit einer ironiefähigen Zuneigung gegenüber, einer unverkennbaren Menschenliebe, gedämpft durch die noch größere Menschenkenntnis, die zu erwerben ihn eine Kindheit in Deutschland gezwungen hat. Es stimmt, er ist ein später Freund dieses Landes geworden und doch loyaler Förderer jenes anderen Staates geblieben, der ihm all das bot, was Deutschland seinen Juden nach 1933 entzog: Anerkennung, Gerechtigkeit, Toleranz. Michael Blumenthal: Bleiben Sie da, kommen Sie wieder, je nachdem. Wir gratulieren zum Geburtstag.

Heimkehrer

Der Museumsmann Michael Blumenthal wird achtzig

Natürlich könnte Michael Blumenthal längst schon in seinem Haus in Princeton Rosen züchten oder immerfort in Palm Springs Tennis spielen. Geld genug hat der heutige Direktor des Jüdischen Museums in Berlin während seiner Karriere als Manager von Amerikas erfolgreichstem Kronkorkenhersteller „Crown Cork“ und Vorstandschef des Computerriesen „Unisys“ verdient, um sich den stillen Reizen des Ruhestands hinzugeben. Daß er eben das nicht tut, daß er im Gegenteil auch weit hinter der Pensionsgrenze noch ausdauernd um die Welt fliegt und das Museum im zackigen Libeskind-Bau auf Trab hält, hat mancherlei Gründe. Blumenthals glückliches Unvermögen etwa, stillzusitzen und nichts zu tun, ebenso wie seine robuste Konstitution, die durch den ausgiebigen Genuß guter Zigarren offenbar nur gestärkt wird. Und vermutlich spielt auch der Umstand eine Rolle, daß niemand in Berlin sich ernstlich über einen Nachfolger für den ehemaligen amerikanischen Finanzminister an der Spitze des Jüdischen Museums Gedanken machen mag, solange Blumenthal nicht von sich aus signalisiert, er wolle gehen.

Aber ein weiteres, vielleicht noch bedeutenderes Motiv kommt hinzu, das Blumenthal die Strapazen ertragen läßt, wengleich er selbst das wohl nur in Andeutungen formulieren würde. Daß er in Berlin präsent ist, vielfach geehrt, allseits willkommen und gleichsam unberührbar, rundet sein Leben. Mehr noch: es ist ein veritabler Triumph, ein Triumph, persönlich wie politisch, über das braune Pack, das einst ihn und seine Familie aus der Hauptstadt vertrieben hat.

Wie der Kunstsammler Heinz Berggruen ist Blumenthal einer der großen Heimkehrer der Berliner Republik, obwohl er in Deutschland heute keinen festen Wohnsitz mehr besitzt. In seinem Buch „Die unsichtbare Mauer“ hat der 1926 in Oranienburg geborene Sohn jüdischer Kaufleute von den heftigen, aber nie ganz erfolgreichen Assimilierungsbemühungen seiner seit dem siebzehnten Jahrhundert in Preußen ansässigen Vorfahren erzählt, zu denen auch Rahel Varnhagen und Giacomo Meyerbeer gehörten.

Er hat die Flucht seiner Familie nach kurzer KZ-Haft des Vaters 1939 über Neapel nach Schanghai beschrieben, schließlich die Ankunft 1947 in den Vereinigten Staaten, wo er in Berkeley und Princeton studierte und fortan Karriere machte, immer wieder zwischen der Universität, hohen Regierungsämtern und führenden Wirtschaftsposten hin und her pendelnd. Auch Blumenthals Eltern fanden Zuflucht und Sicherheit in Amerika. „Beide waren, als sie starben, amerikanische Staatsbürger“, heißt es in „Die unsicht-

bare Mauer“. „Sie trauerten nie wieder der Vergangenheit nach und verschwanden erst recht keinen Gedanken an eine Rückkehr nach Deutschland.“

Daß Blumenthal sich anders entschied, daß er Ende der neunziger Jahre die abenteuerliche Aufgabe übernahm, das damals heftig umstrittene Jüdische Museum zu befrieden, war deshalb nicht nur ein Glücksfall für das konzeptionell wie architektonisch grotesk unübersichtliche Haus. Blumenthals Amtsantritt war auch ein durchaus nicht selbstverständlicher Beweis seines Vertrauens in die Institutionen und vergangenheitspolitischen Instinkte des wiedervereinigten Deutschland. Er ließ sich von den recht plumpen Versuchen seines Vorgängers Amnon Barzel, mit Antisemitismuskorrekturen Politik zu machen, ebensowenig beeindrucken wie von der öffentlich vorgetragenen Sorge des damaligen Bürgermeisters Diepgen, Berlin dürfe nicht zur „Hauptstadt der Schande“ werden. Mit der Autorität des erfahrenen Geschäftsmanns und einstigen Ministers im Kabinett von Präsident Carter sicherte Blumenthal dem Museum die nötige Unabhängigkeit, bugsierte es unter die finanzielle Obhut des Bundes, verpflichtete mit Shaïke Weinberg und Ken Gorbey erfahrene Ratgeber und schaffte am Ende tatsächlich, was alle Welt für unmöglich gehalten hatte: in dem dekonstruktivistisch zuckenden, symbolisch überladenen Bauwerk von Daniel Libeskind eine populäre Ausstellung zur zweitausendjährigen Geschichte des Zusammenlebens von Juden und Nicht-Juden in Deutschland einzurichten, die weit mehr erzählt als bloß die Vorgeschichte des Holocaust. Am 9. September 2001 wurde sie mit einem grandiosen Festakt eröffnet – nur zwei Tage vor den Terroranschlägen in New York und Washington, die auch das Verhältnis von Deutschen und Amerikanern grundstürzend veränderten und Religion wieder zur Staatsaffäre machten.

Das Jüdische Museum hat sich unterdessen zu einem beispiellosen Publikumerfolg entwickelt und genießt das demonstrative Interesse der Berliner Gesellschaft. Als erprobter Antreiber aber mag sich Blumenthal damit nicht zufriedengeben. Er will noch eine Weile daran mitwirken, das Museum zu einem Lern- und Studienzentrum für deutsch-jüdische Geschichte auszubauen. Und er hat sich darangemacht, ein zweites Buch zu schreiben. Den Untertitel habe er schon, sagt Blumenthal lachend. In etwa werde der lauten: „Von Berlin nach Berlin, mit ein paar Stationen dazwischen.“ Heute wird der Autor, Unternehmer, Minister und ehrenamtliche Museumsdirektor achtzig Jahre alt.

HEINRICH WEFING

Deutsch-jüdische Familiengeschichte

PORTRÄT Museumsdirektor Michael Blumenthal wird 80

VON ESTEBAN ENGEL

BERLIN – Acht Jahre sind vergangen, seitdem W. Michael Blumenthal Direktor des jüdischen Museums in Berlin wurde – ein Missverständnis hält sich aber noch immer hartnäckig. „Amerikanische Freunde sagen oft zu mir, sie wollen in Berlin gerne ‚mein Holocaust-Museum‘ besuchen. Und immer muss ich klarstellen: Es ist kein Holocaust-Museum, es ist ein Museum zur deutschen Geschichte.“ Für den früheren amerikanischen Finanzminister, der heute, 3. Januar, 80 Jahre alt wird, erzählt es auch einen Teil seiner eigenen Familiengeschichte.

Blumenthals Urgroßvater saß der Synagogengemeinde in Oranienburg vor, zu seinen Vorfahren zählen die Schriftstellerin Rahel Varnhagen und der Komponist Giacomo Meyerbeer. Blumenthal blickt auf eine 300 Jahre alte deutsch-jüdische Familienbiografie zurück. Und trotz der Shoah hat sich Blumenthal, der 1939 von den Nazis ins chinesische Exil nach Schanghai flüchtete und später in den USA Karriere machte, die Hoffnung auf jü-

disches Leben in Deutschland nicht nehmen lassen. Es war wohl auch dieser Optimismus, der die Antriebsfeder war, als Blumenthal sich aus dem Ruhestand für den aufreibenden Job des Museumsdirektors nach Berlin locken ließ.

Seitdem zählt das Haus, das im Namen den Zusatz trägt „Zwei Jahrtausende Deutsche jüdische Geschichte“ mit jährlich 700.000 Besuchern zu den erfolgreichsten Museen in Deutschland. Tausende Schulklassen haben den verwinkelten Bau des Architekten Daniel Libeskind in Berlin-Kreuzberg gesehen. Zwischen archäologischen Resten des ersten jüdischen Lebens in Deutschland bis zu den Berliner Juden als Wegbereiter der Moderne – „das Museum zeigt, wie fest jüdische Bürger im deutschen Leben integriert waren, was sie dabei leisteten und wie sich ihr Gemeindeleben abspielte“.

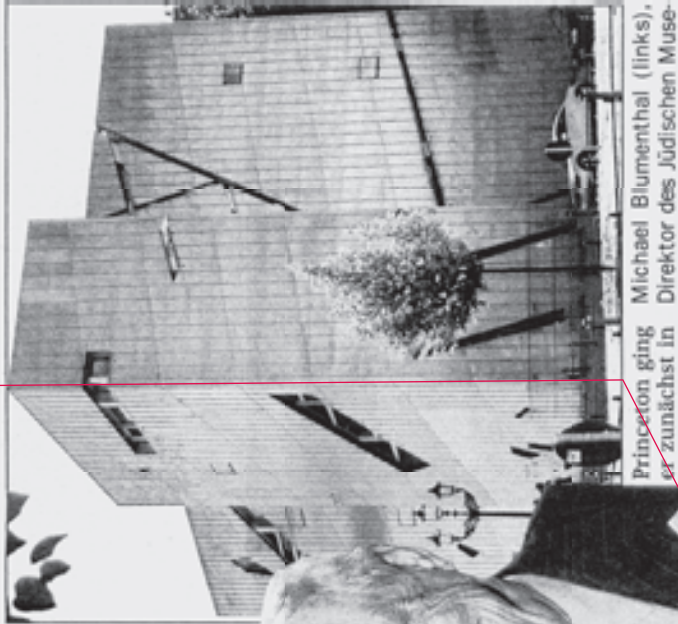
In seinem Buch „Die unsichtbare Mauer“ (1999), in dem er der Spur seiner Familie bis in das frühe 17. Jahrhundert folgt, hat Blumenthal das Panorama einer reichen deutsch-jüdischen Kultur ge-

zeichnet. Es ist aber auch die Geschichte einer „unerwiderten Liebe“, bei der alle Assimilationsbestrebungen der Juden am latenten Antisemitismus der Deutschen scheiterten und schließlich von den Nazis zu nichte gemacht wurden.

Blumenthals Vater Ewald, als Soldat im Ersten Weltkrieg dekoriert und im Berlin der Weimarer Republik zunächst angesehener Unternehmer, erlitt den Terror am eigenen Leib.

Die Nazis enteigneten das Familiengeschäft für Damenbekleidung und qualiten ihn zwei Monate im KZ Buchenwald. In letzter Minute gelang der Familie 1939 die Flucht, zunächst nach Schanghai, wo sie bald darauf von den Japanern in einem Ghetto für jüdische Flüchtlinge eingeschlossen wurde. Erst 1947 konnte Blumenthal in die USA ausreisen.

Nach dem Studium in



Michael Blumenthal (links), Direktor des Jüdischen Museums in Berlin (Bild oben), wird heute 80 Jahre alt. FOTO: DPA

Princeton ging er zunächst in die Industrie, wo er sich den Ruf eines brillanten Managers erwarb. 1961 ernannte ihn Präsident John F. Kennedy zum Wirtschaftsexperten im State Department, später stieg er zum stellvertretenden Sonderbotschafter für Handelsfragen auf. Zu einem Vermögen brachte es Blumenthal als Industriemanager. 1976 berief ihn Präsident Jimmy Carter zum Finanzminister, doch fast drei Jahre später kehrte er

nach einer Kabinettsumbildung wieder in die Wirtschaft zurück.

Lange Zeit hatte Blumenthal ein gespaltenes Verhältnis zu Deutschland. Seine Haltung änderte sich, als er viele Jahre nach der Emigration in das Land seiner Vorfahren zurückkehrte und zum Museumsdirektor in Berlin ernannt wurde.

Wie ein Dinosaurier in einem Museum

*Juden erinnern sich an
Kindheit und Jugend*

Um Alltag und Probleme jüdischer Kinder und Jugendlicher nach 1945 dreht sich eine am Freitag eröffnete Zusatzausstellung im Jüdischen Museum in der Lindenstraße in Kreuzberg. „So einfach war das“ lautet ihr Titel. 18 Juden berichten über ihre Erfahrungen in Deutschland – darunter der Schriftsteller Wladimir Kaminer. An Hörstationen in einem grün gestalteten Raum werden neben Bildtexten Geschichten erzählt. Bewusst hat das Museum zur Eröffnung den Gedenktag an die Holocaust-Opfer gewählt.

Der 52-jährige Zwi Wasserstein berichtet in der Ausstellung von seinen Erlebnissen in der Schule: „Ich fühlte mich bestaunt wie ein ausgestorbenes Tier – so wie die Dinosaurier in einem Museum.“ Im Unterricht hätte ihn beispielsweise ein Junge ganz schüchtern gefragt „Bist du Jude?“ Ruth Frisch wiederum musste sich immer wieder den Satz anhören: „Aber ihr glaubt schon an Jesus?“ Den meisten Kindern in ihrer Umgebung sei eine Religion ohne Jesus offenbar unvorstellbar gewesen. In der Ausstellung geht es um Fremdheit und Zugehörigkeit, um Träume und Hoffnungen. Die sehr persönlich gefärbten Momentaufnahmen von 1947 bis in die 1990er-Jahre zeigen, dass es nicht einfach war, als Kind jüdischer Überlebender aufzuwachsen – egal, ob es sich um Prominente wie Salomon Korn vom Zentralrat der Juden, um Gläubige oder Nichtgläubige handelt. Zur Ausstellung gibt es ein Buch zum Preis von 12,90 Euro. Geöffnet ist täglich 10–20, montags bis 22 Uhr. (mm.)

«Mr. Blumenthal, I was in your museum.»

Der Direktor des JMB über Amerika, Deutschland, die Dresdner Bank und jüdische Neuanfänge

Herr Blumenthal, vor 9 Jahren haben Sie die Aufgabe übernommen, das Jüdische Museum Berlin als Direktor zu leiten. Sind Sie von dieser Aufgabe denn noch kein bisschen müde oder «burnt out»?

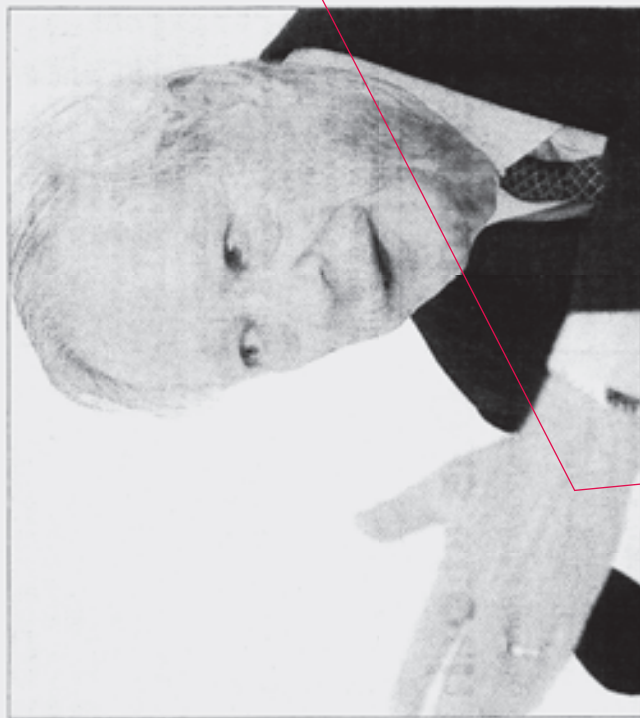
Ein «burnt out» kann das gar nicht werden, da ich ja nicht täglich hier bin. Ich komme ein halbes Dutzend Mal im Jahr für ein paar Wochen, und dann wird hart gearbeitet. Dann gibt es hier einen kleinen, aber ganz hervorragenden Arbeitsstab, den die täglichen Aufgaben meistert. Vielleicht sind Sie ja «burnt out», aber ich nicht. Ich komme immer sehr frisch hierher (lacht).

Aber nun mal ganz im Ernst: Ich hatte nie die Absicht, diesen Job in Berlin so lange zu verfolgen. Wenn mir das jemand vor 9 Jahren prophezeit hätte, dann hätte ich ihn vermutlich ausgelacht. Ich dachte ungetriggert, ich würde anderthalb bis zwei Jahre an den Dingen arbeiten, bis das Museum eröffnet ist – und mich dann wieder zurückziehen.

Ich habe aber weitergemacht, weil die Arbeit mir Spaß macht. Und nun trag das sogar ein bisschen episch klingendes, aber ich tue das auch für mich. In meinem Alter – und nach all dem, was ich vorher schon erlebt und getan habe –, empfinde ich es als eine Gelegenheit, an einer Sache mitzuarbeiten, die Permanenz birgt und die Zukunft hat.

Die Besucherzahlen im Jüdischen Museum Berlin sprechen für sich, und im vergangenen Herbst wurde unter großer öffentlicher Resonanz das vierzigjährige Jubiläum gefeiert. Gab es in den zurückliegenden Jahren auch ernsthafte Rückschläge, oder konzeptionelle Fehlschweidungen, die man dann zu revidieren hatte?

Das ist eine gute Frage, und es ist mir sogar ein bisschen unangenehm, weil meine Antwort vielleicht ungläubigwürdig klingen mag. Aber ich muss Ihnen sagen: Ich würde genau dasselbe wieder machen. Natürlich hat es kleinere Entscheidungen gegeben – manchmal auch in personellen Fragen –, die wir hätten anders treffen können, aber da bewegen wir uns sehr schnell im spekulati-



W. Michael Blumenthal

gesehen, sind wir ein offenes Forum. Wenn nun ein Unternehmen wie die Dresdner Bank profilierte und unabhängige Historiker engagiert, um über die T. schreckliche Geschichte – als die einer SS-Bank – darzustellen und daraus auch Konsequenzen zu ziehen, und dies öffentlich vorstellen und diskutieren möchte – dann ist unser Haus der absolut richtige Platz dafür. Ich sehe das überhaupt nicht als Anhörung. Jedes große deutsche Unternehmen der damaligen Zeit hat, wie man so schön sagt, «Butter auf dem Kopf». Wenn einige dieser Unternehmen nun tatsächlich ernst machen, die Archive öffnen und ihre Vergangenheit öffentlich debattieren wollen – dann sehe ich das positiv.

Das ist auch der Grund, warum ich die Dresdner Bank eingeladen hatte, Ihre histori-

während der NS-Zeit eine Hochburg der SS gewesen war und mit Sachschätzungen ja auch ein eigenes Konzentrationslager hatte. Und in der DDR wurden die Anlagen fast vollständig von der Kasernen Volkspolizei übernommen – das hat mir schon ein etwas grundsätzlicher Gefühlsverstoß. Aber auch in Oranienburg passieren hoffnungsvolle Dinge. Man unternimmt heute so einiges, um mit der eigenen Vergangenheit besser fertig zu werden. Ich bin beispielsweise Pate einer Oberschule, die ein eigenes Toleranzprojekt verfolgt. Vor deren Schülern habe ich gesprochen, und für dieses Projekt spende ich ab und zu Geld. Die Jugendlichen nehmen das Projekt sehr ernst. Auch mit dem Bürgermeister von Oranienburg habe ich einen sehr freundschaftlichen Kontakt.

Oranienburg hat seit geraumer Zeit wieder eine jüdische Gemeinde, bestehend aus einigen Familien zugewanderter russischsprachiger Juden. Wie beurteilen Sie, als amerikanischer Jude mit deutschen Wurzeln, den Neubeginn jüdischer Gemeindeformen in Deutschland, ermöglicht durch den osteuropäischen Zuzug? (Geben Sie, es gibt hier wieder jüdische Perspektiven?)

Das ist ja der Grund, warum ich hier bin. Auf lange Sicht gesehen bin ich sehr optimistisch. Ich würde das nicht mehr erleben, aber ich glaube, das entwickelt sich. Denn die Geschichte einer jüdischen Diaspora ist ja immer dieselbe. Die erste Generation hat immer sehr eigene Charakteristika, fühlt sich fremd im neuen Umfeld, doch die Nachkommen integrieren sich schon recht gut. Amerika ist das beste Beispiel.

Im heutigen Deutschland kann man erleben, wie Nichtjuden sich bemühen, ein gutes Verhältnis zu den immigrierten Juden aufzubauen. Ich bin überzeugt, dass sich die junge Generation der russischen Juden – diejenigen, die jetzt hier studieren – ihren Weg in Deutschland erfolgreich bahnen werden. Ereignisse von ihnen werden in 10 bis 15 Jahren im Bundesrat sitzen, andere werden Universtitätsprofessoren sein, wieder andere erfolgreiche Unternehmer und Künstler. Aber ich denke, das braucht noch etwas Zeit.

die Arbeit an der «Unsichtbaren Mauer» ist mein Bewusstsein gewachsen. Teil einer großen Gemeinschaft zu sein. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, Jude zu sein, aber jetzt fühle ich mich stärker an diese Schicksalsgemeinschaft gebunden als früher.

Haben Sie als junger Mensch im Exil in Shanghai – oder auch in späteren Jahren als US-Amerikaner – darüber nachgedacht, zeitweise oder ganz nach Israel zu gehen?

In Shanghai war mir bald klar, dass mein Weg nach Amerika führen würde. Nach Kriegsende habe ich dort noch für die US Army gearbeitet, und ich wollte studieren. Ich wusste, welche großen Möglichkeiten dafür in den USA offen stünden. Palästina und Israel fand ich interessant, schon wegen eines Cousins, der 1934 dorthin emigriert war und einen Kibbuz mit aufgebaut hat. Ich habe ihn dort später des Öfteren besucht, aber als junger Mensch war Israel für mich keine Alternative gegenüber Amerika. Ich habe auch später immer Sympathien für das Land gehabt, aber ich war nie aktiver Zionist und kam auch nicht auf die Idee, mein Leben in Israel führen zu wollen.

In meiner Zeit als Diplomat ist mein Blick auf Israel noch schärfer geworden, und ich fühle noch heute privat gern dorthin. Ich habe großen Respekt vor dem Land, es ist mir sympathisch, und manchmal verfolge ich mit Sorge die Entwicklungen im Nahen Osten.

Aber natürlich wäre das eine spannende Frage: Für welches Land würde ich mich entscheiden, wenn ich jetzt noch einmal 19 Jahre alt wäre – aber alles wüsste, was ich jetzt weiß. Würde ich es anders machen? Vielleicht. Doch das ist reine Theorie.

Pflichtlich zu Ihnen 80. Geburtstag Ihren Freunde, Weggefährten, Kollegen und Historiker Sie mit einem Band zur eigenen Person. «The first eighty years, über Blumenthal – aber wie wäre es denn mit einer Autobiographie?»

Die werde ich nicht schreiben, so interessiert bin ich nun auch wieder nicht. Aber Ihre Vermutung liegt nicht völlig daneben: Ich schreibe derzeit an einer Geschichte des 20. Jahrhunderts, wolgelernt: an einer persönlich gefärbten Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wenn das Buch fertig ist, wird man hoffentlich auch mein Leben daraus erleben

ven Bereich. Doch die Erschließung, ein er-
zählendes Museum aufzubauen, die Ent-
scheidung, es in eine Bundesinstitution zu
überführen, das pädagogische, künsterische
und wissenschaftliche Konzept, und auch
die Zusammensetzung der wichtigsten Mit-
arbeiter – da würde ich überhaupt nichts an-
dern wollen! Auch das Umfeld hat sich her-
vorrangig entwickelt, wenn ich nur mal an
den 4-Fremdenkreis des Jüdischen Museums
denke – und wie er gefüllt wird –, an das
Fundraising, das jährliche Gala Dinner, auch
die Unterstützung durch viele Ehrenmitgli-
eder. Was mich, ehrlich gesagt, immer wieder
verwundert, ist der nahezu totale Erfolg die-
ses Museums.

Als ich nach Berlin kam und wir mit unse-
rem ersten Gestaltungskonzept an die Öff-
entlichkeit gegangen sind – da gab es nicht
zu überhörende Kritik und gar nicht so we-
nige Skeptiker, gerade auch auf der Seite der
Medien. Ich war darauf eingestellt, dass kon-
troverse Diskussionen und scharfe Kritik uns
weiter begleiten würden. Aber das Gegenteil
war der Fall: In den letzten Jahren gab es so
eindeutige positive Rückmeldungen, dass wir
den Erfolg unserer Arbeit bestärkt sehen.
Keine Sorge: Wenn ich Gefährte laufe, zu es-
seltisch zu werden, dann liest mir meine
Frau schon die Leviten (lacht).

In der Tat müsste man lange in den Ar-
chiven suchen, um eine Negativbeilage
über das Jüdische Museum zu finden. Al-
erdings erinnere ich mich noch an öffentli-
che Missklinge im Februar, als das JMB
den Vorstand der Dresdener Bank zur Prä-
sentation der vierbändigen Studie «Die
Dresdener Bank im Dritten Reich» eingele-
den hatte. Kritiker meinten, dies sei der
falsche Platz, und ein Versuch der Bank
sich anzubiedern...

Diese Kritik war mir unverständlich, und
ich versuche es zu erklären: Unser Haus hat
den Anspruch, nicht nur ein Museum, son-
dern auch ein kommunikativer Ort zu sein.
Wir sind eine Institution des Bundes – zu wei-
ten Teilen vom Bund auch finanziert –, und
wir wollen etwas bewegen für Toleranz, für
das Zusammenleben von Minderheiten, aber
auch dafür, dass die schwärztesten Kapitel
deutscher Geschichte aufgearbeitet werden
mit allen ihren verkehrten Seiten. Wir re-
den hier nicht von Vergeben, und auch nicht
von Vergessen, sondern davon, dass wir ge-
meinsam in die Vergangenheit schauen. Da-
zu gehört, dass wir in die Schulen gehen, aber
auch dass wir hier kontempore Probleme
diskutieren, egal ob bei Buchpräsentationen,
Vorträgen oder bei Podiumsdiskussionen. So

sche Studie hier vorzustellen. Es bedeutet
doch nicht, dass wir damit unseren stamp of
approval auf alles geben. Man muss der
Bank wohl vorwerfen, diese Studie erst so
spät in Auftrag gegeben zu haben. Aber den
Willen, eine in der Tat sehr dunkle Unter-
nehmensgeschichte aufzudecken zu wollen, den
erkenne ich an. Auch in der historischen Zu-
ordnung ist der Fall klar. Was die Dresdener
Bank in den 1930er Jahren getan hat – das
berührt den Bereich der deutsch-jüdischen
Geschichte sehr direkt.

Als dann im Februar der Vorstand der
Dresdener Bank von sich aus bei mir anrief
und erklärte, man solle die Studie dann doch
im eigenen Haus vor, habe ich das natürlich
akzeptiert. Das Historikerkollegium hätte
aber genauso gut im Jüdischen Museum
stattfinden können.

**Traucht das Jüdische Museum Berlin
dann auch in den amerikanischen Medi-
en und in der amerikanischen Öffentlich-
keit auf?**

In der New York Times und den führenden
Medien werden sie nicht allen viel darüber le-
sen. Unser Museum wird aber in erstaunlich
großem Umfang unter den amerikanischen
Juden wahrgenommen. In den Vereinigten
Staaten arbeiten auch die «Friends of the Je-
wish Museum Berlin», eine Art Pendant zum
deutschen Förderverein. Und egal, wo ich
hinkomme – ob nun nach New York, Prince-
ton, Philadelphia oder San Francisco – und
dort auf amerikanische Juden treffe: Es pas-
siert bemerkenswert oft, dass die Leute mir
dann sagen: «Mr. Blumenthal, I was in your
museum.»

Viele ältere Juden in Amerika hatten sich
eigentlich geschoren, nie wieder einen Fuß
auf deutschen Boden setzen und auch keine
deutschen Produkte kaufen zu wollen. Das
hat sich in den letzten Jahren spürbar geän-
dert. Zum Teil ist das natürlich generations-
bedingt.

Aber die Aufgeschlossenheit gegenüber
der jetzigen deutschen Gesellschaft – die
nimmt zu. Und in diesem Kontext sehe ich
das Jüdische Museum als ein Instrument, den
Menschen in Zeiten: Zwischen Juden und
Nichtjuden in Deutschland entsteht wieder
etwas Neues, und die Verbältnisse haben sich
gründet. Damals, vor 9 Jahren, wurde ich in
Amerika oft gefragt: «Warum machst du das
eigentlich?» Heute wird mir diese Frage nur
noch ganz selten gestellt.

**Wie hat denn Ihre Familie reagiert, als
Sie zum ersten Mal Ihre Berlin-Pläne auf
den Tisch gelegt haben?**

Einige Verwandte, zum Beispiel meine
Schwäger, waren über mein Engagement in
Berlin trotzdem sehr verwundert. Ich habe es
meiner Schwägerin versucht zu erklären, und
jetzt versteht sie es. Sie ist mehrfach nach Ber-
lin gekommen, hat sich ins Jüdische Museum
angeschaut und gestaunt. Das heißt nicht,
dass sie sich in Deutschland sehr wohl fühlt,
so kann es sicher auch nicht sein. Es bleibt ein
unsicheres Gefühl.

**Riese Zangen bekommen, die Deutschen
beschäftigen sich lieber mit jüdischer Ge-
schichte auf Museum nostalgische Art. Ein
Besuch im Ghetto oder bei einem Klei-
ner-Konzert sei eben einfacher, als sich
mit der jüdischen Gegenwart in Deutsch-
land zu beschäftigen. Was halten Sie von
dieser Kritik?**

Ich denke, wir müssen da ein bisschen dif-
ferenzieren. Natürlich gibt es in Deutschland
so etwas wie eine ungeschriebene «political
correctness», was den Umgang mit Juden und
jüdischer Geschichte betrifft. Grundkenntnis-
se über die Schoa sind oft vorhanden.

Aber gerade unter jungen Leuten gibt es oft
auch ein Interesse, das weit über diese «poli-
tical correctness» hinausgeht. Junge Deutsche
fahren nach Israel, viele Nichtjuden studieren
Judaistik – ich wundere mich selbst manch-
mal über dieses enorme Interesse. Psycholo-
gisch gesehen, kann vieles ab Reaktion auf die
schrecklichen Ereignisse von damals erklärt
werden. Manches davon ist – ob bewusst oder
unbewusst – ein Versuch der Wiedergutmä-
chung, auch das Bestreben zu beweisen, dass
man keine Vorurteile mehr gegenüber den Ju-
den hat. Das versteht sie ich alles.

Wir erleben als Jüdisches Museum sehr viel
positive Resonanz von Nichtjuden, die sich
nicht in ein paar Lippenbekenntnissen er-
schöpft. Es gibt nichtjüdische Spender und
Unterstützer, die Leute engagieren sich frei-
willig. Für viele bleibt das letztendlich auch
der geeignete Weg, mit Judentum besser über-
haupt in Kontakt zu kommen. Das ist be-
sonnert auch einfacher, als manche Jüdischen
Gemeinden aufzusuchen, in denen noch ver-
rätzig Russisch gesprochen wird.

**Sie sind in Oranienburg geboren und
wurden nach der deutschen Wiedererwei-
gung von dieser Stadt zum Ehrenbürger ge-
macht. Haben Sie heute noch Kontakte
dorthin?**

Bei meiner ersten Bekanntheit mit
Oranienburg, nachdem die Mauer gefallen
war, hatte ich sehr gemischte Gefühle. Mir
lag schwer im Magen, dass Oranienburg

Im Moment ist das alles – für beide Seiten
– noch sehr neu. In meiner Generation wir-
ken die schrecklichen Erinnerungen weiter
nach, und auf der nichtjüdischen Seite haben
unter den Älteren die Schuldgefühle an. Die-
ses Verhältnis ist kein normales. Aber die
nachfolgenden Generationen werden weni-
ger Probleme miteinander haben.

**Als langjähriger US-amerikanischer
Politiker und einstiger Finanzminister
unter Jimmy Carter interessieren Sie sich
für die deutsche Wirtschaft. Ist das deutsch-amerikanische Ver-
hältnis seit dem Irak-Krieg irreparabel
beschädigt?**

Natürlich ist es schmerzhaft für mich zu
sehen, wie das Verhältnis zwischen Deutsch-
land und Amerika vor einem Jahren unzüg-
ler zerstört worden ist. Jetzt wird es wieder bes-
ser, aber ich sehe auch, wie viel wir durch die
Außenpolitik der Bush-Administration in
den letzten Jahren an Prestige verloren ha-
ben. Demokratie ist eines unserer wichtig-
sten Güter in Amerika, und wir sollten ver-
stehen, das so auch wieder zu vermitteln.
Insgesamt bin ich aber verhalten optimis-
tisch, dass die Beziehungen zwischen
Deutschland und Amerika sich wieder ver-
bessern und normalisieren werden.

**In Ihrem Bestreben «Die unsichtbare
Mauer, welche in Deutschland mittler-
weile die vierte Auflage erreicht hat, be-
schreiben Sie, wie sich seit den 1980er
Jahren Ihr Wissen verstärkt hat die eige-
nen, deutsch-jüdischen Wurzeln zu er-
kunden und zurückzuerfolgen. Gibt die-
ses historische und familiengeschichtliche
Interesse auch außer mit einer zuseh-
enden Rückbesinnung auf die jüdische
Tradition und Religion?»**

In religiöser Hinsicht überhaupt nicht, ich
bin nicht religiös. Mir ist natürlich bewusst,
dass die jüdische Religion die Religion des
Buches ist – und dass dies auch eine wichti-
ge Klammer in der Geschichte des jüdischen
Volkes bildet. Aber ich würde mir und ande-
ren etwas vorzusagen, wenn ich mich als re-
ligiös bezeichnen würde.

Andererseits: Mein Bewusstsein, was ich
bin und was meine Familie ist, welche Wur-
zeln wir haben, und auch mein Stolz, Jude zu
sein – all das hat sich vergrößert. Die jüdische
Tradition im Sinne von sozial und gesell-
schaftlich verantwortlichem Handeln ist mir
auch wichtig. Durch meine eigenen Erlebnis-
se und Recherchen, durch das Zusammen-
treffen mit vielen anderen Juden, auch durch

können, aber es ist keine Autobiographie im
klassischen Sinne. Ich schreibe eher wie ein
Wanderer durch die Zeit, wie ein Erzähler am
Rande der Bühne. Jedes Jahrzehnt, das ich be-
wusst erlebt habe, beschreibe ich in seinen
wichtigsten globalen Ereignissen, und der
Horizont der eigenen, persönlichen Erlebnis-
se fließt mit ein. Sie wissen, das markanteste
Ereignis der 1930er Jahre war der Aufstieg
von Adolf Hitler. Aber was ich persönlich be-
schreiben kann, ist das jüdische Berlin der
1930er Jahre. Dort habe ich als Kind gelebt,
unsere Welt wurde vollkommen verändert,
schließlich mussten wir fliehen. Oder ein an-
derses Beispiel: In den 1980er Jahren erleben
wir im Westen die elektronische Revoluti-
on, und just zu dieser Zeit war ich Vor-
standsmitglied eines großen amerika-
nischen Computerunternehmens. Solche
Verzahnungen von Globalen und Privaten
werden Sie dann in jedem Kapitel fin-
den. Es gibt an dem Buch noch viel zu tun.

**Das Interview
führte Olaf GLÖCKNER**

Zur Person

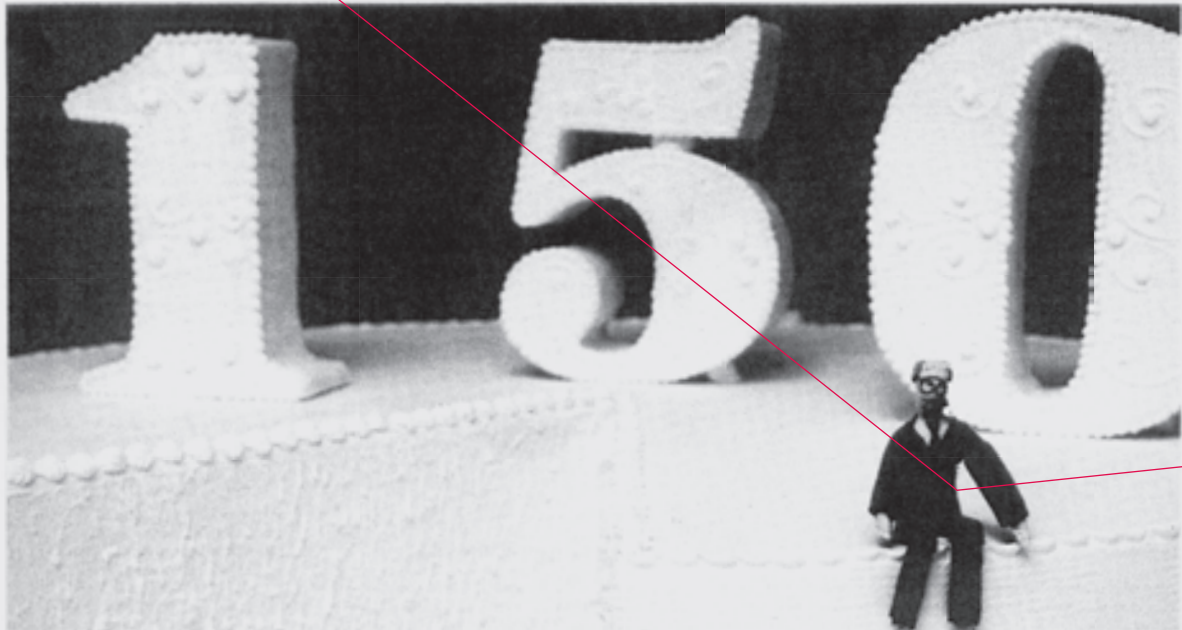
W. Michael Blumenthal

ist auf Einladung der Stadt Berlin seit
1997 Direktor des jüdischen Museums
Berlin (JMB). Der Sohn deutsch-jüdischer
Emigranten, wohnt seit Ende der 1940er
Jahre in den USA lebt, hat hochrangige
Positionen in der amerikanischen Wirt-
schaft und Politik bekleidet, war Univer-
sitätsprofessor und ist auch als Buchautor
bekannt (in Deutschland seit Beginn der
1990er Jahre eine tolle Karriere in Ame-
rika. Von 1977 bis 1979 amtierte er als Fi-
nanzminister unter Präsident Carter, in
den 1980er Jahren leitete er u.a. Unisys
Corporation).

Michael Blumenthal gilt als erfolgrei-
cher Manager und Diplomat, aber auch als
ein Mann des Ausgleichs. Seit den 1990er
Jahren beschäftigt er sich intensiv mit Fra-
gen der deutsch-jüdischen Geschichte. In
Anerkennung seiner Arbeit für das Jüdi-
sche Museum Berlin erhielt er 1999 das
Bundesverdienstkreuz. Der verheiratete
Familienvater liebt in seiner Freizeit viel,
spielt Tennis und fährt gern Ski.

Eine Torte für Freud

Das Jüdische Museum Berlin feiert den Psychoanalytiker zu seinem 150. Geburtstag



Alles aus Zucker: Ein Ausschnitt der 4-Meter-Sigmund-Freud-Geburtstagsorte im Jüdischen Museum Berlin

Foto: Barbara Doff / JOM

VON MICHAEL WULDER

So farbig war die Psychoanalyse selten. Knallbunte Neonschilder mit Grundkategorien der Freud'schen Lehre springen den Zuschauer förmlich an, der die Ausstellung *PSYCHOANALYSE* im Jüdischen Museum Berlin betritt, die an diesem Donnerstag eröffnet wird. „Hysterie“, „Ödipuskomplex“, „Über-Ich“ und 31 andere Begriffe bilden ein leuchtendes Labyrinth, wie man es sonst aus Einkaufsstraßen in der Vorweihnachtszeit kennt.

Vor lauter bunten Schildern übersieht man fast die erste Station der Ausstellung: eine dreistöckige, vier Meter große Torte zu Freuds 150. Geburtstag am 6. Mai. Nicht aus Pappensché, sondern aus echtem Zuckerguß, hergestellt von einem Berliner Konditormeister. Darauf legen die Museumsleute wert. Der champagnerfarbene Kuchen ist in 24 Segmente aufgeteilt, von denen jedes einen Lebensabschnitt des Begründers der Psychoanalyse repräsentiert: Angefangen bei der Geburt als Sohn einer assimilierten jüdischen Bürgerfamilie, über das Unerlebnis, als der kleine Sigmund seine Mama erstmals nackt sah, das Medizinstudium, erste Konfrontationen mit dem Antisemitismus, die Anfänge der Psychoanalyse und den Weltruhm, bis zur Emigration und den Tod in London 1938. Freud und seine Zeitgenossen sind auf der Torte durch kleine Pappgen der Berliner Künstlerin Diana Daut dargestellt, die halb

nach Sesamstraße, halb nach South Park aussehen. Scheinwerfer beleuchten im Wechsel die einzelnen Tortensegmente, dazu erklingen aus Lautsprechern kleine Hörstücke, die das dazugehörige Kapitel aus Sigmund Freuds Vita erklären.

Mehr wie ein Geburtstagskind nicht gereigt. Keine Fotos, keine Originalexponate. Nicht die berühmte Couch aus der Praxis in der Wiener Berggasse, keine Erstausgaben seiner Bücher, auch nicht Freuds geliebte Zigaretten, auf die er nicht einmal verzichten wollte, als er an Mandibulärkrebs erkrankt war. Die Ausstellung verzichtet bewusst auf klassische Museumstücke, sagt Daniel Tyradellis, der die Schau als wissenschaftlicher Leiter konzipiert hat. Tyradellis ist für seinen Job schon familiär qualifiziert: Beide Eltern sind Psychoanalytiker.

Was Psychoanalyse ist, wie sie funktioniert und was ihr Begründer sich gedacht hat, erfährt der Besucher bei den bunten Neonschildern. Auf ihren Vorderseiten leuchten Wörter, die mancher schon einmal gehört und – seien wir ehrlich – gelegentlich auch benutzt hat, ohne wirklich zu wissen, was gemeint ist. „Kastrationskomplex“, „Trieb“ oder „Abwehr“ zum Beispiel. Was darunter zu verstehen ist, wird auf der Rückseite der Schilder knapp und verständlich erklärt, teils in Freuds eigenen Worten. Das wird manchem Besucher ein Aha-Erlebnis bescheren – übrigens auch ein Freud'scher Begriff!

Sechs weitere Neonschilder tragen Namen wie „Anna O.“, „Der kleine Hans“ oder „Rattenmann“ – berühmte Fälle Freuds, aus denen er seine Theorie entwickelte. Ihre Obsessionen und Assoziationen sind durch Mobiles oder Figuren repräsentiert. Ein lebensgroßes Pferd steht für den Fall des kleinen Hans, eines Jungen, der hysterische Angst vor Pferden hatte. Im Verlauf der Behandlung stellte sich heraus, daß der Bub einmal von seiner Mutter dabei erwischt worden war, als er an seinem Penis herumspielte. „Faß das Wülding nicht an“, schalt ihn die Mama. Kurze Zeit später sah Hans auf der Straße einen Jungen mit seinem Vater bei einem Pferd stehen. „Faß das Pferd nicht an, es beißt“ sagte der Vater. In der Phantasie des kleinen Hans vermischten sich beide Episoden zu der Angst, ein Pferd könne seinen Penis abbeißen. Kastrationsangst heißt das im psychoanalytischen Jargon.

Die Methode, mit der Freud derartige verzerrte Erinnerungen aus dem Unterbewußtsein hervorholte, heißt „freie Assoziation“. Der Patient läßt seinen Gefühlen und Gedanken, so-wie sie auch sein mögen, unzensuriert freien Lauf. Nach und nach schält sich so langsam ein Muster heraus, das der Analytiker gemeinsam mit dem Patienten deutet und entwirrt.

Bei diesem Verfahren liegt der Patient auf einer Couch. Um dieses Möbel dreht sich der dritte Teil der Ausstellung, 150 Berliner Psychoanalytiker haben ihre Be-

handlungscouchs fotografiert. Die Bilder sind mit den jeweiligen Praxisadressen betitelt. Dabei fällt auf, daß Kreuzberg, Neukölln und die Ostbezirke recht spärlich vertreten sind. Die meisten Freudadepten arbeiten in den besseren Bezirken der Hauptstadt – Charlottenburg, Wilmersdorf und Zehlendorf. Nicht weil die Menschen dort neurotischer wären als anderswo. Sie sind nur wohlhabender und können sich die langwierige und teure psychoanalytische Behandlung leisten.

Komplimentiert wird die Ausstellung durch eine 15minütige Collage mit Psychoanalyse-Szenen aus rund 100 Spielfilmen. Ein großformatiges Feuerbild von Freuds Sessel verabschiedet schließlich den Besucher.

Kein Thema der Schau ist Freuds Auseinandersetzung mit seinem Judentum. Was ebenfalls fehlt, ist die kritische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse als Theorie und als Therapie. Die erbittert ausgetragenen Richtungskämpfe innerhalb der psychoanalytischen Gemeinde kommen ebensowenig vor wie die moderne wissenschaftliche Kritik an Freud. Das mag am Anlaß der Ausstellung liegen: Schließlich hat der Held des Schaus denacht Geburtstag. Und zu Geburtstagen gibt es man mal Geschenke.

„PSYCHOANALYSE. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag“, Jüdisches Museum Berlin, 7. April bis 27. August.
www.jmb Berlin.de

Ein Bohrer wird geboren

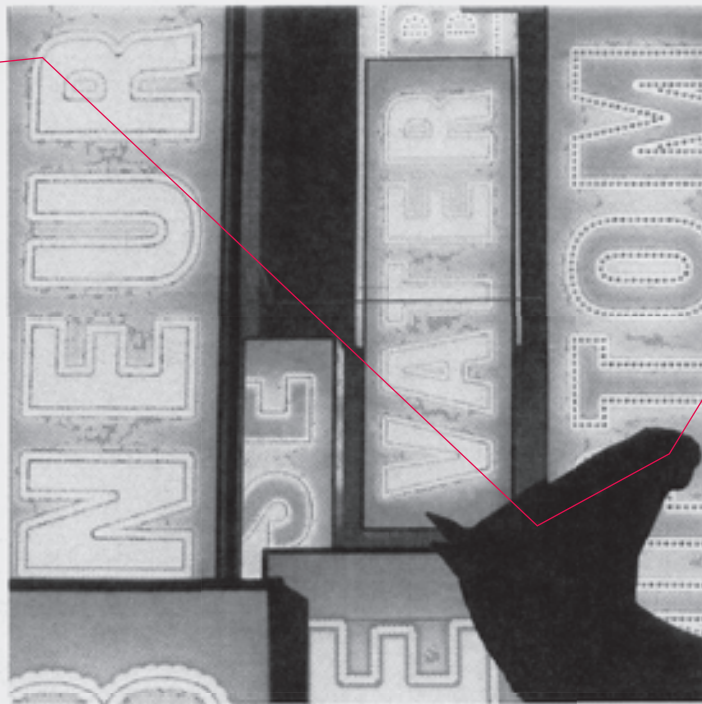
Übertragung der Seele: die Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin zum 150. Geburtstag von Sigmund Freud

VON THOMAS LACKMANN

Riesentorten sehen meistens besser aus, als sie schmecken. Die zum 150. Geburtstag Sigmund Freuds enthält 250 Kilogramm bunten Zucker, der ihre Oberfläche verschönt und verflücht. Ihr Kern allerdings – die Seele des Gebäcks? – ist aus Styropor.

Mit dieser gewaltigen biografischen Torten, auf der skurrile Filzplüppchen 24 Lebensstationen des ersten Psychoanalytikers darstellen, eröffnet das Jüdische Museum Berlin heute seine Ausstellung zu Freuds Wiegendest: der eigenartige Festtag ist am 6. Mai. Die raumfüllende Leckerlei im Erdgeschoss des Libeskindbaus intoniert ironisch-respektvoll den Sülz der Jubiläumsschau. 24 pointierte Hörsitzplätzen kommentieren Kuchenstücke einer Gelährten-Vita.

Schon in der Wiege trägt Sigmund Schlomo Bärchen und Brille. Im Hotel steht der Vierjährige, im portzigen Matrosenkleid, seine Mutter nackt, wie ihm später bei der Selbstanalyse dämmern wird. Im Zoologischen Institut zu Triest untersucht er Gemäßenen gritzgrüner Aale. Seine Hochzeit feiert der Atheist 1886 widerwillig nach jüdischem Ritus, da er als Österreicher keine Zivilliste schließen darf. 1891 in Wien erfindet er das analytische Setting mit der Couch. 1895 sieht man ihn mit seiner Familie, der er das Feiern jüdischer Feste verbietet, unterm Christbaum. 1920: Gründung des Berliner Psychoanalytischen Instituts an der Potsdamer Straße, wo Filizäneln auf grauen Betten ruhen. 1923: blutbefleckte Krebs-OP. 1938: SA-Besuch in der Wiener Wohnung. 1939: Tod im Londoner Exil. Verrückung seiner Asche in die Lieblingsvase. Im Zentrum der Schau hocht er noch mal selbst, beobachtet alles genau. Auf die aktuelle Freud-Vertiefung, zu der sich mit Beginn des laufenden Jahres bejaheres vor allem manche Missionare der Hirnforschung aufgerufen fühlen, haben die Ausstellungsmacher Nicola



Im Triebhaus. Die Installation der Freud'schen Grundbegriffe.

Foto: Jüdisches Museum

Lepp, Daniel Tyradellis und Annemarie Hürimann gelassen reagiert. Jene naturwissenschaftliche Kritik, die der Psychoanalyse ihren Mangel an belegbaren Fakten vorhalte, ignoriere Freuds Ansatz, der Kultur und Natur verbinde, sagt Lepp. Selbster Methode gebe es nicht um die Ableitung von Allgemeinerkenntnissen, der Ausstellung stehe sei eher eine Installation, zeige keine Originalobjekte und konzentriere sich auf die Sprache, das assozi-

tive Medium der Psychoanalyse. Deshalb führt der zweite Bereich hinter der Mega-Tür ins Labyrinth der Grundbegriffe: Masochismus, Trieb, Phobie, Verdrängung – ein Janusmarktwald knalliger Leuchtreklamen. Psychovokabular, wie es samt den Klischees von Beißkloppen und ihren Seelenklemmern die populäre Wahrnehmung des Themas bestimmt. Darzwischen leuchten Codennamen berühmter Fallstudien: Anna O., die ihren Vater pflegt und ihre Lähmungen

tiert sich als Lebensstil des aufgeklärten Bürgertums.

Das eigentliche Beziehungs-Labor, wo „es“ geschieht, ist indes nicht darstellbar. Im „Memory Void“, einem jener Hohlräume, die das mahnmahlhafte Haus durchziehen, überlässt sich die Installation irriterend naïv der Dramatik des Schauplatzes. In diesem hohen, schmalen, dunklen Void liegt gewöhnlich ein Kunstwerk, Menashe Kadishmans „Fallen Leaves“ aus tausenden von Metallge-

sichtern: der Schutt- und Totenacker deutsch-jüdischer Historie. Jetzt werden hier überproportionale Umrisse des Analytikeresses Meister Freuds projiziert, während Fotos der Berliner Analytiker zeigen, was Patienten aus der Liegeposition sehen. Die Schmerz- und Leertüte kollektive Erinnerung wird zum pathetischen, intimen Ort der Übertragung, wo der Patient seine Problembeziehung auf den hinter ihm sitzenden Unsichtbaren im Sessel projiziert. Dazu erklingen am laufenden Band Liebeschläger.

Vor Jahrhunderten schon sei die menschliche Seele von den Ärzten verstofft worden, hauste 1926 der Dichter Alfred Döblin in einer Gratulationsrede für Freud erklärt. Pfarrer und Dichter hätten sich andächtig ihrer angenommen, der Analytiker dagegen habe die Sprechzimmer geschlossen und gesagt: „Legen Sie ab, gnädige Frau. Ja bitte, ziehen Sie sich aus.“ Da stehe die erschrockene Seele noch, meinte Döblin, und habe bis dato kaum mehr als den Hut abgelegt.

Die kitschig-sakrale Hommage des Jüdischen Museums präsentiert einen Seele(n)st, der hinter allem Eifer den Geschlechtstrieb wittert und Gott als kollektive Neurose betrachtet. Aber gleichwohl werden, gegen unser 21. Jahrhundert, die Liebe und ein Menschenbild verdrängt, das mehr enthält als die Summe seiner ebsmischen Funktionen, mehr als Styropor und Zuckergeuß.

— Jüdisches Museum Berlin, bis 27. 8.

Katja Katsuba,
Richard Boock,
Ann Rohring,
Alexandra Bölow,
Isabelle Hoffings,
Jule Nohig (v.l.)
organisieren die
Veranstaltungen



■ Von Alexandra Bölow

Fußball-Fans dürften in diesem Sommer selig sein, Nicht-Fußballer dem Nervenzusammenbruch nahe. Die Fußball-Weltmeisterschaft ist das beherrschende Thema. Das Team vom Kultursommer im Jüdischen Museum Berlin hat für beide Seiten etwas: Fußball in allen Variationen ebenso wie Lesungen und Konzerte, die ganz und gar nichts mit dem Thema zu tun haben. Der „Kultursommer“, ein mittlerweile sehr erfolgreiches Projekt des Jüdischen Museum Berlin in Kooperation mit dem Institut für Kultur- und Medienmanagement (IKM) an der Freien Universität Berlin, startet am 14. Mai.

Fußball und Nicht-Fußball sind dabei gar nicht immer allzu streng getrennt. Aktiv болen ist eigentlich sowieso eher den Kindern und Jugendlichen vorbehalten. Schüler Berliner Schulen können am multikulturellen „Turnier der Kulturen“ teilnehmen, das an drei Tagen (16.-18. Mai) ausgetragen wird. Für kleine Talente, die auch ohne Turnier im Zeichen der großen Kicker trainieren wollen, ist die „Fußballschule Michael Rammeriggo“ das Richtige. Interessant für jeden Fußball-Fan dürfte jedoch auch eine Annäherung ganz anderer Art an das Thema sein: mit Kultur. Bekannte Fußballjournalisten werden gewürdigt. Sportreporter Marcel Reif hält eine Lesung, die Ausstellung „Verdient und doch vergessen. Elf Juden im deutschen Fußball“ beginnt am Eröffnungsabend des Kultursommers am 14. Mai in Anwesenheit von Hans-Jürgen Bartsch, dem Vizepräsidenten des Berliner Fußball-Verbandes.

Mit Freud aufs Sofa und zum Fußball in den Garten – das Jüdische Museum Berlin lädt zu seinem vierten „Kultursommer“

Der Ball ist rund und ein Kultursommer dauert 120 Tage

Wer mag, kann Fußball auch in Verbindung mit Sigmund Freud kennenlernen. Daß der Mann an sich nur noch von Bier, dem Ball und lustem Fachsimpeln vorm Fernseher träumt und man auch ohne Freuds Traumdeutung von einem

schwer fußballinfizierten Menschen sprechen kann, meint dies nicht. Das Museum widmet Sigmund Freud anlässlich seines 100. Geburtstages nicht nur die Ausstellung „PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 100. Geburtstag“ (bis 27. August 2006),

sondern nähert sich dem Erfinder der Psychoanalyse von verschiedenen Seiten. Das Tier als geheimnisumwobenes Gebilde – Freud und Fußball. Die Verbundenheit von Schrittlern „Traumnovelle“ mit der Arbeit Freuds – Freud ohne Fußball. Und auch eines großen Berliners, Hans Rosenthal, wird gedacht. Viele kennen ihn als Entertainer, als Quiz-Master – nicht jeder aber weiß, daß Rosenthal auch ein leidenschaftlicher Fußballfan und engagiert bei Tennis Borussia Berlin war.

Letztlich ist aber auch für diejenigen gesagt, die mit Fußball nicht mal ansatzweise zu tun haben wollen. Denn die beliebtesten Lesungen mit Iris Berben, Brigitte Grothum, Hannelore Elsner und Cornelia Froboess werden wieder angeboten; ebenso gebietet auch Coco Schumann mit seinem Quartett zum festen Bestandteil des Kultursommers. Auch Freunde des Denksports sind wieder am Schach-Wochenende willkommen. Nicht zu vergessen: das Picknick im Garten, begleitet von Jazzrhythmen. Der Garten steht sowieso im Mittelpunkt des gesamten Kultursommers, daher alle Veranstaltungen stattfinden. Der Innenhof des Museums-Altebaus wird in diesem Jahr nicht zur Kulisse gehören – die Bauarbeiten für die Hof-Überdachung sind noch nicht abgeschlossen. Statt dessen wird im Platanenwald gelesen, im Falle eines schlechter gelassener Petrus' im benachbarten Zeit. An allen Tagen können die Besucher Leckerereien mitbringen, auf dem Rasen Platz nehmen und picknicken. Und dabei vielleicht auf den Geschmack kommen – Essen, Fußball... kann, muß aber nicht.

JÜDISCHES MUSEUM BERLIN: ZWEI JAHRTAUSEND DEUTSCH-JÜDISCHE GESCHICHTE

Das Museum Das neue Jüdische Museum Berlin wurde am 9. September 2001 mit der Dauerausstellung „Zwei Jahrtausende deutsch-jüdische Geschichte“ feierlich eröffnet, nachdem der leere Neubau bereits seit 1999 für Besucher geöffnet war.

Das Gebäude Das Museum ist in zwei Gebäuden untergebracht. Der Altbau stammt von 1936 und war seit 1963 Sitz des stadthistorischen Berlin-Museums. Der Neubau wurde von Daniel Libeskind ent-

worfen, der sich gegen 165 konkurrierende Architekten durchsetzte.

Die Zahlen Im vergangenen Jahr kamen 686 775 Besucher. Seit 2001 sahen insgesamt rund drei Millionen Besucher die Dauer- und Sonderausstellungen im Jüdischen Museum Berlin.

Der Garten Der Weg zum Garten (Eintritt frei) führt durch die Sicherheitschleuse, dann geradeaus den kleinen Gang entlang und zur Tür hinaus in den Hof.

INHALT

- Großes Jubiläum**
Vor 100 Jahren wurde Freud geboren Seite 3
- Fest vergessen**
Juden im deutschen Fußball Seite 4-5
- Volltes Programm**
Der Kultursommer – die Übersicht Seite 6-7
- Vier Vorleserinnen**
Iris Berben, Hannelore Elsner, Cornelia Froboess und Brigitte Grothum Seite 8
- Zwei Leben**
Erinnerungen an Hans Rosenthal Seite 9
- Gemeinsame Musik**
Christoph Stiller über die jüdisch-amerikanische Unterhaltungskultur Seite 11

IMPRESSUM

Eine Veröffentlichung der Redaktion Sonderthemen für die Berliner Morgenpost
1. Mai 2006
Redaktionsleitung
Astrid Gmeinski-Walter
Stellvertreter Klaus Ries
Redaktion Christiane Meiner
Mitarbeiter Alexandra Bölow
Gestaltung und Produktion
Berlina-Jüch
Anzeigen Marco Heinrich
Verkauf Stefan Buchholz
Verlag Ullstein GmbH
Breite Axel Springer AG

Fußball gilt heute in Mitteleuropa als die «wichtigste Nebensache der Welt» – für Männer sowieso und für Frauen in zunehmendem Maße. Und selbst «vom Deutschland im diesjährigen «Turnier der Turniere», als Gastgeber der 32 wohlhabendsten Mannschaften, die berühmte FIFA-Trophäe nicht holen sollte. Eine berühmte Geschichte haben die deutschen Kicker seit reichlich hundert Jahren geschrieben. Als im Jahre 1900 der Deutsche Fußballbund (DFB) gegründet wurde – unter anderem mit fiorentinischer Beteiligung der jüdischen Brüder Gustav Rudolph und Friedrich Mannheimer – konnte noch niemand die Erfolgsgasse der «Germanen» in diesem Meier voraussehen, eine Erfolgsgasse, die bis zum Vierweltmeistertitel von 2002 reicht.

Wie in so vielen anderen Bereichen des Sports, der Künste, der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens kennt aber auch der Deutsche Fußballbund eine stockfinstere Zwischensperiode – die der Nazidiktatur von 1933 bis 1945. «Fußball unserm Hakenkreuz» heißt die viel beachtete historische Analyse zur Entwicklung des DFB in jener Zeit, die der Historiker Nils Havemann im vergangenen Herbst auf den Buchmarkt brachte und die eine schonungslose Abrechnung mit Nazifanatismus, Größenwahn, Opportunismus und vor allem mit der rigorosen Ausgrenzung der jüdischen Fußballer jener Zeit darstellt. Der deutsche Fußball sollte ab 1933 rein arische Züge tragen – irrelevant dabei, dass jüdische Stars, Trainer, Journalisten und Vereinspräsidenten den Aufschwung der populären Sportart in Deutschland ganz wesentlich gepusht haben. Besonders perfide aber, dass die Nazis noch während der dreißiger Jahre daran gingen, auch alle historischen Spuren, den öffentlichen Ruhm der jüdischen Fußballer aus Annalen, Chroniken, Archiven – wo auch immer es ging – zu «eliminieren». Bereits in dem 1939 erschienenen Sammelband «Die deutschen Nationalspieler» waren keine jüdischen Stars mehr erwähnt.

Zurück in die Gegenwart

Seit Nils Havemanns Publikation wissen wir, dass die meisten Funktionäre und Mitglieder des DFB zur Stabilisierung der nationalsozialistischen Herrschaft beigetragen und die Ausgrenzung der jüdischen Fußballer zumindest billigend in Kauf genommen haben. Doch was wissen wir wirklich über jene Stars des deutschen Fußballs von 1933, die die Herzen der Fans zwischen Hamburg und München, zwischen Aachen und Dresden national wie international höher schlagen ließen – nur um dann Schamhüte, Vertreibung, Ermordung zu erfahren? Endlich gibt es Bemühungen, Größen wie Gottfried Fuchs, Julius Hirsch, Simon Leiseroswitsch wieder in die Gegenwart zurück zu holen und auch sie an den historischen deutschen Fußballolymp zu heften. Besser jetzt als überhaupt nicht mehr.

Eine erste, wegweisende Erinnerung liefert uns dieser Tage – und noch pünktlich zum WM-Rummel – das Jüdische Museum

«Elf Juden im deutschen Fußball»

Das Jüdische Museum Berlin zeigt einstige Stars in einer Open-Air-Ausstellung



Personen-Infotafel zu Julius «Juller» Hirsch, Foto: A. Grunfeld

Berlin (JMB). «Vergessen und doch vergessen. Elf Juden im deutschen Fußball» heißt die Freitags-Schau, die noch bis zum 9. Juli im Garten des Museums installiert ist. Auf einem imitierten kleinen Fußballfeld sind lebensgroße Fotostelen von elf jüdischen Berufsfußballern zu sehen, die das Gesicht des deutschen Fußballs von der frühen Kaiserzeit an bis hin zum Beginn der nationalsozialistischen Diktatur geprägt haben. Es ist eine willkürlich zusammengesetzte Mannschaft aus einstigen Aktiven, aber auch Trainern, Managern und Sportjournalisten. Die Mann-

schaft hätte so nie auf dem Rasen auflaufen können, sie ist eher fiktiv (wenn auch immerhin in modernen 1-3-4-2), aber sie veranschaulicht gerade in dieser Mischung die Nachhaltigkeit, mit der Juden in der Weimarer Republik den deutschen Fußball in den Kreis der internationalen Erläuchten katalysierten.

Das runde Leder von der Insel gebracht

Am Anfang war der Ball auf der Britischen Insel, und von dort musste er erst einmal in deutsche Länder «befördert» werden. Deutsche oder deutschstämmige Juden wie Jacob alias John Bloch, die bereits erwähnten Brüder Gustav Rudolph und Friedrich Mannheimer (später Gus Randolph und Fred Manning) brachten in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts den Fußball englischen Stils nach Deutschland, gründeten Vereine und Verbände – und betonten nicht zuletzt auch die Internationalität dieser Sportart. Walther Benesmann, Willy Meisl und Max Behrens repräsentierten das große fußballpublizistische Erbe der Weimarer Republik, das in der Person Willy Meisls – der für Österreich auch im Nationaltor gestanden hatte – im deutschsprachigen Sportjournalismus selbst in der Nachkriegszeit noch legendäre Züge trug. Im Jahre 1920 rief der jüdische Bankierssohn Walter Benesmann den «Kicker», Deutschlands bis heute beliebteste Fußballzeitung, ins Leben.

Einige große deutsche Traditionsvereine, allen voran der FC Bayern München, Ein-

tracht Frankfurt, FSV Frankfurt oder Tennis Borussia Berlin, wären ohne ihre jüdischen Präsidenten und Mäzene nicht zu dem geworden, was sie einst waren oder auch heute noch sind. Kurt Landauer etwa, der die Geschichte des FC Bayern von «Kinderbeinen» an als Präsident lenkte; erstmalig 1913 (kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs), dann von 1919–1933 und noch einmal von 1947 bis 1951. Zusammen mit dem ebenfalls jüdischen Trainer Richard «Little» Donat erlebte er von 1930 bis 1932 die «Goldenen Jahre» – in der Saison 1931/32 führten beide den FC Bayern zu seiner ersten deutschen Meisterschaft.

Von Fuchs bis Hirsch

Und erst die Kicker selbst: Einen unerreichten Rekord stellte etwa Gottfried Fuchs auf, der bei den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm im Spiel gegen Russland insgesamt 10 Tore schoss (die Partie endete 16:0!). Beim Karlsruher FV wurde Fuchs 1910 gemeinsam mit Julius «Juller» Hirsch deutscher Meister, und Hirsch war 1911 der erste Spieler jüdischen Glaubens, der das deutsche Nationaltrikot überstreifte. Julius Hirsch blieb dem Karlsruher FV auch nach seiner aktiven Laufbahn als ehrenamtlicher Trainer verbunden – und es traf ihn wie ein Schlag, als der «Ariepanagraph» 1933 auch in seinem geliebten KfV Eintracht hielt. Seinem Rammwurf kam der aufrechtstehende Mann zuvor, indem er seinen Austritt selbst antrugte. Julius Hirsch wurde 1943 nach Auschwitz deportiert, wo sich seine Lebensspur bis heute verliert.

Ailon GRÜNFELD

■ Zur Ausstellung

- **Nr. 1: Willy Meisl**
Österreichischer Nationaltorwart und berühmter Sportjournalist im deutschsprachigen Raum.
- **Nr. 2: Walter Benesmann**
Begründer des Sportmagazins «Kicker» und Mitbegründer des Karlsruher Fußballvereins (KfV).
- **Nr. 3: Simon Leiseroswitsch**
Eleganter «Alleskönner» bei Tennis Borussia Berlin. Nach der Emigration 1933 Trainer bei Makkabi Tel Aviv.
- **Nr. 4: Richard «Little» Donat**
Von 1930 bis 1933 Trainer beim FC Bayern München. Höhe mit der Mannschaft des ersten deutschen FCB-Titel in der Eintrachtsgeschichte.
- **Nr. 5: Kurt Landauer**
Von 1919 bis 1933 und von 1947 bis 1951 Vereinspräsident des FC Bayern München.
- **Nr. 6: Max Behrens**
Einer der bekanntesten deutschen Fußballjournalisten in der Zeit der Weimarer Republik. Spitzname «lebendes Fußball-Lexikon». Während der NS-Diktatur in mehrere Konzentrationslager verschleppt. 1939 Flucht nach New York.

«Die jüdische Elf» im Berliner Museum

- **Nr. 7: Gus R. Manning**
Mitbegründer des Deutschen Fußballbundes im Jahre 1900. Später Präsident der «United States of America Football Association».
- **Nr. 8: Eugene Konrad**
Europäischer Meisterspieler und -trainer. Betratte unter anderem Wacker Wien und ein 1. FC Nürnberg. Nach antisemitischer Hetzartikeln im «Stürmer» schon 1932 Rücktritt als Trainer in Nürnberg.
- **Nr. 9: Gottfried Fuchs**
Einer der gefüheltesten Topjäger der deutschen Nationalmannschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im Stockholmer Olympiaspiel gegen Russland (1912) schoss er 10 Tore für Deutschland.
- **Nr. 10: Hans Rosenthal**
Begeisterter Fußballer, Entertainer und Präsident von Tennis Borussia Berlin von 1905–1973.
- **Nr. 11: Julius «Juller» Hirsch**
Erster deutscher Nationalspieler jüdischen Glaubens (1911) und berühmter Stürmer des Karlsruher FV. Ermordet in Auschwitz.



Vergessener Spitzensport

Das Jüdische Museum geht in seiner neuen Ausstellung „Schneller, höher, weiter“ der Geschichte jüdischer Sportvereine zwischen 1898 und 1938 in Berlin nach. Sie waren Vorreiter für den jüdischen Sport weltweit

Kurt Seifman steht gebannt vor einem großen Bildschirm im jüdischen Museum. Dort laufen historische Schwarz-Weiß-Filmaufnahmen des ersten internationalen jüdischen Sportfestes „Makkabi“ in Tel Aviv 1932, gedreht von einem Teilnehmer.

Als ein Schild, auf dem auf Hebräisch und auf Deutsch „Deutschland“ steht, ins Bild kommt, lächelt der 93-jährige. „Das Schild habe ich damals getragen“, sagt er. Seifman war Gast bei der Ausstellungsöffnung von „Höher, schneller, weiter“ im Jüdischen Museum. Thematisiert wird darin die jüdische

Sportbewegung 1898 bis 1938. „Anlässlich der Fußballweltmeisterschaft wollen wir ein wenig beachtetes Kapitel der jüdischen Geschichte in Deutschland erinnern“, erklärte gestern Manfred Wichmann, Kurator der Ausstellung. Die Berliner Sportvereine seien Grundstein und Vorreiter für den jüdischen Sport weltweit gewesen.

Die Ausstellung stellt die bekanntesten jüdischen Vereine und beispielhafte Persönlichkeiten vor, darunter den allerersten deutschen Olympiasieger Alfred Flatow. Der Berliner gewann bei den ersten Spielen der Neuzeit in Athen 1896 drei Goldmedaillen an Barren und Reck. Die Nationalsozialisten deportierten ihn 1942 nach Theresienstadt, wo er wenig später verhungerte.

Besondere Exponate sind die Sportfotografien des Fotografen Herbert Sonnenfeld und das private Filmmaterial des Leichtathleten Felix Simmenauer von den Makkabi-Sportfesten 1929 und 1932. Sie sind noch heute ein Pendant zu den Olympischen Spielen und gelten als das wichtigste Sportfest für jüdische Athleten aus aller Welt.

„Mit der Gründung des jüdischen Turnvereins ‚Bar Kochba‘ in Berlin begann 1898 die Geschichte der jüdischen Sportvereine in Deutschland“, erklärte Wichmann. Die Ausstellung zeige, wie sich ein kleiner Sportverein in enger Verbindung zur zionistischen Bewegung entwickelte und bewusst das jüdische Selbstverständnis prägte. In den 20er-Jahren übernahmen dann

Nach den Olympischen Spielen 1936 führten zunehmende Verfolgung und Auswanderung vieler Mitglieder zum Ende des jüdischen Sports in Deutschland. Beim Novemberpogrom 1938 wurden die letzten verbliebenen Aktivistinnen und Funktionäre verhaftet; die jüdischen Sportvereine hörten auf zu existieren.

Kurt Seifman war bei den ersten Makkabi-Spielen 1932 Torhüter der Handballmannschaft. „Die jüdischen Sportvereine haben uns nicht nur die Möglichkeit zur Bewegung gegeben“, sagte der 93-jährige. „Sie waren eine Heimat für uns, die uns von den Nazis weggenommen wurde.“ Dies werde in der Ausstellung nicht explizit erwähnt. Seifman konnte rechtzeitig aus Deutschland flüchten und wanderte 1938 in die USA aus. **KAYS AL-KHANAK**

Die Ausstellung „Schneller, höher, weiter“ im Jüdischen Museum ist bis zum 26. November täglich von 10 bis 20 Uhr, montags bis 22 Uhr, geöffnet

The making of a Jew

Sigmund Freud's cultural identity was central to the man and his work, finds William Cook

Sigmund Freud hated birthdays, especially his own, but I think he would have enjoyed the celebrations of his 150th birthday at Berlin's Jewish Museum, which shed fresh light on his German and Jewish antecedents – not least his wonderfully dry German-Jewish sense of humour. "It's less invasive than having my head cut off, which would have been the only other alternative," writes the father of psychoanalysis in one particularly laconic letter, of the operation that he

underwent to remove a cancerous segment of his jaw. Freud defined humour as the subversion of expectation, and he recognised that this was where Jewish culture excelled.

Freud was born into an Austrian empire that straddled Croatia and Romania, but his family, being Viennese Jewish, looked north-west to Germany, rather than south-east. As a toddler, Freud lived in Leipzig for a year before the family moved to Vienna. Ironically, in the light of subsequent events, the German Reich was far more welcoming to Jews than was his new home town. "I found I was expected to feel myself inferior and alien because I was a Jew," he wrote. That sense of alienation shaped his life and work. The Berlin exhibition reveals the tension in Freud's writing between the Jewish God of the Old Testament and the Christian God of the Gospels, between the idea of the father as a loving and forgiving figure and the patriarchal lawgiver.

When he was a boy, Freud's father told him how a Viennese Gentile had knocked his hat off and ordered him off the pavement. "What did you do?" asked Freud. "I stepped into the gutter and picked it up," replied his father. To the young Freud, this pragmatic response seemed unheroic, even cowardly, and it incited feelings of contempt (and later guilt) that would inform his writing. His father's death, and the personal crisis it provoked, inspired his first great publication, *The Interpretation of Dreams*.

Anti-Semitism slowed Freud's academic career at the University of Vienna, and it was not until his mid-forties that he was awarded a pro-

fessorship. In the meantime, he cultivated links with more liberal academics in Germany. His friendship with Wilhelm Fliess, an ear, nose and throat specialist in Berlin, was especially productive, and it was here rather than Vienna that the world's first psychoanalytic institute opened in 1920. Patients were billed according to their ability to pay – some even received treatment for free – and analysts themselves were required to undergo a year's analysis. "He knew that in Germany his science had a better chance to grow," says the curator of the exhibition, Dr Daniel Tyradellis. Yet by 1933, Freud's "un-German" publications were being burned on bonfires by Nazis in Berlin. "What progress we are making!" he observed, sardonically. "In the Middle Ages they would have burned me. Now they're content with only burning my books."

Freud's links with Jewish Germany were cemented by his marriage to Martha Bernays, a rich observant Jew from Hamburg. Freud regarded all religions as collective neuroses, but Austrian law required the couple to undergo an orthodox wedding (Freud finally got around to learning his Hebrew prayers the night before). Yet he insisted that his family keep Christian holidays. The Freuds even celebrated Christmas. Like for so many other Germans of his generation, it was anti-Semitism that made him a Jew. "Most of you are Jews," he told the members of Vienna's Psychoanalytic Society, "and therefore you are unable to win friends for the new teaching. Jews must be content with the modest role of preparing the ground." Freud's pessimistic view of anti-Semitism led him to champion the ►

► Swiss-German Gentile Carl Gustav Jung as his disciple. Jung called psychoanalysis a "Jewish science". Freud thought that it had no future if it remained so. "We are all in danger," he declared. "The Swiss will save us all."

Freud was wrong about the Swiss, but he was right about the danger. After the *Anschluss* of 1938 he was forced to flee Vienna, but even then his sense of humour did not desert him. To the storm troopers who stole 600 shillings from him, he remarked that this was more than he had ever received for a house call. When the Gestapo made him sign an affidavit saying he hadn't been mistreated, he included the addendum, "I can heartily recommend the Gestapo to anyone." All four of his sisters who stayed on in Vienna died in concentration camps.

Freud's emigration to London broke his lifelong bond with Germany. "I've been told so often that I'm not a German," he said. "I'm glad I no longer need to be a German." However, forsaking his mother tongue ("the loss of the language in which I've lived and thought, and

The content of these cuttings is subject to copyright and may not be reproduced or resold without prior permission of the publisher or relevant licencing agency, details of which are obtainable from Durrants Press Cuttings Limited.

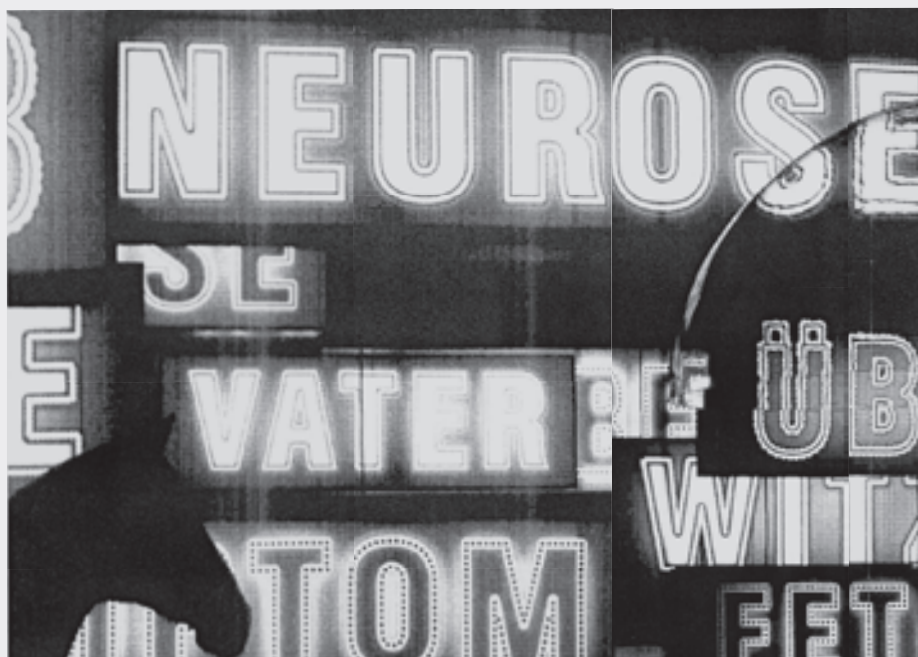
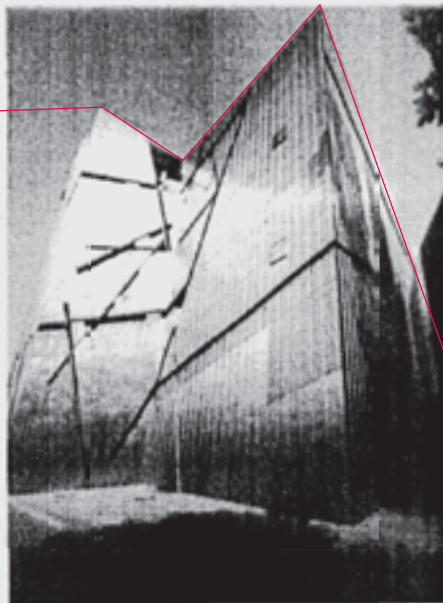
which I'll never be able to replace with another") was an abiding grief. Although he continued to treat patients until seven weeks before his death, his academic English was no substitute for the psychological nuances of his native German. Hence, it feels especially fitting to see this show in Berlin, the city that embraced and then rejected him, in Daniel Libeskind's jagged, jarring building, which evokes the enduring absence of Judaism from Germany's cultural life.

The centrepiece of the exhibition is a giant birthday cake, each slice depicting a different era from Freud's long and productive life. The greatest treat on display, however, is a home movie of his 80th birthday in 1936. A grave, emaciated figure, still puffing on one of his beloved cigars despite dozens of operations for oral cancer, Freud shuffles around his garden, prodding diffidently at well-wishers. Among the tributes was a card from Thomas Mann on behalf of 700 writers, artists and scholars from all around the world. "Nearly all those who wished me a happy birthday will wait in vain for thanks or acknowledgement," said Freud. "In this way I want to teach them not to do it next time."

Thankfully, the Jewish Museum has ignored this tongue-in-cheek directive. The result is a show that reclaims Freud not only as a German-speaking Jew, but as an international thinker who changed the way we see ourselves. Despite fierce persecution during the Reich, followed by 40 years of prohibition under the Communists, there are 800 psychoanalysts today in Berlin.

And although not all of them are Freudians, they all owe a huge debt to Freud. "Everyone fights with his father," says Tyradellis, "and the father of psychoanalysis is Sigmund Freud." ●

"PSYCH:Oanalysis" is at the Jewish Museum, 9-14 Lindenstraße, Berlin until 27 August. For more details call: 00 49 30 25992 7000 (or log on to www.juedisches-museum-berlin.de) Hanif Kureishi on Freud, Books, page 64





Celebrating 150 years in style: (clockwise from far left) a view of the exhibition room at Berlin's Jewish Museum; Freud's marriage to Martha Bernays, depicted on the giant birthday cake at the exhibition; the façade of the Libeskind Gallery

Freud facts

- 1856 - Born Sigmund Schlomo Freud in Freiberg, Moravia. Moves to Vienna in 1860
- 1873 - Enters the University of Vienna (Faculty of Medicine)
- 1884-87 - Publishes a series of papers on the medicinal properties of cocaine
- 1886 - Marries Martha Bernays
- 1896 - Coins the term for his new treatment, "psychoanalysis"
- 1897 - Conceptualises the Oedipus complex
- 1899 - Publishes his seminal work *The Interpretation of Dreams*
- 1901 - Publishes *The Psychopathology of Everyday Life*, in which he introduces the "Freudian slip"
- 1906 - Befriends Carl Gustav Jung
- 1923 - Publishes *The Ego and the Id*, revising his original hypothesis from *The Interpretation of Dreams*. He is diagnosed with cancer
- 1933 - Nazis burn Freud's books in Berlin
- 1938 - The *Anschluss*: Germany annexes Austria. Freud flees to London
- 1939 - Inoperable cancer diagnosed. Freud dies in London on 23 September

MEIN VATER HANS ROSENTHAL

Das Jüdische Museum ehrt heute den Berliner Entertainer, der „Dalli Dalli“ erfand. **BILD sprach mit seinem Sohn**

Von IRIS ROSENDAHL

Was wäre die jüdische TV-Geschichte ohne seine Luftspanne? Aber die sind nur ein Grund, warum das Jüdische Museum heute dem Berliner Fernseh-Pionier Hans Rosenthal († 1987) ehrt. Und jetzt, 20 Jahre nach dem Tod seines berühmtesten Vaters, spricht Gert Rosenthal (47) zum ersten Mal über ihn. **BILD** traf den Nölar vor dem Kras-Haus am Hans-Rosenthal-Platz in Schöneberg. Und fast abschließlich: Er sieht aus wie sein Vater als junger Mann!

BILD Was haben Sie außer Ihrem Aßeren noch von ihm? Rosenthal: Was ich inpendwischen Mist gebaut hatte, als 12jähriger noch spät nach Hause kam, sogie Elefack, weil er wübe... in dem Moment wäre er sonst expodiert! Das versuche ich auch.

BILD Wie war Ihre Kindheit mit dem berühmten Vater? Rosenthal: Er wurde Oberall angesprochen. Das hat mich inpendwann gestört. In aber viel! Er hat immer gegogt. Ich habe nicht so viele Jahre darauf hingearbeitet, berehnt!

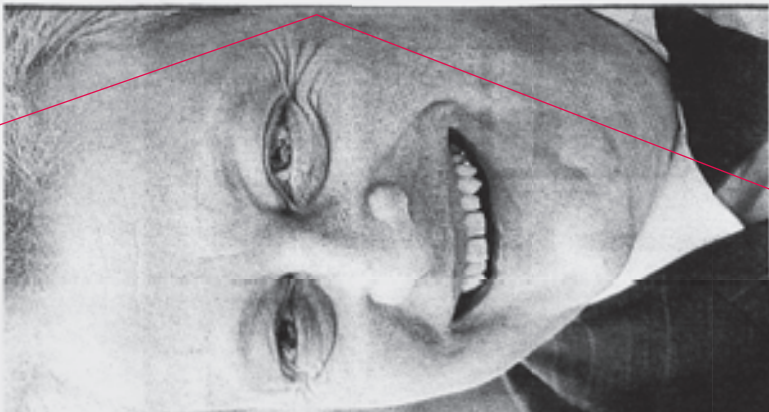


Der jüdische Museum in Kreuzberg

zu werden, um mich jetzt hinter einer Sonnenbrille zu verstecken.

BILD Als Sohn eines jüdischen Beamten mußte Hans Rosenthal sich als Kind in Berlin vor den Nazis verstecken. Doch er hat keinen Groß gegen die Deutschen gehegt. Rosenthal: Nur manchmal. Er hat sich über bestimmte Leute geärgert. Nicht über „die Deutschen“. Die drei Damen, die ihn in der Nazizeit versteckt haben, haben ihm den Glauben an die Deutschen zurückgegeben. Sie haben ja ihr eigenes Leben für ihn riskiert.

BILD Seine letzte Ruhe stätte fand Ihr Vater auf dem Jüdischen Friedhof an der Heerstraße. Da gab es schon einige Friedhofschändungen... Rosenthal: Das ist erschreckend. Wie dumm muß man sein, daß man so etwas überhaupt tun kann? Der Grabstein von Heinz Gullinbi wurde dort gesprengt. Jetzt muß dieser Friedhof Euro



Die Augen, das gewinnende Lächeln: Gert Rosenthal sieht seinem Vater zum Verwechseln ähnlich

gessichert werden. Schlimm. **BILD** Fühlen Sie sich in Deutschland sicher? Rosenthal: Mein Vater hat zu seinen Lebzeiten auch Drohbriefe bekommen. Antisemitismus gab es früher und gibt es auch heute. Es werden sogar immer mehr und sie zeigen sich auch ganz kühn der Öffentlichkeit. Heute, 19.50 Uhr, im Jüdischen Museum in Kreuzberg. Der Schauspieler Cito Melles liest aus der Rosenthal-Autobiografie „Zwei Leben in Deutschland“ (Eintritt 7 Euro).



Am Hans-Rosenthal-Platz

Gert Rosenthal vor dem Jüdischen Museum in Kreuzberg

Das war Spitze!!! Dalli Dalli! Entertainer Hans Rosenthal bei seinem legendären Luftspanne. 1987 wurde die Hans-Rosenthal-Stiftung gegründet. Sie unterstützt bis heute Familien, die unverschuldet in Not geraten

Moschee und Synagoge

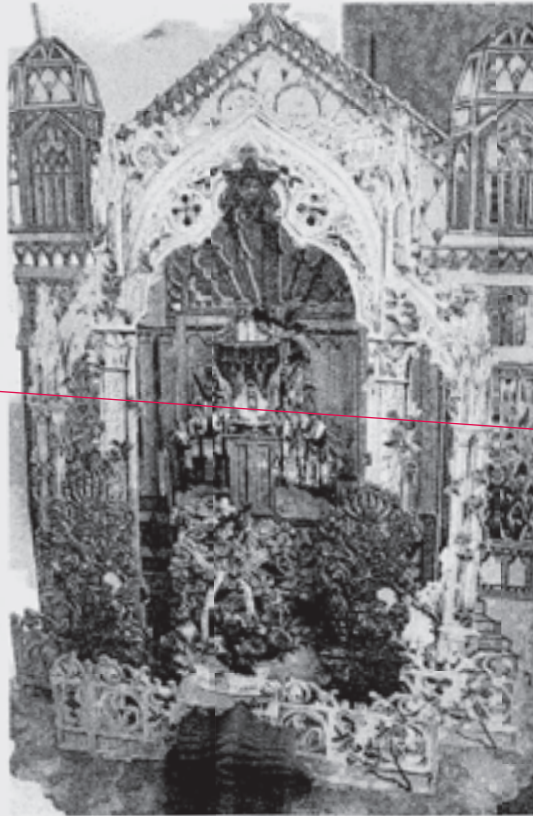
Führungen im Jüdischen Museum in Berlin-Kreuzberg

Von Judith Meisner

► „Ist das im Islam nicht auch so?“ heißt eine Führung im jüdischen Museum. Im Christentum sind Darstellung Gottes und seiner Geschöpfe geläufig, nur vorübergehend stürmten Protestanten während der Reformation die Kirchen und zerstörten Bilder. „Auch im Judentum gibt es ein Bilderverbot“, erzählt Olaf Reinstorf während seiner Führung. „Doch im Islam ist es viel strenger.“ In jüdischen Handschriften des Mittelalters begegnen dem Leser Menschenkörper mit Vogelköpfen. In beiden Religionen steht die Schrift im Mittelpunkt: Im Alltag und im Gottesdienst ist die Thora wie der Koran ein heiliger Gegenstand. Grundlage des muslimischen Gebets ist die erste Sure des Korans. „So verschmilzt Gott mit dem Wort“ erklärt der Theologe

und Judaist Reinstorf. Beide Bücher sind die Rechtsgrundlage der Religionen. Er schlägt ein Buch auf und zeigt auf die Randglossen: Jüdische Rechtsgelehrte kommentierten den Text, bis hin zu Kommentaren der Kommentare.

Ein weiteres Thema sind die Speisegesetze. In beiden Religionen gilt Schweinefleisch als unrein. Wir stehen jetzt vor einer Vitrine mit einem langen Messer für das Schächten. „Bevor geschächtet wird, macht man eine Haarprobe. Ein Messer ist scharf genug, wenn es ein fallendes Haar zerschneiden kann.“ Mit einem speziellen Schnitt wird das Tier getötet, es verblutet innerhalb von ein bis zwei Sekunden. Für das Schächten ist eine spezielle



Eine Neujahrsgrußkarte zu Rosh Hashana zeigt eine Synagoge im arabisierenden Stil, wie sie im späten 19. Jahrhundert oft errichtet wurden.

Foto: Meisner

Ausbildung notwendig. Auch im Islam ist der Vorgang des Schlachtens wichtig, allerdings braucht niemand eine Ausbildung dazu. Hier ist das jüdische Gesetz strenger. Er führt sein Grüppchen vor eine Vitrine mit medizinischem Gerät. Es geht um die Beschneidung mehr oder weniger kleiner Jungen. „Am achten Tag nach der Geburt wird ein jüdischer Junge beschnitten. Da sind Babys noch schmerzempfindlich. Manche weinen nicht einmal.“ Die kleinen Muslime sind zwischen sechs und elf Jahren, wenn sie ihr Namensfest feiern. Am Tag der Beschneidung stehen sie im Mittelpunkt und sind angetan mit prachtvoller Kleidung wie kleine Prinzen.

Nicht nur in religiöser Hinsicht gibt es Parallelen zwischen Judentum und Islam: In Ermangelung einer eigenen Architekturtradition errichteten Architekten die großen Synagogen im 19. Jahrhundert gerne mit der Formensprache arabischer Architektur, so dass sie zuweilen wie Paläste aus dem Morgenland wirkten. Und zuweilen mussten sich die jüdischen Gotteshäuser ebenso in Hinterhöfen verstecken wie heute Moscheen in unscheinbaren Ladengeschäften auf Gewerbehöfen. ■

Die Führung im Jüdischen Museum Berlin findet auf Anfrage statt: (030) 25 99 33 05 oder fuehrungen@jmbberlin.de

Eine Insel im Museum

Was haben Spielzeugautos mit Briefmarken zu tun? Ganz einfach, sie werden gesammelt. Bestimmt sammelt ihr auch etwas. Oder ihr kennt Menschen, die etwas sammeln, so wie Bert aus der Sesamstraße, der Korken sammelt. Ein Museum sammelt auch, und zwar Ausstellungstücke.

Aber was sammelt das Jüdische Museum und warum? Welche Geschichten erzählen die Ausstellungstücke? Diese Fragen werden jetzt auf einer neuen Kinderinsel im Jüdischen Museum beantwortet. Lasst euch von diesem Wort nicht in die Irre führen. Es ist keine Insel im Wasser, sondern der Bereich wird nur so genannt. Ihr könnt auf dieser „Insel“ verschiedene Dinge anschauen und auch ausprobieren.

In mehreren Vitrinen an der Wand liegen viele Objekte aus, die mit der Dauerausstellung zu tun haben. Ihr könnt euch dabei überlegen, warum die Gegenstände dort liegen und welche Geschichte sie haben.

Dann gibt es Kästen, in die man hineinlangen muss und etwas erfühlen kann. Das erfordert schon ein bisschen Mut, denn

man weiß ja nicht, was dahinter ist. Wenn ihr wissen wollt, was es ist, könnt ihr in den Kästen auch hineinsehen und euch eine Erklärung zu diesem Gegenstand durchlesen. Nur so viel, alle Gegenstände haben etwas mit dem jüdischen Leben zu tun.

Wenn ihr mehr Action wollt, dann müsst ihr das Riesepuzzle ausprobieren. Mit großen Würfeln könnt ihr zum Beispiel einen Buchstaben aus dem hebräischen Alphabet legen.

An der Malstation erhebt ihr ein selbst gemaltes Bild zu einem echten Museumsstück. Ihr dürft es nämlich einrahmen und euch einen schönen Platz dafür aussuchen.

Sammelsurium

Bei einer Veranstaltung, die sich „Sammelsurium“ nennt, könnt ihr euer Talent als Ausstellungsmacher unter Beweis stellen. Ihr lernt, wie ihr mit Museumsobjekten umgehen müsst, damit sie noch lange so erhalten blei-



Text und Fotos: Swantje Munster



te.“ Aber das könnt ihr ja beim Sammelsurium ausprobieren. Clara und Sophia gefiel die Kinderinsel auch ganz gut. Sophia war überrascht, dass so viele moderne Dinge ausgestellt waren, wie zum Beispiel ein Gameboy und ein Handy. Sie hat mehr alte Sachen erwartet. Für Clara war die Insel ein bisschen zu klein. Aber alle waren begeistert von den Fühlkästen und dem gemeinsamen Puzzeln.

Ihr Fazit:

Auf jeden Fall lohnenswert!

Nach unserer Wertung:



Das Puzzeln macht malen viel Spaß

ben. Diese Sachen dürfen nur mit Handschuhen und nur an bestimmten Stellen angefasst werden. Ihr dürft eure Lieblingsstücke in einer eigenen Vitrine ganz professionell anordnen. Die Klasse 4 b aus der Papagei-Grundschule in Berlin-Mitte hat die Kinderinsel schon ausprobiert. Allerdings musste sie sich teilen, denn sonst hätten nicht alle Kinder alles machen können. Ella (10 Jahre) hat die Ausstellung gut gefallen. Sie ist alles durchgegangen und fand das Puzzeln am besten. „Schade nur, dass man die ausgestellten Stücke nicht anfassen darf-

STÜPP MAL!

Öffnungszeiten des Museums:
täglich 10-20 Uhr, Mo 10-22 Uhr
geschlossen an den jüdischen
Feiertagen

Eintritt: Kinder 2,50 €, Erw. 5 €
„Sammelsurium“ (9-12 Jahre)
am 11./25.7., 1./15.8. 10-14 Uhr,
max. 12 Teilnehmer

Preis: 5 € pro Kind

Anmeldung: ☎ 25 99 34 24, -305
oder ferienprogramm@jmbertlin.de

Siehe auch Ferienangebot im
Jüdischen Museum S. 16

Der Storyliner

Nigel Cox, Mitgestalter des Jüdischen Museums, ist tot

Als der Neuseeländer Nigel Cox im Jahr 2000 nach Berlin kommt, um mit seinem Landsmann Ken Gorbey die Dauerausstellung des Jüdischen Museums vorzubereiten, ist er 49 Jahre alt. Der breitschultrige Farmerssohn mit Liebe zur Pop-Lyrik hat einige Abenteuer hinter sich, Bücher verkauft und ediert, in England gemalt, als Lkw-Fahrer und in einer Autofabrik sowie auf einer Kanalfähre gejobbt, Romane geschrieben und als „Head of Communication and Interpretation“ Neuseelands Nationalmuseum vorangebracht. Für das 2001 eröffnete Jüdische Museum soll er die „storyline“ der Dauerausstellung finden; später betreut er die Bereiche „Besuchererfahrung“ und „Bildung/ Ausstellungen“.

In Berlin genießt Nigel Cox mit Frau und drei Kindern das poetische Kreuzberg und leidet unter „meiner erbarungswürdigen Unfähigkeit, Fremdsprachen zu lernen“. Er hat einen scharfen Blick: „Wäre es übertrieben zu sagen, dass sich jeder Deutsche seit dem Holocaust schon von Geburt an erniedrigt fühlt?“ In einem Text für den DAAD notiert Cox Befindlichkeiten: „Ach, die Deutschen. Sie haben es mit der Natur, und deshalb sitzen sie da, jeder im Besitz seiner eigenen Bank.“ Sie hätten das Gefühl, als Volk ruiniert zu sein, nur die Unschuld der Natur sei ihnen vermeintlich geblieben. Auch er selbst liebt frühlingsgrüne Blätter. „Aber ein gutes Buch ist mir lieber. Her mit der Kettensäge!“

Für seine Arbeit im Jüdischen Museum empfindet der Dichter das Leben „in sicherem Abstand“ und die „leidenschaftslose Objektivität“ des Außenstehenden als Vorteil. 2005 kehrt er nach Neuseeland zurück; sein Roman „Tarzan Presley“ und der in Berlin spielende Comic-Thriller „Responsibility“ erreichen jeweils Platz 2 bei den New Zealand Book Awards 2005 und 2006.

Bereits vor zehn Jahren war Nigel Cox wegen Krebs behandelt worden. Seit Oktober wusste er, dass die Krankheit zurückgekehrt war. Vergangenen Freitag ist er, 55 Jahre alt, in Auckland gestorben.

THOMAS LACKMANN



Nigel Cox

Freud samt Sofa für zu Hause

Das Jüdische Museum in Kreuzberg feierte seinen fünften Geburtstag

Von Andreas Heinz A N Z E I G E

Freudig überrascht steckten gestern Besucher des Jüdischen Museums ihre Geldbörsen ein, als ihnen gesagt wurde, dass der Eintritt an diesem Mittwoch frei sei. Dem Bau von Daniel Libeskind in der Kreuzberger Lindenstraße gibt es seit fünf Jahren, und das wurde den ganzen Tag mit einer bunten Geburtstagsparty gefeiert.

Im erholenden Sommergarten stimmte sich das Robert Müller Ensemble ein, entspannt plaudernd lagerten Schülergruppen unter Bäumen und stärkten sich mit koscherem »New York Deli Hot Dog« (aus Geflügelfleisch), leckeren Crêpes, Granatapfelmilch und Shawarma vom Drehschiff. Wer meinte, einen altbekannten Döner vor sich zu haben, lag gar nicht so falsch. »Shawarma ist die arabische Antwort auf den türkischen Döner und besteht aus Hühnerfleisch«, wurde dem Gast erklärt. »Shawarma« bedeute drehend, ebenso wie »Döner«. Noch unangetastet stand um 12 Uhr mittags die fünfstöckige weiß-rote Geburtstagsstorte da. Das süße Stück wurde später offiziell von Programmdirektorin Cilly Kugelmann angeschnitten.

Zum fünften Geburtstag des Museums hatten die Gäste auch die

BEATS AGAINST FASCISM!

KOSTENLOSES OPEN-AIR

ZSK BRAINLESS WANKERS PYRANJA
IRIE RÉVOLTÉS [soundsystem]
ROLANDO RANDOM AND THE YOUNG SOUL REBELS

BERLIN

SABBAUB LAB 14 UHR

WEITLINGSTR./MUNSTERLANDPLATZ

ALLE INFOS UNTER: WWW.LICHTENBERG-GEGEN-RECHTS.TK

einmalige Gelegenheit einen Blick hinter die Kulissen zu werfen. »Was verbirgt sich hinter dem Gemälde?« erzählte Restauratorin Barbara Decker. Kinder konnten »Mit Siebenmeilenstiefeln durchs Museum« laufen und etwas über »Halacha und Hefezopf – Was

kommt in den Schabbatopf?« erfahren. Außerdem werden sie in den Herbstferien eingeladen, bei einer Führung zu Sprache und Schrift etwas über »Masse und Schlammassel« zu lernen. »Joffi heißt super« ist ein Hebräisch-Schnupperkurs überschrieben. 10-

bis 14-Jährige können die »Geheimchrift« entdecken.

Zur Erinnerung an den Geburtstag griff dann mancher im Museumsshop zu. Da wartete Einstein als Fingerpuppe und Sigmund Freud konnte samt rotem Sofa mit nach Hause genommen werden. Mitnahmewürdig auch die Postkarte mit einem Satz von Hannah Arendt: Keiner hat das Recht zu gehorchen.

Zum Zeitzeugengespräch wurde am späten Nachmittag eingeladen. Werner Max Finkelstein sprach über seine Zeit im Exil. Finkelstein wurde 1925 im ostpreussischen Gumbinnen geboren, kam mit zehn Jahren nach Berlin und musste Deutschland 1939 mit einem Kindertransport verlassen. Als 16-jähriger machte er sich allein auf die Reise, um zu seiner in Bolivien lebenden Mutter zu gelangen. 1948 kam er nach Argentinien, wurde Journalist. Nach sechs Jahrzehnten der Emigration kehrte Finkelstein nach Berlin zurück.

Den Nachlass von Elisabeth Wust und Felice Schragenheim alias »Aimée und Jaguar« stellte Archivleiterin Aubrey Pomerance vor. Darunter auch der von Elisabeth und Felice selbst geschriebene »Ehevertrag«.

Fast 2,5 Millionen Besucher haben das Jüdische Museum seit der Eröffnung im September 2001 besucht.

Jüdisches Museum, Kreuzberg, Lindenstr. 9, täglich geöffnet von 10 - 20 Uhr, montags bis 22 Uhr



Im Garten des Exils (links). Die Klasse einer Anne-Frank-Schule aus Holland ließ sich durch die Dauerausstellung »Jüdisches Leben« führen. Fotos: U. Winkler

Aimée & Jaguar küssen sich jetzt im Museum



4. Maria Schneider (Felice „Jaguar“) und Aimée Kötter (Lily - Aimée) röhren ein Millionenpublikum

Millionen sahen die wunderbare, verbotene Liebe zwischen einer Jüdin und einer Nazi-Ehefrau im Kino. Die Berlinerinnen Lilly West und Felice West war das Vorbild für eine der Filmheldinnen. Sie starb mit 92, ihr Nachlass ist jetzt im Jüdischen Museum zu sehen.

Von C. von DUEHREN
Es war das ekelhafte Kapitel der deutschen Geschichte. Und doch schrieb das Schicksal 1944 im KZ Theresenstadt 50 Jahre später schönes und tragisches Kapitel. Es heißt die Erinnerung der Berlinerinnen Lilly West und Felice West im April 1944 im KZ Theresenstadt. Die Nazis deportierten die beiden Frauen ins Ghetto. Lilly und Felice wurden in der Lagerstraße zwei Köpfe mit dem Ergrünen an eine der unheimlichen Lagermauern gezwängt. Lilly (rechts) und Felice (links) wurden im Herbst 1944 in das Ghetto deportiert. Zum 5. Geburtstag des Museums werden jetzt erstmals Liebesträume Gedächtnis und Fotos von „Aimée und Jaguar“ gezeigt. „Hochzeitstag“ hat Lilly in ihrem Tagebuch noch demot.

So wie die von der Liebe zwischen der verbotenen Liebe zwischen der Berlinerinnen Lilly West und Felice West im April 1944 im KZ Theresenstadt. Die Nazis deportierten die beiden Frauen ins Ghetto. Lilly und Felice wurden in der Lagerstraße zwei Köpfe mit dem Ergrünen an eine der unheimlichen Lagermauern gezwängt. Lilly (rechts) und Felice (links) wurden im Herbst 1944 in das Ghetto deportiert. Zum 5. Geburtstag des Museums werden jetzt erstmals Liebesträume Gedächtnis und Fotos von „Aimée und Jaguar“ gezeigt. „Hochzeitstag“ hat Lilly in ihrem Tagebuch noch demot.

Felice (rechts) küsst Lilly. „Drei Stunden vorher“ schrieb Lilly unter die Bilder von Strassburg. In Erinnerung an den Tag von Felices Deportation...

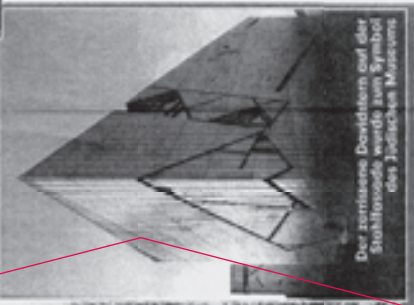
ersten intimen Beisammensein mit Felice vermerkt.
Nur ein gutes Jahr später, am 31. August 1944, wurde Felice in das KZ Theresenstadt deportiert. Sie starb dort im August 1944 im KZ Theresenstadt. Die Nazis deportierten die beiden Frauen ins Ghetto. Lilly und Felice wurden in der Lagerstraße zwei Köpfe mit dem Ergrünen an eine der unheimlichen Lagermauern gezwängt. Lilly (rechts) und Felice (links) wurden im Herbst 1944 in das Ghetto deportiert. Zum 5. Geburtstag des Museums werden jetzt erstmals Liebesträume Gedächtnis und Fotos von „Aimée und Jaguar“ gezeigt. „Hochzeitstag“ hat Lilly in ihrem Tagebuch noch demot.

Im vergangenen April starb Lilly West im Alter von 92 Jahren. Ihr Sohn hat dem Jüdischen Museum in der Lindenstraße zwei Köpfe mit dem Ergrünen an eine der unheimlichen Lagermauern gezwängt. Lilly (rechts) und Felice (links) wurden im Herbst 1944 in das Ghetto deportiert. Zum 5. Geburtstag des Museums werden jetzt erstmals Liebesträume Gedächtnis und Fotos von „Aimée und Jaguar“ gezeigt. „Hochzeitstag“ hat Lilly in ihrem Tagebuch noch demot.

Lilly (rechts) mit ihrer Freundin Felice



Lilly West wurde 92 Jahre. Sie blieb noch Felices Tod allein



Der zermürbte Davidstern auf der Hauptfassade wurde zum Symbol des Jüdischen Museums



Ein Schreckensbuch. Aber kein modischer Horror-Trip. „Heimat und Exil – Die Emigration deutscher Juden nach 1933“ ist das erschütternde Dokument von Vertreibung, Flucht und Elend: jener Abertausender, die sich vor uns, den Verfolgern, noch retten konnten in irgendein fernes Exil, nachdem zwei Monate nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler der „Judenboykott“ begann, uniformierte SA-Männer und Hitlerjugend die Eingänge der Läden jüdischer Eigentümer, die Praxen jüdischer Ärzte oder Rechtsanwältinnen bewachten, Kunden, Patienten oder Klienten pöbelnd und handgreiflich den Eintritt verwehrten.

Bald (im April 1933) folgte das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, hinter welsch nebulöser Formulierung das Aus für „nicht arische“ Beamte sich verbarg. Wir, die wir bis heute reklamieren, von allem nichts gewusst zu haben, schauten weg, arisierten, stahlen Eigentum und Leben.

Avraham Barkai's eher kühles Vorwort zu diesem Buch konstatiert: „In weiten Kreisen der deutschen ‚Völgergemeinschaft‘ hatte die Erosion moralischer Hemmschwellen und menschlichen Anstands gegenüber dem jüdischen Volkseind mit erheblichem Erfolg eingesetzt. An jeder Straßenecke verkündete das im ‚Stürmerkasten‘ aushängende NS-Blatt: ‚Die Juden sind unser Unglück‘. [...] Waren die deutschen Juden schon vorher weitgehend isoliert, so nahm ihnen jetzt das Gesetz auch noch den rechtlichen Status des deutschen Reichsbürgers.“

Was man begann, war ein beisspielloser Exodus von jüdischen Menschen aller Altersgruppen vom Kleinkind bis zum Greis. Es flohen – wenn sie noch konnten, wenn sie irgendwo Aufnahme fanden – ja nicht nur Max Reinhardt und Erwin Piscator, Thomas Mann und Bertolt Brecht. Dieses sorgfältig recherchierte Buch zeigt den ganzen Umfang einer Flucht, die nach Moskau oder New York, nach Südafrika oder Palästina (wie es damals hieß), nach Mexiko und Shanghai (das letzte ohne Visum zu erreichende Schlupfloch) führte: Handwerker, Bäcker, Kaufhausangestellte, Schneider oder Friseur. 1935, das Jahr, in dem in Deutschland die Synagogen brannten, ist das Datum, das für den Anfang vom Ende des deutschen Judentums steht. Rette sich, wer kann.

Doch viele konnten nicht – oder erst spät. Manche auch zögerten (oft zu lange), weil sie nicht glauben konnten, dass sie über Nacht un-deutsch waren. Nicht zuletzt Hannah Arendt hat davon berichtet, dass sie Jüdin erst wurde durch die Nazis. Doch die rettenden Ufer waren zumeist fern und unzugänglich. Selbst die USA hatten ja die berühmte Quote, die Einwanderer nach Ländern geordnet gruppierte.

Doch wer man Zuflucht suchte, erhoffte sie nicht als Pole oder Ungar oder Deutscher oder (das Allerschlimmste) als Staatenloser; sondern als Jude. Die Schweiz bat 1938 die deutschen Behörden, die Pässe deutscher Juden mit dem be-

rüchtigten „J“ zu kennzeichnen, damit man sie von den willkommener zahlungskräftigen Touristen unterscheiden könne. In Südafrika, bald Heimstatt für knapp 6000 Flüchtlinge, formierten sich Kartopagnen gegen mögliche Konkurrenten der heimischen Industrie. 1936 wurde dem aus Hamburg kommenden Flüchtlingschiff „Stuttgart“ mit 537 Passagieren an Bord die Erlaubnis zum Anlegen verweigert.

Selbst in Palästina – dem Land, das den meisten Flüchtlingen eine neue Heimat bot – waren die „Jedkes“ (so der Spitzname der deutschen Juden) nicht vorbehaltlos willkommen, weil sie schlecht hebräisch sprachen, ihre Kaffeehäuser mit „ordentlich“ Kleidung, gepflegtem Deutsch und Torte mit Schlagobse aus Berlin oder München nachinstallierten.

Ein Zeitgenosse verspottet sie: „Sie führen das Leben fort, das sie in Berlin oder anderen Städten Deutschlands geführt haben. Sie [...] wollen ihre deutsche Zeitung lesen und [...] haben nicht gelernt, dass ihre Instinktillosigkeit gegenüber dem, was in Deutschland voringing, die Katastrophe über sie hat hereinbrechen lassen.“ Umgekehrt

„Wir, die wir bis heute reklamieren, von nichts gewusst zu haben, arisierten, stahlen Eigentum und Leben“

gibt es bewegende Briefe von Arnold Zweig aus dem ihm immer fremd gebliebenen Israel, voller Sehnsucht nach Deutschland und deutscher Kultur. Einige der Bilddokumente zeigen den absurden Spagat, zu dem Juden vielerorts gezwungen wurden. Chaim Weizman, Präsident der Zionistischen Weltorganisation, summierte: Die Welt habe sich den Juden gegenüber in

zwei Gruppen geteilt – in Staaten, die ihre Juden koverden wollten, und in solche, die nicht bereit waren, welche aufzunehmen.

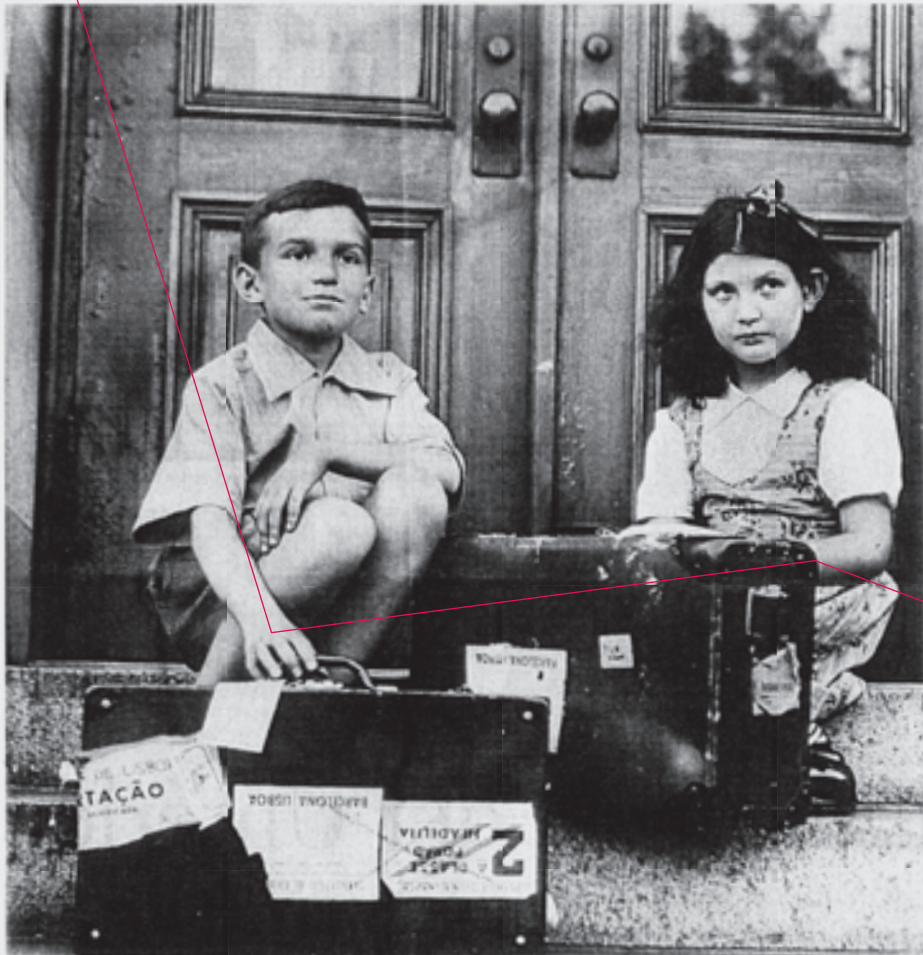
Eine Geister-Armee Passlöser, Visa-Erbettler, nach „Affektivits“ (Bürgerschaften amerikanischer Staatsbürger) Gierender zog durch Europa, dort, wo es noch nicht besetzt war. Kurt Tucholsky – inzwischen mittellos wie fast alle ausgebürgerten, ungedruckten Autoren – hat sie schwedische Papiere erhalten, obwohl er von 1929 bis zu seinem Selbstmord 1935 in Schweden lebte. Die Bitterkeit über diesen widerlosen Zustand – ohne Pass, der deutsche war abgelaufen, konnte er sich nicht mehr von der Stelle rühren – kann man in seinen späten Briefen nachlesen.

Anna Seghers hat in ihrem Roman „Transit“ das angstflatternde Schlangengestehen vor Konsulaten geschildert. Die noble Rettungsaktion des Amerikaners Varian Fry ist inzwischen bekannt – er konnte Hunderte aus dem besetzten Frankreich retten, das Juden schamensweise an die Gestapo auslieferte. Zu filmreifem Ruhm gekommen ist die von ihm organisierte Flucht von Franz Werfel, dessen Frau Alma, Golo Mann und dem bereits über 60-jährigen Heinrich Mann über „die Ziegenpfade der Pyrenäen zu Pau“ ins schließlich rettende Portugal zum Schiff nach Amerika.

Keineswegs – an diesem einzigen Punkt muss ich das Buch korrigieren – waren das dann komfortable Reisen auf Kreuzfahrtschiffen. Die

Jede Zeile ein Hieb auf unser Gewissen: Ein bewegendes Buch schildert Flucht und Vertreibung der deutschen Juden. Fritz J. Raddatz über „Heimat und Exil“

Rette sich, wer kann



Ankunft in der Fremde: Zwei Kindervor der Tür ihrer zukünftigen Gasteltern in New York City, 30. Juli 1943

Jüdische Emigration: Die Berliner Ausstellung zum Buch



Deutsche Juden sehen sich 1935 eine Siedlung in Palästina an

DIE AUSSTELLUNG
 Die Emigration der rund 280 000 deutschen Juden in über 90 Länder wird in dieser Ausstellung erstmals in einer großen Gesamtschau gezeigt. Auf 900 Quadratmetern erzählen 1500 Exponate von

Verfolgung und Vertreibung, von vinorenen Reisewegen und vom Neuanfang in einer fremden Welt.

WO UND WANN
 Die Ausstellung ist vom 29. September bis zum 9. April im Jü-

dischen Museum Berlin zu sehen. Öffnungszeiten: täglich von 10 bis 20 Uhr (montags bis 22 Uhr, geschlossen am 2. Oktober und am 24. Dezember). Im Mai kommt die Ausstellung ins Haus der Geschichte nach Bonn.



Deutsches Restaurant in Shanghai, Sommer 1939

meisten, um ihren Besitz gebracht und ohne helfende Freunde – „reisen“ unter erbärmlichsten Umständen, eingepfercht zwischen Ballen und Kisten der Frachtdampfer, in eine völlig ungewisse Zukunft.

Man stelle sich vor: Zivilisierte Mitteleuropäer – eine Musikprofessorin aus Wien, ein Architekt aus Berlin – ohne ein Wort chinesisches in Schanghai (das ja durchaus nicht der heutigen Weltmetropole gleich). Man stelle sich vor, die ele-

gante Frau des Schriftstellers Johannes R. Becher als Dienstmädchen „ohne Ausgang“ in London – ihre Briefe lesen sich wie die einer Erstickenen, in jenem London, in dessen Oberhaus eine Demarche vorgetragen wurde, in der es hieß: „Heute wird dieses Land überlaufen von Dienstmädchen fremder Herkunft, und viele von ihnen sind nicht vertrauenswürdig.“

Immerhin konnten sich 60 000 Menschen nach England retten –

die größte Zahl nach Palästina und den USA. Ich habe noch sehr viele der Emigranten gekannt, sie Tage und Nächte berichten lassen von ihrer Not – Hans Sahl oder Hanns Eisler oder Alfred Kantorowicz. Den entkam nach New York, er entkam der Folter – um die Foltertage, tagaus im Ohr zu haben: in einem luftlosen Studio hörte er für amerikanische Dienste die Reden von Hitler, Göring, Goebbels et tutti quanti ab. Eine Beckett-Szene.

Was sollte eine Anna Seghers in Mexiko? Was ein Heinrich Mann in einem Hollywood-Studio, dankbar jedoch über den Wochenlohn für nicht geleistete Arbeit? Die eine ohne ein Wort Spanisch, der andere ohne ein Wort Englisch. Was sollte der – heute zu Unrecht wenig bekannte – Lyriker Erich Arendt in Kolumbien? Dort fabrizierte seine Frau Katja in einer Blechhütte unter tropischer Sonne Pralines, und die packte der spätere Übersetzer

der beiden Nobelpreisträger Pablo Neruda und Vicente Aleixandre in einen Pappkoffer, um sie am Dienstboteneingang der europäischen Botschaften feilzubieten.

Es war Scham für die Exilierten und Schande für uns – die wir währenddessen uns in Ufa-Filmen vergnügten oder besänzlich Furtwängler-Konzerten lauschten. Laut schreien möchte man noch heute.

Und so mancher schrie stumm – Leonhard Frank stand allabendlich in Kalifornien am Meer und seufzte sehnsüchtig „dort drüben liegt Deutschland“; und niemand traute sich, ihm zu sagen, dass „dort drüben“ Japan lag. Von diesem zehrenden Heimweh anging Gedichte, Stücke, Romane – mal des in Moskau sich unter den Prozessern wachenden Johannes R. Becher und mal des in diesen Wehnstagedichten so gar nicht frivolten Brecht. Lügen verkaufen in Hollywood.

Thomas Manns Faustus-Roman, sein „Wähe“-Buch, schmerzliche Fache, Härte und Ruchlosigkeit zu einem gigantischen Canto über das vermisste, vergiftete Deutschland flügend, ist das vielleicht berühmteste Zeugnis zerrissener Abscheu- wehmut. Der deutsche Nobelpreisträger war es auch, der das Wort vom „Herzasthma des Exils“ prägte und, nie endgültig zurückgekehrt, denen entgegenhielt, die in Deutschland verblieben nach dem Krieg ihre Not so g'schämig und selbstgenügsam betonten – und doch gerne die Care-Pakete der Geflüchteten öffneten.

Das Thema dieser schmückenden „inneren Emigration“ von Autoren, die gleichwohl mal bei der Ufa saßen, Erich Kästner und Axel Eggbrecht, mal wie Günter Koch im Reichsrandlira und mal in der Zeitschrift „Das Reich“ publizierten, ergäbe ein eigenes Kapitel.

Das aber schlägt dieser Band nicht auf. Wie das hervorragend mit bewegenden Fotos und Dokumenten ausgestattete Buch insgesamt aufgreife Töne verzichtet. Die Bildsprache überreag für sich, der königliche Petroleumskocher in Palästina, der schillige Koffer für die Überfahrt nach USA, die kleine Dose des jüdischen Frassenvereins in Guayquil, der blutjunge Fotograf Helmut Newton am Meer in Singapur oder die Passagierliste der SS Coste Rosso, die im März 1939 von Triest nach Schanghai dampfte: Ikonen des Schreckens auf der Flucht vor dem sicheren Tod. Jede Seite, jedes Foto, jedes Briefblatt ein Hieb ins unser faules Gewissen.

Das Buch ist konzipiert als Begleitband zu der großen Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin und der Stiftung Haus der Geschichte, Bonn, die vom 28. September 2006 bis zum 9. April 2007 in Berlin gezeigt werden wird; beiden, dem Buch und der Ausstellung, kann man nur wünschen, dass die Menschen sich nicht MoMA-übermäßig dieser Gesamtschau des erzwungenen Exodus der deutschen Juden in über einhundert Länder entziehen, sondern sich ihr stellen; dass sie für einen langen Moment aufwachen aus ihren per Visa Caal und Internet gebuchten Traumschiffreisen – um vor den Zeugnissen der gestohlenen Leben Tausender unserer Landsleute zu verharren. Und nachdenken.

■ „Heimat und Exil – Die Emigration deutscher Juden nach 1933“, Jüdisches Verlag, 24,90 Euro

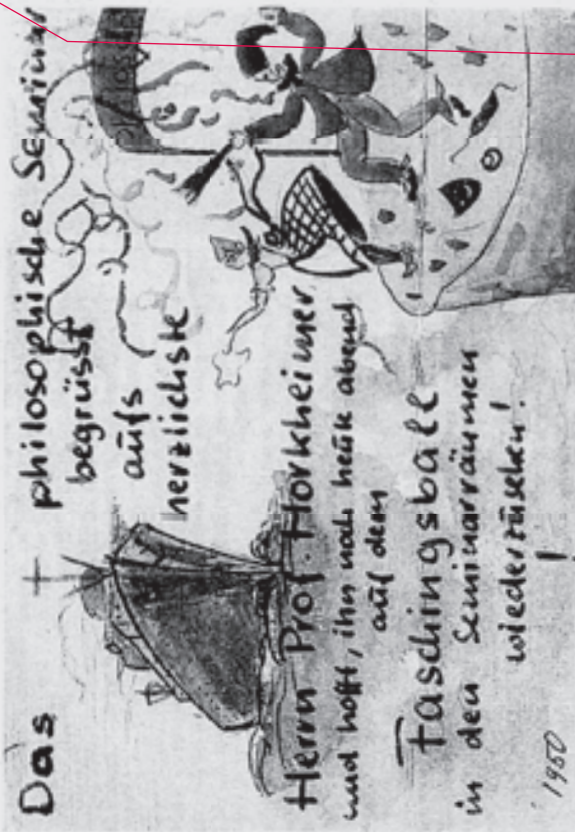
Chinesische Ironie, mandschurische Banditen

„Heimat und Exil“: Das Jüdische Museum zeigt das Schicksal der deutschen Juden, die nach 1933 emigrierten

VON STEPHAN SPEICHER

Mit einem gewissen Schwung“ trugen die deutschen Juden ihr Leben nach 1933 in die Welt, Ausdruck einer kosmopolitischen Existenz, auch wenn die ihnen „unfreiwillig und überschattet von Terror und Tragödie“ zufiel. So optimistisch kann man das Schicksal der Exilierten oder besser Flüchtlinge sehen; so schlägt es Atina Grossmann vor, Historikerin aus New York, die für die Ausstellung „Heimat und Exil“ im Jüdischen Museum Berlin den Beitrag über deutsche Juden in New York verfasst hat.

So optimistisch ist die ganze Ausstellung. Sicher, die deutschen Juden verstanden sich in einem ethnischen Sinn als Bürger ihres Landes, „uns deutschen Juden ist Deutschland eine Schicksalsgemeinschaft“, wird gleich zu Anfang eine Synagogenrede 1932 zitiert. Und die Fotos gegenüber sind ganz gewöhnliche deutsche Szenen: Ertüftest mit Heuwagen, Ehepaar (mit Dackeln) vor dem Reichstag, Korpsstudent in vollem Wuchs und der kleine Karnevalsprinz. Aber im ganzen, so sagt es die Ausstellung, war das „Exil“ eine Erfolgsgeschichte. Wer von den 500 000 Juden das Land noch verlassen konnte – und das waren ungefähr die Hälfte, 200 000 deutsche Juden wurden er-



KATALOG
Einladung für den nach Frankfurt zurückgekehrten Max Horkheimer, 1950

mordet –, der setzte sich durch, der eroberte sich ein neues Leben. Knapp, mit sprechenden Exponaten wird gezeigt, wie die Juden zur Ausreise gedrängt wurden, welche schikanöse Bürokratie vor allem der Finanzämter) zu bestehen war, wie eifrige Parteigenossen jüdischen Nachbarn Scherzfahrkarten in den Briefkasten warfen: „Nach Jerusalem. Hin, aber nicht zurück!“ Erste Stationen des Exils waren oft die Nachbarländer, die Tschecho-

geld“ nötig. Eine große jüdische Gemeinde bildete sich, ihr Organ war die „Gelbe Post“, die in einem einzigen Heft so interessante Themen behandelte wie „Mietmädchen in Hongkong. Chinesische Ironie. Schmutz in China. Mandschurische Banditen. Freud und die Menschen“. Solche Stücke findet man überall. Die Geschichte der Geretteten ist voller sentimentaler, auch komischer Erinnerungen, davon profitiert die Ausstellung sehr.

Das große Ziel aber waren die Vereinigten Staaten und Palästina, die zuletzt etwa 120 000 bzw. 60 000 Menschen aufnahmen. Hier endete für die Flüchtlinge ihre Irrfahrt, sie waren in einem Land angekommen, in dem fast jede Familie eine Einwandererfamilie war. Die Berliner Ausstellung verschweigt nicht gerade, dass die Emigration mit Schwierigkeiten behaftet war, aber viel sagt sie dazu nicht. Die Verzweiften vor den Konsulaten, die strengen Einwanderungsbeschränkungen vieler Staaten, das wird nur angespielt. Und das Unglück der Emigration, das aus so vielen Romanen bekannt ist? Der Roman erzählt wie alle Kunstseher vom Scheitern als dem Gelingen.

Bis 9. April 2007. Tg. 10-20 Uhr, Mo bis 22 Uhr. www.imb-berlin.de



Jüdische Flüchtlingskinder aus Hamburg treffen 1938 in Southampton ein.

Bildarchiv des Bundesarchivs Koblenz

Wir mögen nicht „Flüchtlinge“ heißen

„Heimat und Exil“ – Eine Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

Auf Initiative Franklin D. Roosevelts fand im Juli 1938 die Konferenz von Evian statt. Zweunddreißig Staaten beteiligten sich, bekundeten ihr Mitgefühl mit den Flüchtlingen aus Deutschland und Österreich, sahen jedoch, jeder für sich, keine Möglichkeit, weitere Menschen in eigenen Länder aufzunehmen. Es gab, so sagte damals Chaim Weizmann, nun zwei Gruppen von Staaten in der Welt: Jene, die ihre Juden loswerden wollten, und jene, die nicht bereit waren, diese Juden aufzunehmen.

Eine Ausnahme hatte es in Evian gegeben: die Dominikanische Republik. Deren Diktator, Rafael Leónidas Trujillo Molina, wollte nach Massakern und der Niedermetzelung von etwa 17 000 Haitianern sein internationales Renommee aufbessern und erklärte sich bereit, zwischen fünfzig- und hunderttausend vertriebenen Juden im Rahmen eines landwirtschaftlichen Siedlungsprojekts Zuzufucht zu gewähren. Trujillo erhoffte sich „rassistische Aufwertung“ von den jüdischen Flüchtlingen, wünschte eine „Aufhellung der schwarzen Bevölkerung“. Zur Unterstützung der Siedler gründete das American Jewish Joint Distribution Committee die Dominican Republic Settlement Association, die in der Bucht von Sosúa 10 800 Hektar Land erwarb. Da mit dem Beginn des Kriegs in Europa nahezu alle Fluchtwege verschlossen waren, kamen nur fünfhundert jüdische Flüchtlinge nach Sosúa, heute ein beliebter Urlaubsort deutscher Touristen.

Die Geschichte des dominikanischen Siedlungsprojekts gehört zu den kaum bekannten und mithin interessantesten Fällen, die jetzt in einer Ausstellung des Jüdischen Museums gezeigt werden. Gemeinsam mit dem Bonner Haus der Geschichte hat man eine Gesamtdarstellung der Emigration deutscher Juden nach 1933 versucht. Es ist eine sehr nützliche, auf Zeitzeugenberichte, Einzelschicksale, lexikalische Informationen setzende Ausstellung geworden. Sie war überfällig, nachdem in Berlin gleich zwei-

fach die Vertreibung vor allem der Deutschen im Mittelpunkt stand.

Viele Emigrationsgeschichten kennt man, die von Albert Einstein, von Kurt Tucholsky, der in Schweden Selbstmord beging, von Stefan Zweig, der sich in Brasilien, und von Walter Benjamin, der sich an der spanischen Grenze das Leben nahm, als keine Aussicht auf rettende Flucht mehr bestand. Man kennt die Biographie Stefan Heyms, der als amerikanischer Soldat nach Deutschland zurückkam. Man weiß, dass etwa die Deutsche Kunstgeschichte auf Jahrzehnte in Provinzialität verfiel, nachdem ihre besten Köpfe vertrieben worden waren. Man hat von Hannah Arendt gehört, die 1943 schrieb: „Vor allem aber mögen wir es nicht, wenn man uns ‚Flüchtlinge‘ nennt. Wir selbst bezeichnen uns als ‚Neuankommlinge‘ oder als ‚Einwanderer‘.“

Wonach noch Heimweh haben

Die Berliner Ausstellung will weniger von Prominenten als vom Alltag der Flucht und des Exils erzählen. Gredartig gelingt es ihr, den Zivilisationsbruch des Jahres 1933 zu vergegenwärtigen, als im Verlauf weniger Monate einer ganzen Gruppe der Bevölkerung ihre Bürgerrechte genommen wurden. Ein Foto aus Braunschweig im Jahr 1935 zeigt das Schild: „Juden betreten diesen Ort auf eigene Gefahr“. Detailliert wird gezeigt, wie der deutsche Staat seine jüdischen Bürger vertreiben wollte und ihnen zugleich die Auswanderung so schwer wie nur irgend möglich machte. „Umverteilung“, Raub und Ausplünderung waren das Ziel, bei dessen Erreichung alle vorstellbare menschliche Niedertracht den Behörden zu Hilfe kam.

Eine halbe Million „Glaubensjuden“ lebte 1933 im Reich, dazu kamen noch einmal etwa 70 000 „Rassejuden“. 278 500 deutschen Juden gelang es, zwischen 1933 und 1943 das Land zu verlassen. Zurück blieben hauptsächlich Ältere und Frauen. Während die Nazi-

Propaganda vor der Gefährlichkeit der jüdischen Männer warnte, wurden vor allem alte deutsch-jüdische Frauen ermordet.

In mehr als neunzig Ländern – fast die gesamte bekannte Welt – emigrierten deutsche Juden, wobei sie nicht immer als „Juden“ Aufnahme fanden, die Sowjetunion und Mexiko etwa bevorzugten politische Flüchtlinge. Nahezu überall waren sie mit Fremdenfeindlichkeit, Not, Antisemitismus konfrontiert. In vielen Staaten litten sie unter Willkür, Rechtslosigkeit, der „polizeilich organisierten Gesetzlosigkeit“ (Hannah Arendt), dem Vorschein des Totalitären in freien Ländern. Was „Heimat“ heißen mag, gab es für sie nicht mehr – Deutschland war das Land der Vernichtung geworden. Im Heine-Ton dichtete Mascha Kaléko, 1938 aus Berlin nach New York emigriert, den „Emigranten-Monolog“: „Mir ist zuweilen so, als ob / Das Herz in mir zerbrach. / Ich habe manchmal Heimweh. / Ich weiß nur nicht, wonach . . .“

Ausstellung und Katalog bieten einen informativen Überblick, wertvoll vor allem durch die detaillierte aufschlüsselung, wie viele wo unter welchen Bedingungen Aufnahme fanden, wie lange sie liebten. Wer wusste schon, dass zwei nach Uganda kamen, zwei nach Tansania? Die Einzelschicksale, darunter das des Museumsdirektors W. Michael Blumenthal, der im Alter von dreizehn Jahren nach Shanghai kam, provozieren stummes Entsetzen.

Zu kurz aber kommen das politische Engagement der Emigranten, ihre Verwicklung in Krieg und Widerstand, die Beziehung der jüdischen Flüchtlinge zu anderen Exilanten, die Unentslossenheit, ja Feindlichkeit vieler freier Länder. Es bleibt als Fazit, dass die Barbarei dort beginnt, wo einzelne rechtlos sind.

JENS BISKY

Jüdisches Museum, Berlin. Bis zum 9. April, Tel.: 030 / 25993200. Der Katalog kostet 24,90 Euro.

AUCH MAL EINEN SCHWEINEBRATEN

Sonderschau in Berlin widmet sich jüdischem Leben heute

VON UNSEREM MITARBEITER
MARCO HEINEN

Wie leben Juden in Deutschland und was ist überhaupt jüdisch? Solchen Fragen geht die aktuelle Sonderschau „jüdisch – jetzt. Fotografien und Interviews“ im Jüdischen Museum Berlin nach. Angehende Kommunikationsdesigner der Hochschule Konstanz und Studenten der Studienrichtung Fotografie und Medien an der Fachhochschule Bielefeld stellen darin Projektarbeiten vor.

Der 20-jährige Dan aus Mannheim kam vor fünf Jahren nach Deutschland. Geboren wurde er in Israel, als Sohn eines Deutschen, der sich in Israel verliebte und heiratete. Für Religion hat sich Dan nie besonders interessiert, nur seine Mutter drang darauf, dass er „etwas über seine Wurzeln“ lernen solle. Als religiös würde er sich nicht bezeichnen, steht im Interview mit Dan zu lesen, aber er habe Anschluss an die Gemeinde. Ansonsten ist er einfach ein junger Mann, der „in einer sehr modernen Welt“ lebt und auch „sonntags weggeht“. Anfeindungen wegen Israel habe er schon erlebt, wegen seiner Religion aber nicht. Einmal, da ist er mit Freunden aus einer Dönerbude in Mannheim rausgeflogen. Einer seiner Kumpels trug ein T-Shirt des Fußballvereins Maccabi Tel Aviv. Und sonst? Zu den Türken in seinem Freundeskreis habe er ein „lockeres Verhältnis“, sagt Dan: „Es ist cool, dass die Leute normal sind und nicht irgendwelche abfälligen Bemerkungen machen. Sie gehen respektvoll mit dem Gegenüber um.“

So wie den Mannheimer befragten die Konstanzer Studierenden zahlreiche junge Leute über ihre Beziehung zum Judentum, ihr Verhältnis zu Deutschland oder ihrem Heimatbegriff. Zu den ausgelegten Interview-Texten hängen Porträts der Befragten an der Wand. Über die Personalisie-



Ganz normales Leben in Deutschland: Studenten aus Konstanz und Bielefeld haben junge Juden befragt.

—FOTO HEINEN

rung ein vielschichtiges Bild jüdischen Lebens in Deutschland zu zeichnen, ist als Ansatz nicht eben neu. Aber interessant, überraschend und anregend sind die einfühlsam geführten Gespräche trotzdem.

Da ist beispielsweise ein Geschwisterpaar aus Konstanz. „Meine Schwester und ich sind zwar von den Regeln her jüdisch, aber ich ess‘ schon gerne mal ‘nen Schweinebraten“, gesteht der 20-jährige Robert freimütig. Für Liza aus Freiburg wäre das hingegen unvorstellbar. Die Schülerin findet es schwer, in Deutschland als gläubige Jüdin zu leben. Wenn sie in ein Restaurant gehe, esse sie meist Salate: „Obwohl schon das Besteck wahrscheinlich nicht koscher ist.“ Die Opernsängerin Hadar Frydman aus Berlin indes wundert sich, wie sehr sich die Deutschen mit dem Holocaust auseinander setzen: „Ich habe das Gefühl, dass die Deutschen immer meinen, die Israelis denken schlecht von ihnen, aber das ist nicht so. Uns beschäftigen der Holocaust und Deutschland in Israel einfach

nicht so“, erzählt die 24-Jährige, die in der Nähe Tel Avivs aufwuchs.

Etwas unergiebig ist der von den Bielefelder Studierenden beigeuerte Beitrag zur Ausstellung. Die Bielefelder Fotografien sowie eine Installation zeigen die jüdischen Protagonisten in ihren kulturellen, sozialen und politischen Zusammenhängen. Doch leider geht dies nur bedingt mit einem Bemühen um Verständnis für Zusammenhänge einher. Die Mehrzahl der Fotoserien, die etwa eine jüdische Hochzeit, einen jüdischen Sportclub aus Frankfurt oder eine Party jüdischer Studenten in Brüssel zeigen, erzählen zu wenig, als dass sie wirklich faszinieren könnten. Sie sind so normal, wie Fotos von christlichen Hochzeiten, jedem anderen Fußballverein oder einer Studentenparty in Berlin. So ist es wohl auch beabsichtigt.

DIE AUSSTELLUNG

— Bis 29. Januar täglich von 10 bis 20 Uhr, montags bis 22 Uhr. Eintritt mit Ticket für die Dauerausstellung.

Für ein besseres Miteinander

Das Jüdische Museum Berlin ehrt Daniel Barenboim und Helmut Panke mit dem Preis für Verständigung und Toleranz

Zwei meist entfernte Pole – Kunst und Wirtschaft – vereinte am Samstagabend eine mit herausragenden Persönlichkeiten der Bundesrepublik besetzte Zeremonie. Das Jüdische Museum ehrte **Daniel Barenboim**, leidenschaftlicher Musiker mit Mut zum streitbaren, politischen Engagement, und **Helmut Panke**, bewährter Manager und bis August 2006 Vorstandschef bei BMW. Bei der Verleihung des Preises für Verständigung und Toleranz hatten Bundeskanzlerin **Angela Merkel** und Bundespräsident a. D. **Richard von Weizsäcker** als Laudatoren zugesagt.

Rund 300 Gäste begrüßte Museumsdirektor **W. Michael Blumenthal** bei der Festveranstaltung an der Kreuzberger Lindenstraße, darunter der Unternehmensberater **Noland Berger**, der Regierende Bürgermeister **Klaus Wowereit**, Kunst-Mäzen **Peter Raue** mit Ehefrau **Andrea Gräfle Bernsdorff**, Bundesinnenminister **Wolfgang Schäuble**, der französische Botschafter **Claude Martin**, Kulturstatsminister **Bernd Neumann**, Die-Zeit-Chefredakteur **Giovanni di Lorenzo** mit seiner Lebensgefährtin, der TV-Moderatorin **Sabrina Staubitz**, die Preisträgerin 2003 **Friede Springer**, Bundesjustizministerin **Brigitte Zypries**, **Peter Frey**, Leiter des ehemaligen „Tagesthemmen“-Anchorman **Ulrich Wickert**.

In der Begründung zur Ehrung Barenboims hieß es, er werde für seine „Verdienste um die Völkerverständigung und seinen couragierten Einsatz für eine Aussöhnung zwischen Israelis und Palästinensern“ gewürdigt. Mit der Gründung des West-Östlichen Dwan-Orchesters habe er eine „einzigartige Institution geschaffen, die es jungen Menschen aus Israel und den arabischen Staaten ermöglicht, durch die gemeinsame Liebe zur Musik die sie trennenden Grenzen zu überwinden.“

Laudator **Richard von Weizsäcker** erklärte, Barenboim verkörpere Beispiel und Aufruf, „für ein Friedenswerk unter uns Menschen zu wirken, hier, im Nahen Osten und auf der ganzen Welt“.

In seiner Dankesrede forderte Barenboim Anerkennung „für das Leid der Palästinenser. Wir müssen



Toleranzpreis für den Dirigenten: Daniel Barenboim (M.) mit Laudator Richard von Weizsäcker (L.) und W. Michael Blumenthal

PHOTOS: SCHULZ, SCHROEDER, DPA

uns daran erinnern, dass Israel bei seiner Gründung allen Bürgern Gleichheit versprochen hat, auch den nichtjüdischen.“

Ebenfalls mit Urkunde und Skulptur ehrte das Museum im fünften Jahr des Preises **Helmut Panke**. Dieser sei eine „Unternehmerpersönlichkeit, die sich der Lö-

sung drängender gesellschaftlicher Herausforderungen verpflichtet weiß“. Den Schwerpunkt dieses Engagements bildeten Projekte, Austausch- und Fortbildungsprogramme in der präventiven Kinder- und Jugendarbeit gegen Fremdenfeindlichkeit und Gewalt. In ihrer Laudatio betonte **Angela**

Merkel „das große Ansehen“, das Panke „als Manager in Deutschland und der Welt“ genieße. Dass er nun mit dem Preis des Jüdischen Museums ausgezeichnet wurde, interpretierte sie als Ausdruck eines in der BMW-Gruppe „besonders ausgeprägten Gemeinschaftsgefühls“.

Wei Barenboim, wie er seinen Zubövern verraten hatte, sich am Flügel wohler fühlt, als am Rednerpult, spielte er zum Abschluss der Ehrung den jüdischen Klagegesang „Kol Nidrei“. Begleitet wurde er dabei vom Ägypter **Nabil Shehata**, Solokontrabassist der Berliner Philharmoniker und Musiker des West-Östlichen Dwan-Orchesters. Mit dem traditionellen Jubiläums-Dinner des im September 2001 eröffneten Museums klang der Festabend aus.

Patrick Goldstein



Hielt die Laudatio auf Helmut Panke: Bundeskanzlerin Angela Merkel

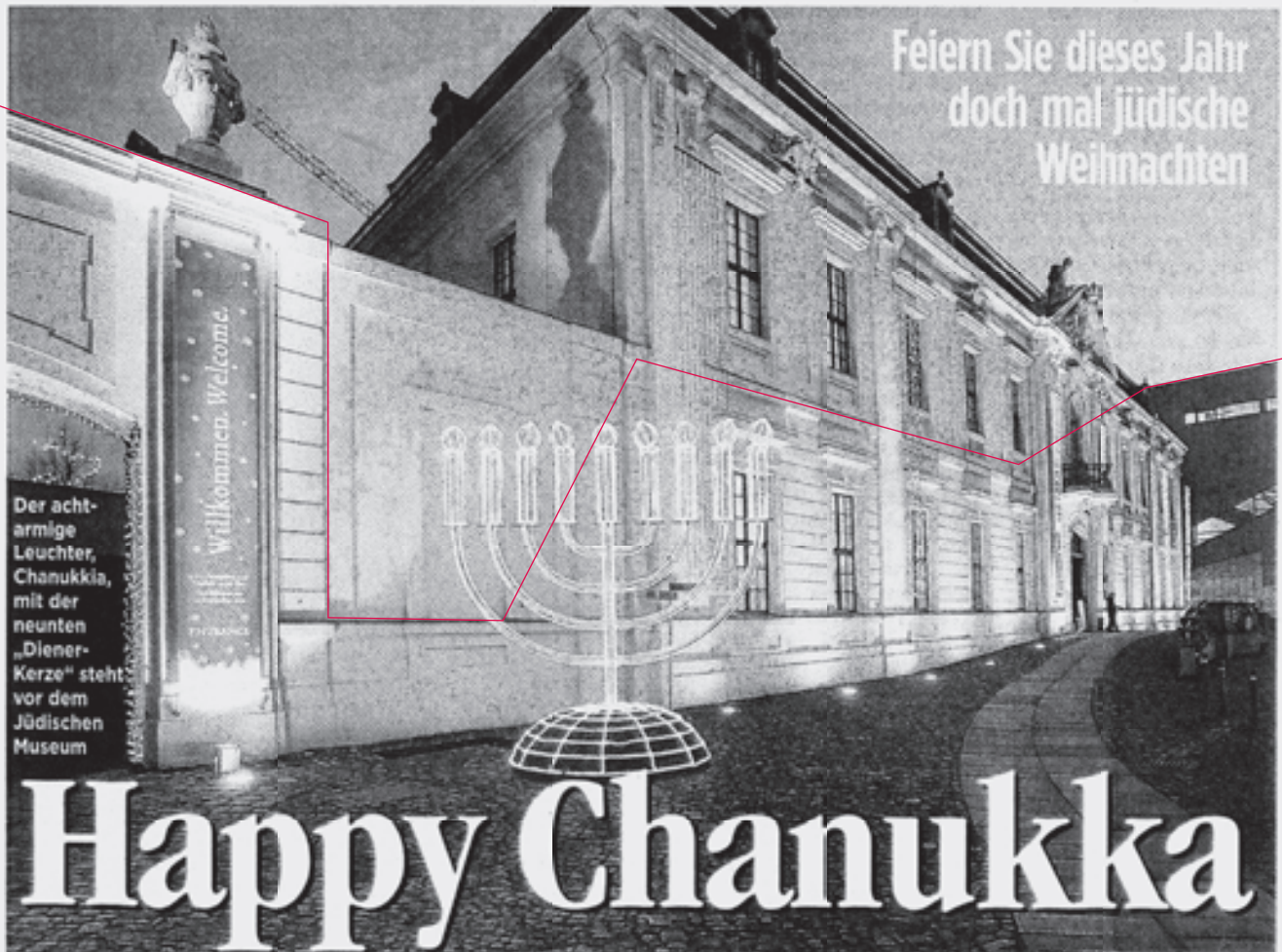


Preisträger: Ex-BMW-Vorstandschef Helmut Panke mit Ehefrau Monika

Die Preisträger

Daniel Barenboim 1942 in Buenos Aires als Sohn russisch-jüdischer Emigranten geboren, gab er mit sieben Jahren sein erstes öffentliches Klavierkonzert, 1952 zog er mit den Eltern nach Israel. Seit 1992 ist Barenboim Generalmusikdirektor der Staatsoper Unter den Linden. 1999 rief er das West-Östliche Dwan-Orchester ins Leben.

Helmut Panke Der 60-jährige Storkow studierte in München Physik und promovierte 1976. Es folgten Lehrtätigkeit an der Uni München und Forschungsarbeit in der Schweiz, bevor er zu McKinsey & Company wechselte. 1982 kam er zur BMW AG, 1994 rückte er in den Vorstand auf. Von 2002 bis August 2006 war er Vorstandschef. pag



Feiern Sie dieses Jahr
doch mal jüdische
Weihnachten

Der acht-armige Leuchter, Chanukkia, mit der neunten „Dienerkerze“ steht vor dem Jüdischen Museum

Willkommen. Welcome.

Happy Chanukka

Unsere Kaufhäuser sind voll gestopft mit Adventskalendern, Weihnachtsmännern und Christbaumschmuck. Wir werden überhäuft mit Weihnachts-Accessoires, die uns das anstehende Fest verschönern sollen.

Doch wie verbringen eigentlich Menschen, die keine Weihnachten feiern, die besinnlichen Dezembertage?

Jüdische Mitbürger feiern das Lichterfest Chanukka. Um es uns

näher zu bringen, eröffnet das Jüdische Museum morgen den Chanukka-Markt, das Pendant zum traditionellen Weihnachtsmarkt. Hier erfährt man alles über das Lichterfest. Chanukka wird immer im 9. Monat des jüdischen Kalenders gefeiert, dauert acht Tage. Dieses Jahr findet es vom 16. bis 23. Dezember statt.

„Zur Tempelweihe in Jerusalem zündete man ein Licht an, dessen Öl nur für einen Tag reich-

te. Wie durch ein Wunder brannte es acht Tage“, erklärt die Organisatorin des Chanukka-Marktes, Gesine Gerhardt (37), „und deshalb feiern die Juden ihr Lichterfest jedes Jahr acht Tage lang.“ Das zentrale Symbol ist dabei der „Chanuk’ia“, der achtarmige Leuchter. Jeden Tag wird mit der neunten Kerze eine weitere entzündet.

Auf dem jüdischen Markt findet man alles, was man für das

Chanukkafest braucht: Dreidel (Kreisel), Latkes und Sufganiot (in Öl gebackene Plätzchen) und Chanukkia in allen möglichen Varianten: In Plüsch, Pappe oder Plätzchenform. Denn auch vor dem jüdischen Lichterfest macht die Kommerzialisierung nicht Halt (*Eröffnung Sonntag, 14 Uhr, Lindenstr. 9-14, Mitte, bis 31.12., 12-18 Uhr*). Katharina Kaupen

VERÖFFENTLICHUNGEN UND VORTRÄGE DER MITARBEITER UND MITARBEITERINNEN DES JÜDISCHEN MUSEUMS BERLIN

Veröffentlichungen (Auswahl)

Inka Bertz, Sammlungen

- **Lesser Urys „Jerusalem“ – die Biographie eines Kunstwerkes**, in: Görlitzer Magazin. Geschichte und Gegenwart der Stadt Görlitz und ihrer Umgebung, 17/2004/2005, S. 96–112
- **Hermann Strucks Erfolgsbuch „Die Kunst des Radierens“**, in: Ein Fest der Künste. Paul Cassirer. Der Kunsthändler als Verleger, Rahel E. Feilchenfeldt, Thomas Raff (Hg.), München 2006, S. 123–139
- **Das Kammergericht und die deutsch-jüdische Geschichte**, in: Museums-Journal, 20. Jg., 2006, H. 2, S. 22/23
- **Juden in Berlin – Orte ihrer Geschichte**, in: Reisen durch das jüdische Deutschland, Micha Brumlik, Rachel Heuberger, Cilly Kugelmann (Hg.), Köln 2006, S. 12–42

Helmuth F. Braun, Ausstellungen

- **Sigmund Freud „Ein gottloser Jude“ – Entdecker des Unbewussten** (Jüdische Miniaturen, Band 37), Berlin 2006

Christian Dirks, Ausstellungen

- **„Die Verbrechen der anderen.“ Auschwitz und der Auschwitz-Prozess der DDR**, Paderborn, München, Wien, Zürich 2006
- **„Die Rechtsanwaltskammer Berlin in den Jahren 1945 bis 2004“**, in: Gerhard Jungfer/Stefan König (Hg.), 125 Jahre Rechtsanwaltskammer Berlin. Festschrift, Stuttgart u.a. 2006, S. 293 ff.
- **„Karrieresprung Vernichtungslager.“ Dr. Horst Fischer in Auschwitz**, in: Helgard Kramer (Hg.), NS-Täter aus interdisziplinärer Perspektive, München 2006, S. 143–170

Prof. Dr. Klaus Siebenhaar, Development und Marketing

- **KulturHandbuch Berlin. Geschichte & Gegenwart von A–Z**, 3. erweiterte und aktualisierte Auflage, Berlin 2005 (Eintrag: „Jüdisches Museum Berlin“, S. 222–224)
- **Fundraising**, in: Fundraising, Nr. 1/2005, S. 16–22
- **Traummaschine, Bildungserlebnisquartier und Ort des „großen Gesprächs“.** Vom Kunstmuseum im 21. Jahrhundert, in: Klaus Siebenhaar (Hg.): „Die Sprache der Bilder“. Hermann Haarmann zum 60. Geburtstag, Berlin 2006, S. 161–169
- **Capital Culture. Berlin Culture: An Evaluation in the Early 21st Century**, in: Berlin for Young People, Berlin 2006, S. 68–83 (engl. und dt. Ausgabe)

Dr. Jutta Strauß, Medien

- **Speyer, Mainz, Worms**, in: Micha Brumlik, Rachel Heuberger, Cilly Kugelmann (Hg.): Reisen durch das jüdische Deutschland, Köln 2006, S. 270–279
- **Jiddisch – Die Geschichte einer Sprache**, in: Micha Brumlik, Rachel Heuberger, Cilly Kugelmann (Hg.): Reisen durch das jüdische Deutschland, Köln 2006, S. 318–328
- **„Together With the Shell, They Have Thrown Away the Kernel“: Aaron Halle-Wolfssohn’s Critique of Contemporary Judaism**, in: Glenda Abramson, Hilary Kilpatrick (Hg.), Religious Perspectives in Modern Muslim and Jewish Literatures, Abingdon/New York 2006, S. 112–134

- **Ein neues Klagelied über die Zerstörung der heiligen Gemeinde von Worms**, in: Fritz Reuter, Ulrike Schäfer (Hg.), Wundergeschichten aus Warmaisa. Juspa Schammes, seine Ma’asseh nissim und das jüdische Worms im 17. Jahrhundert, Worms 2006, S. 64–68
- **Die Haskala – Auf der Schwelle zur Moderne**, in: Freunde und Förderer Schloß Britz e.V. (Hg.), 300 Jahre Schloß Britz. Ewald Friedrich Graf von Hertzberg und die Berliner Aufklärung, Berlin 2006, S. 125–129

Vorträge (Auswahl)

Inka Bertz, Sammlungen

- Mai 2006: **Lesser Urys „Jerusalem“ – die Biographie eines Kunstwerkes**, anlässlich der Rückgabe des Gemäldes an das Kulturhistorische Museum Görlitz, Barockhaus, Görlitz
- Oktober 2006: **Hermann Struck und das Berliner Kunstleben seiner Zeit: Künstler, Publikum, Sammler**, Jüdisches Museum Frankfurt am Main

Dr. Iris Blochel-Dittrich/Etta Grotrian, Medien

- September 2005: **Thesaurus zur deutsch-jüdischen Geschichte: Ein Thesaurus in drei Datenbanken**, Jahrestagung der Fachgruppe Dokumentation im Deutschen Museumsbund: „Vokabular und Vokabularkontrolle in der Museumsdokumentation“, Berlin

Helmuth F. Braun, Ausstellungen

- November 2005: **Voids – Leerräume in der Architektur von Daniel Libeskind. Das Jüdische Museum Berlin**, im Rahmen des 2. Ästhetik-Festivals der Universität Bielefeld

Christian Dirks, Ausstellungen

- September 2005: **Albert Einstein und die jüdische Gemeinschaft**, Kurhaus, Bad Homburg
- Oktober 2005: **„relativ jüdisch“. Albert Einstein. Jude, Zionist, Nonkonformist**, Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Bremen
- Februar 2006: **Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen in der DDR**, Buchhandlung „buch habel“, Erfurt
- September 2006: **Der Umgang des MfS mit nationalsozialistischen Gewaltverbrechern**, im Rahmen einer Podiumsdiskussion über NS-Täter in der DDR, Franckesche Stiftungen, Halle
- Oktober 2006: **„Die Verbrechen der anderen“. Auschwitz und der Auschwitz-Prozess der DDR: Das Verfahren gegen den KZ-Arzt Dr. Horst Fischer**, Kleine Synagoge, Erfurt

Dagmar Ganßloser/Etta Grotrian, Medien

- Oktober 2005: **Relaunch der Website des Jüdischen Museums Berlin: „Mehr als PR – Einfach für Alle“**, auf der Tagung „Museums and the Internet 2005“, Frankfurt am Main

Etta Grotrian, Medien

- Februar 2005: **The design of multimedia interpretation and displays in museum and heritage settings: Rafael Roth Learning Center of the Jewish Museum Berlin**, im Rahmen der Tagung „Story telling in museum contexts: innovative pedagogies to enhance personnel competence“, Turin
- Oktober 2005: **Neue Geschichten im Rafael Roth Learning Center im Jüdischen Museum Berlin**, DMB-Jahrestagung der Fachgruppe Dokumentation im Deutschen Museumsbund, Berlin

Uriel Kashi, Bildung

- Dezember 2006: **Konstruierte Identität – Zwischen Selbstbehauptung und Akkulturation in deutsch-jüdisch-türkischen Diskursen**, im Rahmen des Workshops „Diaspora und Migration lernen“, Jüdisches Museum Hohenems

Maren Krüger, Dauerausstellung

- Juni 2005: **Suitcase, Banknote, Sponge: Exhibiting Everyday Objects – The Jewish Museum Berlin**, im Rahmen der Tagung „One More Thing. History, Writing, and Everyday Objects“, Universität Bonn
- Januar 2006: **Zwischen Wissenschaft und Besucherorientierung – das Jüdische Museum Berlin**, im Rahmen der Tagung „Wahre Geschichte – Geschichte als Ware“, Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald

Aubrey Pomerance, Archiv

- September 2005: **Jüdische Museen als Motor archivischer Sammeltätigkeit**, im Rahmen des Kolloquiums „Jüdisches Archivwesen“ aus Anlass des 100. Jahrestags der Gründung des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 10. Archivwissenschaftliches Kolloquium der Archivschule Marburg
- September 2006: **Rabbiner Magnus Weinberg. Chronist jüdischen Lebens in der Oberpfalz**, im Rahmen der Tagung „Geschichte der Juden in der Oberpfalz“, Sulzbach-Rosenberg
- Oktober 2006: **Zeugnisse deutsch-jüdischer literarischer Kultur in Deutschland zwischen 1933 und 1938/43: Die Bestände des Leo Baeck Instituts**, Internationale Konferenz „Zwischen Rassenhass und Identitätssuche: Deutsch-jüdische literarische Kultur im nationalsozialistischen Deutschland“, Jüdisches Museum Berlin
- Oktober 2006: **Der Archäologe Otto Rubensohn**, im Rahmen des Workshops „Klassische Archäologie in Zeiten von Nationalsozialismus und Faschismus“, Deutsches Archäologisches Institut Berlin

Nina Ritz, Bildung

- Dezember 2006: **Migration / Integration / Identität. Wo stehen die jüdischen Museen in diesem Spannungsfeld?** im Rahmen des Workshops „Diaspora und Migration lernen“, Jüdisches Museum Hohenems

Eva Söderman, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

- April 2005: **Nicht von gestern – PR für ein historisches Museum**, PR-Salon, Berlin
- März, Juni und August 2006: **Die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Jüdischen Museums Berlin**, Deutsche Presseakademie, Berlin

Dr. Jutta Strauß, Medien

- Juni 2005: Seminar zum Judentum und rituellen Objekten für die Klasse „**Gestalten mit digitalen Medien**“ und das Semesterthema „Sakral Design“
- Januar 2006: Teilnahme an der Podiumsdiskussion „**Mehr Wirkung für eine wissens- und innovationsorientierte Regionalpolitik in Berlin**“, Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin
- Oktober 2006: **Isaak Euchel, Aron Halle-Wolfssohn und literarische Mehrsprachigkeit**, auf der internationalen Tagung anlässlich des 250. Geburtstages von Issak Euchel „Vom Nutzen der Aufklärung oder: Woß tut me damit, Isaak Euchel (1756–1804), die jüdische und die deutsche Aufklärung“, Forschungszentrum Europäische Aufklärung Potsdam

Prof. Dr. Klaus Siebenhaar, Development und Marketing

- März 2005: **Von den USA lernen. Chancen und Möglichkeiten professioneller Fundraisingstrategien im deutschen Kulturbetrieb**, auf der Fachtagung Marketing und Fundraising für Kunst und Kultur, Evangelische Akademie Bad Boll
- November 2005: **Der notwendige Unterschied: Markenbildungsprozesse als Teil eines umfassenden Marketingmanagementprozesses**, auf der Tagung „Kulturbranding Weimar“, Institut für Kulturmanagement Weimar
- November 2005: **Antisemitismus und Internet**, auf der Tagung des AOL-Sicherheitsrates, Bundeskanzleramt Berlin

ABBILDUNGSNACHWEIS

Bundesregierung 12

Manfred Joachim 44

Jüdisches Museum Berlin 22, 39, 42, 45, 46, 47, 48, 51, 65

Foto Thomas Bruns 16

Foto Jo Diener 48

Foto Barbara Dietl 15

Foto eventfotografen.de, Berlin-Basel 25, 67, 68

Foto Volker Kreidler 82

Foto Stephan Schraps 67

Foto Sabeth Stickforth 14, 19, 63, 69, 84

Foto Sönke Tollkühn 2/3, 8/9, 10/11, 13, 16, 17, 18, 21, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 45, 50, 53, 54, 55, 56, 58, 59, 60, 61, 62, 65, 66, 71, 72, 74, 75, 76, 81, 82, 83, 84, 85

Foto Jens Ziehe 1, 6/7, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 25, 26, 27, 29, 37, 41, 42, 43, 44, 49, 55, 56, 57, 64, 73, 77, 79, 82, 85

Fotomontage: berlinerverhaeltnisse.de 69

Schenkung von Peter Jacoby 44

Schenkung von Mara Vishniac Kohn 4/5, 26, 80, 83

Schenkung von Marion und Dodo Kroner, Foto Jens Ziehe 36

Schenkung von Frances Marks, Foto Jens Ziehe 38

Schenkung von Herbert und Elisabeth Simon 38

Schenkung von Edith Singer, Foto Jens Ziehe 40

Schenkung von Elisabeth Wust 42

Jüdisches Museum Berlin und Restaurant Liebermanns 76

Maccabi World Union Archive, Israel 45

Foto *Stephan Sasek* 27

Foto *Anne Kathrin Schuhmann* 80

Art Spiegelman, mit freundlicher Genehmigung von The Wylie Agency, Inc. 20

Foto *Sönke Tollkühn* 43

IMPRESSUM

© Stiftung Jüdisches Museum Berlin
Berlin, Juli 2007

Herausgeber

Stiftung Jüdisches Museum Berlin

Direktor

Prof. Dr. W. Michael Blumenthal

Stellvertretende Direktorin

Cilly Kugelmann

Geschäftsführer

Dr. Ulrich Klopsch

Redaktion

Eva Söderman

Koordination

Signe Rossbach, Eva Söderman

Textbearbeitung

Eva Söderman, Melanie von Plocki

Bildredaktion

Theresia Lutz, Melanie von Plocki

Übersetzungen

Axel Lapp (deutsche Ausgabe), Isabel Cole,
Darrell Wilkins (englische Ausgabe)

Gestaltung

Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Litho

Einsatz Creative Production, Hamburg

Druck

gutenberg beuys feindruckerei, Hannover

Stiftung Jüdisches Museum Berlin

Lindenstraße 9-14

D-10969 Berlin

Tel.: +49 (30) 25993-300

Fax: +49 (30) 25993-409

www.jmberlin.de

info@jmberlin.de

BEITRÄGE

Die Ausstellungen

Die Dauerausstellung

Maren Krüger, Gelia Eisert

Die Sonderausstellungen

Helmuth F. Braun

(BAUEN!, Techniker der Endlösung)

Michal S. Friedlander (Weihnukka)

Cilly Kugelmann (PSYCHOanalyse)

Margret Kampmeyer-Käding

(Heimat und Exil)

Aubrey Pomerance

(Roman Vishniacs Berlin)

Theresia Lutz (jüdisch-jetzt)

Besucherorientierung

Besucherservice

Johannes Rinke

Besuchersforschung

Christiane Birkert

Besucherszahlen

Christiane Birkert

Die Sammlungen

Die Kunstsammlungen

Inka Bertz

Die Judaica-Sammlung

Michal S. Friedlander

Die Fotografische Sammlung

Theresia Lutz

Das Sammlungsmanagement

Gisela März

Das Archiv

Aubrey Pomerance

Das Archiv des Leo Baeck Instituts

New York

Aubrey Pomerance

Die Kabinettausstellungen

Aubrey Pomerance

Medien

Dr. Jutta Strauß

Das Rafael Roth Learning Center

Dr. Jutta Strauß

Die Website

Dr. Doreen Tesche

Die Bibliothek

Ulrike Sonnemann

Die Publikationen

Signe Rossbach

Das Pädagogische Programm

Tanja Groenke

Die Veranstaltungen

Gesine Gerhardt, Anne Rolvering,

Alexa Kürth, Aubrey Pomerance

Marketing

Gesine Gerhardt, Dr. Martina Dillmann

Development

Tatjana Bartsch

Die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Eva Soederman

Die Verwaltung

Dr. Ulrich Klopsch

Der Technische Service

Bülent Durmus

Die Partner

Restaurant Liebermanns

Martina Bender, Restaurant

Liebermanns

CEDON MuseumShops

Alexander Fietz, Geschäftsführer

CEDON MuseumShops GmbH

Wir bedanken uns bei den Mitarbeitern und Freunden des Hauses, die bei der Realisierung dieses Jahresberichts mitgewirkt haben.

Ein besonderer Dank geht an Stephanie Hardick, Veronike Hinsberg, Jenny Lohse und Sophie Plagemann in Berlin sowie Beate Mössner und Susan Schulz in Hamburg.

Gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

